

Vermächtnis : Bekenntnisse von einem Arzt und Menschen / Hans Much.

Contributors

Much, Hans, 1880-1932.

Publication/Creation

Dresden : C. Reissner, 1933.

Persistent URL

<https://wellcomecollection.org/works/z3tn2cnq>

License and attribution

Conditions of use: it is possible this item is protected by copyright and/or related rights. You are free to use this item in any way that is permitted by the copyright and related rights legislation that applies to your use. For other uses you need to obtain permission from the rights-holder(s).



Wellcome Collection
183 Euston Road
London NW1 2BE UK
T +44 (0)20 7611 8722
E library@wellcomecollection.org
<https://wellcomecollection.org>

Haus Muck

51

L

BZP (Much)



22101129934

X6/586



Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Wellcome Library

<https://archive.org/details/b2997964x>

Much: Vermächtnis



Phot. Dührkoop, Hamburg

Hans Much

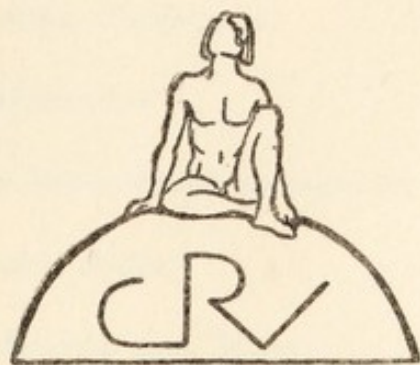
Hans Much

Vermächtnis

Bekennnisse

von einem

Arzt und Menschen



1 9 3 3

Carl Reißner · Verlag · Dresden

BIOGRAPHY

BZP (Moch)
301165



Copyright 1933 by Carl Reissner in Dresden

Printed in Germany

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Inhalt

	Seite
I. Hans Much. Eine biographische Skizze von Hermann Lenharz	9
II. Briefe an die Gattin	39
III. Blätter meiner Lebensgeschichte	115
IV. Was ist Leben?	129
V. Reinheit	144
VI. Bekenntnis	146
VII. Jugend	149
VIII. Vaterland	155
IX. Wo ist Deutschland am schönsten?..	166
X. Schiller. Bekenntnisse zu einem Symbol	170
XI. Ein Einsamer: Seydliß	190
XII. Nietzsches Träume und die Biologie	198
XIII. Goethes Neujahrslied	211
XIV. Reformation	223
XV. Die beiden Grundrichtungen der Kunst	230
XVI. Wahre Kultur	234
XVII. Bekenntnis zum Islam	236
XVIII. Der Mensch auf der Flucht	242
XIX. Wiedergeburten	245

Die Handschrift von Hans Much:

Ein Brief an seinen Verleger, den Inhaber des Verlages Carl Reißner

Sehr verehrter Herr Schumann!

Ich habe jetzt den neuen Morgen
durchgelesen. Alle Achtung! Sie
haben da ein Verlagswerk
I. Ordnung geschaffen. Aus
sehr, sehr kleinen Anfängen
heraus. Obwohl viel weniger
umfangreich als Diederichs,
doch 100 mal moderner
und frischer und weitblickender.
Sie haben den Sinn für das, was
Eckstein vom jungen sagt, nämlich
dass man nicht nur im Alten geht,
sondern auch im Neuen immer

Wieder sterben muß. / (Gene im Münster
von Straßburg, / ^{Erklärung von Erbkunst}
Was bei ~~Erbkunst~~ ^{Erbkunst} genug

bekannt wird, ist die Komposition
aus dem Nichts heraus. Da kann er
zeigen, ob er höchster Dichter, d. h. Poet
ist. Deliusseus Kritik in der M. H. H.
gibt gemeint, aber wer als Dichter
an Heiligenabendem bleibt - o, wenn.
Das ist gar zu billig. Der soll nicht mehr
E. ^{unrein} ~~unrein~~.

Trotz Straßburgs das ist gar
E. in edelstem Reize. Die
Wortwahl war frappierend Sie
werden davon hören. Aber Sie
sollen meine anderen 3 Werke
nicht als E. vergessen! Sie
sind ebenso gut und ebenso sehr
Gedanken eines (jetzt losen 2.) Dichters.
Hingeben Sie Hoff M.

Hans Much

Eine biographische Skizze von Hermann Lenhartz

Einem protestantischen Pfarrhause entstammend, verbrachte Hans Much seine Gymnasialzeit in Neustrelitz. Der Vater war ein prächtiger Mensch von großer Herzenstiefe und feinfühlerndem Verständnis für alle Art Mensch, von beneidenswerter Genügsamkeit, aber auch von erstaunlicher Genußfreudigkeit. Er war in vielem das gerade Gegenteil seines Sohnes.

Die Stiefmutter - die eigene Mutter hatte er im Alter von zwei Jahren verloren - betete den Sohn an, wie er es später in immer stärkerem Maße von allen verlangte. Hier liegt die Schuld auf beiden Seiten: auch die Bekannten und Freunde Muchs haben - vielfach unbewußt, oft aus Bequemlichkeit - dazu beigetragen, daß diese Eitelkeit immer grotesker wurde. Das Lernen fiel Much spielend leicht, und so war er ohne Anstrengung stets der besten Schüler einer oder gar der Beste. Kein Streber mit all den Widerwärtigkeiten eines solchen Typs, behielt er alles einmal Gehörte und Gelesene. Seine dichterische Begabung zeigte sich schon in frühester Jugend. Er kannte nicht nur alle Gedichte, die er einmal gelesen hatte, auswendig, sondern verfaßte auch selbst Verse und Dichtungen. Von dem Dreizehnjährigen gibt es ein „Nachtwächterlied in der Neujahrsnacht“, das voll von originellen Einfällen ist und besonders seiner Dankbarkeit gegen die Eltern beredten Ausdruck verleiht.

Wie in allen kleineren Städten gab es auch in Neustrelitz eine Schülerverbindung, zu der Hans Much tonangebend gehörte. Schon damals konnte er unheimliche Alkoholmengen in sich aufnehmen und in gewissem Sinne auch vertragen. Beim Vater hatte er eine außerordentliche Trunkfestigkeit gesehen und früh schon bewundert, wahrscheinlich auch nachahmenswert gefunden.

So betrat er, in diesem Punkte jedenfalls besser vorgebildet als manch anderer, die ehrwürdige Universitätstadt an der Lahn, um sich - nicht aus innerstem Drange - dem medizinischen Studium zu widmen. „Ich wurde von Juristen zur Jura überredet. Man schmeichelte mir mit einer ‚glänzenden Karriere‘ im politischen Dienst. - Aber kurz vor meinem Abgang zur Universität erhielt ich eine andere Richtung. Mein Vater kränkelte damals, die jahrzehntelang unbefoldete juristische Wartezeit erschien zu kostspielig. So gab ich denn nach, als man mir die Medizin aufdrängte, da mir nur die Nebenfächer der Medizin, die Naturwissenschaften, einiges Interesse versprachen. Flügellahn und innerlich knirschend bezog ich die Hochschule, hatte mir aber als Entgelt für meinen doppelten Verzicht eine viersemestrige Korpsstudentische Aktivität ausbedungen.“ Ebenso wie in Neustrelitz wollte er auch in Marburg führend werden. Er wurde es. Seine übersprühende Lebenslust und seine unermüdliche Kraft rissen fast alle mit sich. Nur wenige standen abseits. Eine auffallend elegante Erscheinung, wußte er sich von vornherein Achtung zu verschaffen

durch sein Wissen und sein Können. Als Erster Chargierter vertrat er sein Korps Teutonia im Marburger S. C. und im Verkehr mit den auswärtigen Vertretern gewandt und imponierend. Dabei war er nicht steif, sondern lobte sich auch oft und gern aus.

Aus der damaligen Zeit stammt auch sein Lied, das später im offiziellen Kommersbuch Aufnahme fand: „Die Wagen rollen, Peitschenknall, der Herr C. B. betritt den Saal ...“.

Außer Marburg besuchte der Student Much auch Kiel und Berlin. Dann führte ihn sein Weg nach Würzburg, wo er mit intuitivem Blick die Kunstschätze bewunderte. Daneben studierte er ausgiebig Land und Leute und – den Wein.

Mit zweiundzwanzig Jahren hatte Much sein Staatsexamen gemacht und war promoviert. Als eine ungewöhnliche Auszeichnung ist es zu betrachten, daß dem kaum Dreiundzwanzigjährigen eine Assistentenstelle bei Emil von Behring, dem Entdecker des Diphtherie- und Tetanusschutzserums, übertragen wurde. Dieser geniale Meister erhielt einen genialen Schüler, der nun mit allen Kräften sich der Wissenschaft hingab – nicht nur nach des Meisters Vorschlägen arbeitend, sondern selbst schöpferisch tätig war. Eine übermenschliche Arbeitskraft stand ihm zur Verfügung und ließ ihn – vom Ehrgeiz gepackt – Großes schaffen. „Wenn ich auf meinen Ehrgeiz verzichten soll, so hieße das, meiner Lebensbedingung entsagen, meinem grünen Lebensbaum die Wurzeln abschlagen.“ Es ist hier nicht der Platz, die einzelnen Arbeiten

Much's anzuführen. Die Tätigkeit bei Behring brachte es mit sich, daß Much sich dem Tuberkuloseproblem widmete. Ebenso natürlich wie Behring in Hans Much den genialen Forscher erkennt, ebenso natürlich ist es, daß die Arbeit nicht ohne Reiberei vor sich ging. Much fehlte jedes verbindliche Wesen (und wenn er später bei mancher Gelegenheit aus Bequemlichkeit oder zu eigenem Vorteil Zugeständnisse machte, so gab er ein Stück seiner selbst preis). In diese Marburger Zeit fiel die Entdeckung einer besonderen Form der Tuberkelbazillen, die auf eine neue, von ihm gefundene Art gefärbt, sich als feine Körnchen darstellen und als „Muchsche Granula“ anerkannt und weltbekannt sind.

Das war der erste große Wurf des Forschers Much. Neben der wissenschaftlichen Arbeit hatte Much, der keinen Augenblick unbeschäftigt lebte und eine wunderbare Tageseinteilung hatte, genügend Zeit, sich seinen Interessen zu widmen. Selbst als Dichter schöpferisch tätig, versammelte er einen Kreis Auserwählter, in dem Kunst, Literatur und Philosophie gepflegt wurde. Es waren anregende Stunden, denen er seinen Stempel aufdrückte. Der „Bunte Kiesel“ am Marburger Schloß, wo Much geradezu romantisch lebte, war bald ein stadtbekannter Platz. „Jedenfalls ich weiß, daß ich viel klüger bin als fast alle Menschen, mit denen ich je zusammen kam.“ „Meine Selbsteinschätzung sei mein Ruhm und der Maßstab meiner Taten“, so schrieb Much damals an seine Freunde. In seiner Lebensführung zeigte sich seine Lebenskunst.

Denn wir dürfen nicht vergessen, daß er nur kargste Mittel zur Verfügung hatte. Er mußte aber aus dem Vollen schöpfen, und weil es nicht ging, wurde geborgt. Die Schuldenlast hat ihn manchmal gedrückt. Aber er war trotzdem gastfrei, und nichts war ihm widerlicher als Knickerei und Knackerei.

In diesem Freundeskreise wurde rege philosophiert, oder Much las, was er meisterlich verstand, aus seinen Lieblingsdichtern Lenau, Heine, Conrad Ferdinand Meyer, Vischer, Reuter u. a. oder trug eigene oder anderer Gedichte frei aus seinem fabelhaften Gedächtnis vor.

Oft wurde fleißig musiziert, mit Vorliebe Schubert, Brahms, Schumann, Wolf und Strauß. Auch auf diesem Gebiete kannte sich Much, der selbst keine Musik trieb, gut aus. Er war ein begeisterter Anhänger klassischer, in späteren Jahren besonders der Beethovenschen und Mozartschen Werke, während er die moderne Richtung völlig ablehnte. An frühen Aufbruch durfte niemand denken. Lebhaftes Diskussionen über alle möglichen Fragen der Welt hielten die Freunde meist bis tief in die Nacht zusammen. Oft platzten die Geister hart aufeinander, und Muchs sehr ausgesprochene, autoritäre Ansichten erregten viel Widerspruch. Immer aber eilten die Stunden im Fluge dahin, immer war es reizvoll, geistig anregend und fördernd, auf dem „Bunten Kiesel“ zu Gast zu sein.

In diesen Jahren entstanden die Gedichte „Treue Stun-

den“ und der Grundstock zu „Denken und Schauen“. Das Leben auf dem „Bunten Rigel“ war Romantik. Heute noch schwärmen die Männer von jener Zeit, die aus nächster Nähe daran teilhatten. Sie haben stärkste Bereicherung dort empfangen und dem Unsteten bis zuletzt Treue gehalten, wenn auch der freundschaftliche Umgang teils durch die räumliche Trennung, teils durch Muchs Wandlungen in den letzten Jahren gelitten hatte. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf Leo Weiß' Nachruf im „Türmer“ (1932) und auf Georg Weiß' kritische Abhandlung in der „Christlichen Welt“ (1933). Daß sich um das Leben und Treiben eines solch ungewöhnlichen Mannes schon frühzeitig Legenden bildeten, ist klar. Es hieß, daß auf dem „Bunten Rigel“ Orgien gefeiert wären. Es ist von gewissenhaften Seiten wiederholt und ernsthaft versichert, daß solche Gerüchte maßlos übertrieben sind. Und warum sollte dieser von Lebenslust übersprudelnde, geistreiche Mann von gutem Aussehen und schönem Wuchs nicht Frauenaugen gefesselt haben, was Männer ohne jede äußere und innere Macht tagtäglich tun? Trotz der ungewissen Lage und trotz der Geldschwierigkeiten sagte Much seinen Dienst bei Behring auf. „Einstweilen in einer glänzenden Laufbahn haltmachen, das ist für einen Charakter, wie ich ihn habe, der nach großen ruhmvollen Leistungen giert, mit das Härteste, was es gibt.“

Much hatte das Glück, bald am Eppendorfer Krankenhaus unter Geheimrat Prof. Lenharz die Leitung des neugegrün-

desen Instituts für experimentelle Therapie zu erhalten. Mit Feuereifer schaffte der Forscher nun in selbständiger Stellung und arbeitete auf dem Gebiete der Immunitätswissenschaft, unterstützt von Assistenten und vielen auswärtigen Ärzten, die als Hospitanten tätig waren. Eine Anzahl wichtiger Arbeiten sind im Laufe dieser Zeit aus seinem Institut hervorgegangen, die häufig den originellen Stempel des Meisters trugen. Und wie so oft, stammten die Arbeiten aus einer Arbeitsstätte, die heute keiner mehr beziehen, ja geradezu als unwürdig bezeichnen würde. Damals war Much der geniale Forscher, immer eigene Wege gehend. Wie auf allen Gebieten der Medizin, ist auch hier vieles überholt, nicht Weniges hat strenger Prüfung nicht standgehalten. Das ist an und für sich kein Makel. Es war Muchs Fehler, jede Kritik von anderer Seite abzulehnen. Es gab wohl wenige so universalbegabte und geniale Mediziner wie ihn, wohl aber gab es kluge, gewissenhafte, eisern fleißige Männer in der Medizin, die sorgfältig die Muchschen Arbeiten nachprüfen konnten und - mußten. Denn manchmal fehlte es Much an Ausdauer. Voll von Problemen, mit denen er einen großen Stab begabter Männer hätte beschäftigen können, drang er auf schnelle Erledigung, und dabei kam nicht selten die Gründlichkeit zu kurz. Auch das Hintwegsetzen über bereits erschienene Literatur war unzulässig. So mußte Much viel berechtigten Widerspruch erfahren, den er hätte vermeiden können. Hier traten sich Dichter und Wissenschaftler gegenüber, und der Wissenschaftler mit engstem Horizont, aber

größtem Fachwissen – wenn auch nur auf kleinstem Gebiet – siegte über den universal begabten Künstler.

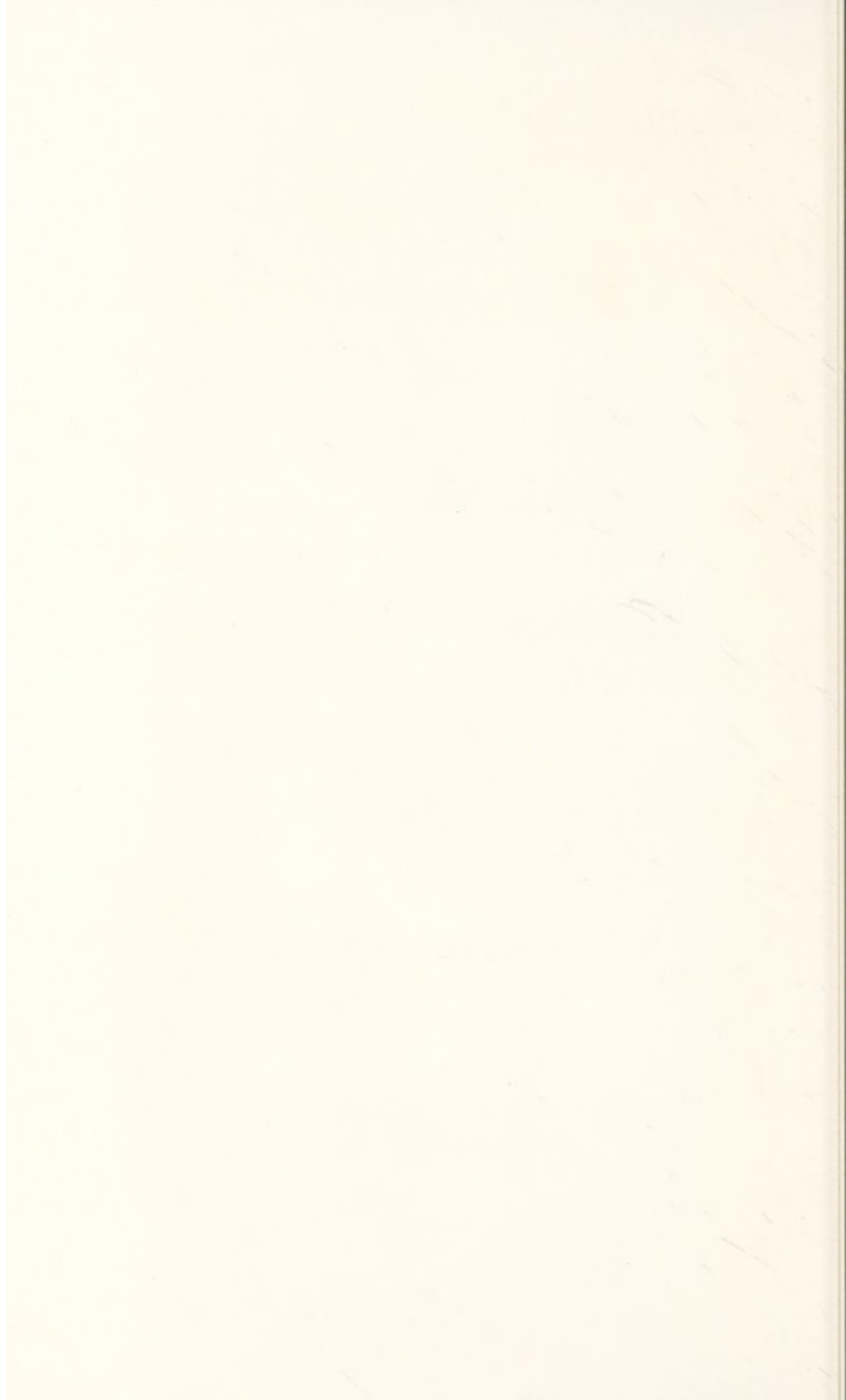
Schnell versammelte Hans Much in Hamburg Männer um sich, die auch Freude hatten, neben ihrem Fach noch andere Interessen zu pflegen.

Muchs glänzende gesellschaftliche Eignung öffnete ihm in Hamburg bald viele Türen, und er lernte den Luxus und die Eleganz der großen Stadt kennen in Häusern führender Größen auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Handels und der Kunst.

Die Freundschaft mit Deycke entstand im Beginn seiner Eppendorfer Tätigkeit. Ein schöner Bund, der auch wissenschaftliche Früchte trug in den Partialantigenen (nach Deycke-Much), einem besonderen Heilverfahren gegen die Tuberkulose, das wissenschaftlich viel bekämpft, aber sicherlich bis zum heutigen Tage durch kein besseres dieser Art übertroffen ist. Die Art und Weise der Bekämpfung dieses Heilmittels seitens der offiziellen Medizin wirft auch kein schönes Licht auf unsere „objektive“ Wissenschaft. Gerade, weil manches, was Much apodiktisch veröffentlichte, den Nachprüfungen nicht standhielt, und weil er auch solche wissenschaftliche Ergebnisse in herausfordernder Weise verfocht, die wirklich des Kampfes nicht wert, der Niederlage sicher waren, ging man vielfach dazu über, alle Arbeiten und Entdeckungen Muchs zu kritisieren und abzulehnen. Unentwegt stand Much eigentlich mit der offiziellen Medizin in Streit. Ich erinnere hier an seinen Eintritt



Der Student



für die Homöopathie und an seine mannhaften Worte im Kampf gegen die verabscheuungswürdige Vivisektion. Er liebte Tiere und Pflanzen mehr als den Menschen. Dauernd hat er gegen das sinnlose Operieren an Tieren gewettert und Lehrfilme von solchen Versuchen gefordert, die in immer eintöniger grausamer Weise Semester für Semester im Kolleg und Praktikum gemacht wurden. Da lag es nah, daß er dem Buch des Gennaro Giaburri „Die Vivisektion“ (Verlag Carl Reißner, Dresden) ein Geleitwort mitgab. Wie würde er sich über die Maßnahmen der jetzigen Regierung gefreut haben!

Hier ist eine große Tragik und die Wurzel für Muchs unglückselige spätere Entwicklung. Er wußte, daß er klüger war, als fast alle Menschen, mit denen er in Berührung kam. Aber es fehlte ihm die Selbstkritik, es fehlte ihm meist der Mut, eigene Fehler einzusehen und einzugestehen. Und wo ihm wissenschaftliche Begründung nicht mehr möglich war, da mußte eine herausfordernde Sprache aus-
helfen. Much kann ebenso wie Bjørnsen sagen: „Viele Male haben sie mich totgeschlagen, aber nie ganz.“ So vereinsamte Hans Much, der schon als Einundzwanzigjähriger schrieb: „... je mehr und mehr meine Seele zu innerer Klarheit und sicherem Selbstvertrauen sich aufschwingt, fühle ich mich immer einsamer, und ein gewisser Überdruß kann mich selbst in der lustigsten Gesellschaft nicht verlassen.“ In Muchs Gedichten und Briefen findet sich immer der Wunsch nach Einsamkeit oder die Betonung, daß Einsamkeit das Höchste sei.

„Könnt ich fühlen wie die Andern,
könnt ich denken wie die Meisten,
liebt ich nicht, allein zu wandern,
nicht die Klänge, die verwaisten.

Wahres Glück ist nicht gemeinsam.
Und allein geht der Erlöste.
Kraft ist zeitlos. Und wer einsam
denkt und handelt, ist der Größte.“ (1912)

Aber wer Muchs Leben wirklich durchdenkt und miterlebt hat, muß feststellen: er konnte nicht einsam sein, er wollte populär sein als Arzt, als Dichter, als Schriftsteller. Und da er infolge manch unglücklichen Charakterzuges nicht volkstümlich wurde, täuschte er sich die nicht gewollte Einsamkeit als Schönstes vor.

Wenn Much behauptet, daß er immer von Unglück verfolgt sei und alles im Kampf gegen alle aus eigener Kraft erreicht habe, so gebietet die Ehrlichkeit, dem zu widersprechen. In sehr jungen Jahren hat er Arbeitsplätze unter von Behring und Lenharz gefunden, um die ihn viele beneideten. Ihm sind Ehren und Auszeichnungen zuteil geworden wie der Hamburger Professortitel als Dreiunddreißigjährigem und die Verleihung des Prof. h. c. von der Türkei, die als ganz ungewöhnlich anzusprechen sind. Weiter sind ihm vor dem Kriege z. B. die Tuberkuloseforschungreisen nach Jerusalem durch staatliches und privates Entgegenkommen ermöglicht. Diese

ließen ihn in Berührung kommen mit der ägyptischen Kunst, die für seine Kunstauffassung lebenslang bestimmend blieb. Daß er in Palästina neben seiner medizinischen Sonderaufgabe Land und Leute kennenlernte und Kunstschätze sammelte, ist bei Muchs Veranlagung nur natürlich. Überhaupt waren Muchs Reisen mit Ausnahme der letzten Jahre, wo seine Krankheit schon für den Eingeweihten spürbar wurde, nicht „Erholung“ – sondern Entdeckungsreisen, die ihn in immer neue Länder führten. Dabei dienten sie auch dazu, um ihn in Muße das Niederschreiben zu lassen, was den immer unruhigen Geist beschäftigte. So führten ihn Reisen zu Konsilien oder Vorträgen nach England, Holland, Frankreich, Spanien, Italien, Kleinasien, Ägypten und Amerika. Oft war der berühmte Arzt von internationalem Ruf, den er auch äußerst geschickt ausnutzte, Gast bekannter Körperschaften oder eines Prominenten des betreffenden Landes. Fast überall wurde er voll Ehrerbietung begrüßt. In solchen Fällen konnte er erstaunlich liebenswürdig sein. Aber auch sein deutsches Vaterland kannte Much recht gut. Er war in seinen besten Jahren – schon lange vor dem Kriege – ein begeisterter Heidewanderer. Als solcher hat er manch schönes Heidegedicht verfaßt und viele wunderbare Stimmungsbilder mit dem photographischen Apparat festgehalten. In gleicher Begeisterung durchstreifte er das „Alte Land“, dessen herrliche Bauernhäuser ihn immer erneut fesselten.

Überhaupt – konsequent war Much nicht! Er war nicht nur ein Mensch mit seinem Widerspruch, vielmehr ein von un-

zähligen Widersprüchen Gemarterter, zu tiefst nach meiner Überzeugung: Unglücklicher.

Neben einem in mehreren Auflagen erschienenen Lehrbuch über „Pathologische Biologie“ sind verschiedene mehr aphoristisch gehaltene medizinisch-philosophische Bücher bei Kabitzsch verlegt. Mehrere Hundert wissenschaftliche Arbeiten sind in Zeitschriften u. a. veröffentlicht. Ein großer Wurf gelang Much mit dem Omnadin, einer Immunvollvakzine. Der Heilwert dieses Mittels ist umstritten; neben Hunderten und aber Hunderten von Veröffentlichungen zugunsten des Mittels aus der Human- und Veterinärmedizin fehlt es nicht an Stimmen, die dieser Vakzine jeglichen therapeutischen Erfolg absprechen. Wer als Arzt kritisch eingestellt ist, weiß, wie unendlich schwer es ist, den Wert eines Heilmittels objektiv festzustellen und wird deshalb auch diese Unstimmigkeit verstehen. Der Erfolg dieses wirklich international bekannten Heilmittels hat Much recht gegeben. Nach dem Kriege übte er zunächst auch eine Tuberkulosepraxis aus. Eine außergewöhnlich große Zahl von Patienten aus der Nähe und Ferne holte seinen Rat ein. Allmählich wurde er durch diese Praxis in seiner Zeit so beschränkt, daß er die praktische ärztliche Tätigkeit stark vernachlässigte. Seine Erfolge in therapeutischer Hinsicht beruhten in erster Linie auf seiner stark suggestiven Art.

Während in dem primitiven Institut, das Much 1907 bis 1924 bewohnte, Arbeiten entstanden, die meist die Frucht

ernster Forschung und fleißiger, mühseliger Experimente waren, läßt das Pracht- und Luxusinstitut, das 1925 bezogen wurde, an dem Gehalt der wissenschaftlichen Arbeiten oft viel zu wünschen übrig. Die Zahl sollte die Arbeitskraft beweisen, wie anscheinend die Zahl der Räume die Wichtigkeit des Instituts. Überall im Reich dasselbe: früher schlicht, später prunkvoll. Much arbeitete als ernster Forscher viele Jahre in einem einzigen Raum und später hatte er im neuen Heim eine Flucht von sieben Laboratorien und mehreren Einzelzimmern.

Als Mediziner ist Much in den letzten Jahren noch wiederholt vor der breiten Öffentlichkeit in Erscheinung getreten. Zuerst bei jenem unglückseligen Lübecker Calmette-Prozeß, in dem er die Ungefährlichkeit dieser sogenannten „Impfung“ in schärfster Weise bestritt. Hatte er doch schon lange – früher ein begeisterter Verfechter der abgestimmten Immunität – der unspezifischen Immunität als dem wertvollsten Schutz das Wort geredet. Leider ist es ihm nicht gelungen, dem Freunde sein schweres Schicksal zu erleichtern.

Weiterhin hat Hans Much viel von sich reden gemacht bei seinen Pflanzenversuchen. Er hatte gefunden, daß manche Pflanzen befähigt sind, Tuberkelbazillen in kurzer Zeit aufzulösen. So hoffte er, diese Entdeckung für den Kampf gegen die Tuberkulose benutzen zu können. Nicht unerwähnt dürfen seine Versuche über die Entgiftung narкотischer Gifte, der sogenannten Alkaloide, bleiben. Sie zielten darauf hinaus, diesen Mitteln ihre heilsame Wirkung zu erhalten, aber sie von

ihrer schädigenden Komponente zu befreien. Fürwahr ein großer Segen, wenn es ihm gelungen wäre! Es scheint aber, daß seine Versuche als gescheitert angesehen werden müssen.

Der Dichter und Schriftsteller ist vom Arzt nicht ohne weiteres zu trennen.

Natur

Ich kam zu dir als Forscher und als Mann,
Gesetzbewährt bezwang ich deinen Bann.
Doch du bliebst starr: gleich wirren Dämmerträumen
lag dumpfes Grau in deinen kalten Räumen.

Nun komm ich wieder, wehrlos wie ein Kind,
wahnvoll, wie Dichter und wie Kinder sind.
Da lächelst du - und dem beschämten Dichter
entzündest du unzählig bunte Lichter.

Muchys Stil war rein und schön. Er haßte alle Sprachverunreinigungen. Auch seine medizinischen Schriften zeugten von der Fähigkeit, selbst auf diesem Gebiete einen schönen Stil zu schreiben. Die Bände „Treue Stunden“ und „Denken und Schauen“ enthalten viele wertvolle Gedichte. Meist handelt es sich um eine ausgesprochene Gedankenlyrik, die schwer zu verstehen ist. Immer wieder ist man ergriffen von den hohen sittlichen Idealen, die ihm vorschweben, und von den schweren Problemen, die er in Versen behandelt.

Rant

Durchwandert hab' ich wissenkühl und strenge
des bunten Seins verwirrendes Gedränge.

Das trüglichsste Versteck hab' ich gelichtet,
den großen Grenzwall hab' ich aufgerichtet.

Da glaubt der Tor, geendet sei mein Lauf -
nein! Nun erst schließ ich große Pforten auf.

Ein Riesenkampf entrollt sich meinem Wissen:
Hier ruft das Sollen; dort befiehlt das Müssen.

Doch ob dem Toben und Gewühl im Dunkeln
seh ich der Freiheit große Lichter funkeln.

Und ich verstehe ihren ew'gen Schein,
und was man sein muß, um ein Mensch zu sein.

Mikroskop

Hat dein Auge wissendurstig
schönheitsfroh die Welt genossen,
blieb dir doch die größte Freude
und die schönste Welt verschlossen.

Alle Lust wird hier vertiefter,
alle Farben leuchten klarer,
alle Form wird groß und einfach,
alle Weisheit scheint dir wahrer.

Doch aus all der reinen Fülle:
Farben, Formen, Tod und Reimnis -
gleich unnahbar winkt und lächelt
hoheitmächtig das Geheimnis.

Wenn er auch sicher die hochdeutsche Sprache formvollendet beherrschte, so lag ihm als Dichter vielleicht die plattdeutsche Mundart noch mehr. Kann man sich zartere und tiefere, dabei so unendlich schlichte Verse denken als diese:

Leiw

„Frauke Marleen,
nu heft du min Hart,
heft all, wat icĥ bün,
un all, wat icĥ ward.
Min stäwigen Knaken,
min Arm un min Been,
de sünd nu din eigen,
lütt Frauke Marleen!“

„Min Henning, min Jung,
wo riĥ, dat icĥ ward!
Iĥ nähm all din Gleder,
Un am leiwsten din Hart.
Iĥ will sei di wohren
vör Undäg un Nod'. . .
Un din Hart will icĥ straken,
bet uns' Herr kümmt: de Dod.“

Und weiter:

Slap

Slap, min lütten Läufchenfloehn!
Mudding bußt di, slap, min Soehn!
Möd lütt Beinings, möd lütt Mund,
slap di Fäut un Hart gesund,
slap min lütten Glaszkopp!

Jung, wat is din Hoor so stur!
Wardst mal 'n dägten Heidjerbur.
Stirve Nack un sture Mod
steiht 'n dütschen Kirl so god.
Slap min lütten Glaszkopp!

Kloeterbüß

Nu kiek, mien Lütt, kiekst nich umfüß:
dien Wadding schenkt di ne Kloeterbüß.

Dat floetert un roetert;
dat schracht un maracht,
dat bullert un ploetert -
un Kindting, dat lacht!

Gläuw mi, de Welt daar buten is
nig anners as ne Kloeterbüß:

Dat floetert un roetert,
dat schracht un maracht,
dat bullert un ploetert -
un Kindting, dat lacht!

Diese Gedichte stammen aus „Lo Hus“ und „In't Rinnerland“. Und ist es nicht bezeichnend, daß er gerade der geliebten Mutter den Abschiedsgruß auf plattdeutsch zurief:

Up Mudders Graww

Wenn ick mi sülvst nich finnen kann,
helpt mi dien Bild taurecht,
ahn dat dien Hand wat wiesen deiht,
ahn dat dien Mund wat seggt.

Du büßt tau iedel Bild un Geist
tru in mi uperstahn,
nu kannst du saching allmiendag
mit mi tausamen gahn.

Er kannte auch den Wert der plattdeutschen Sprache wie wenige. Selten war sein Lachen herzhafter als beim Vorlesen von Fritz Reuters Werken. Während des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre trat er für die Pflege plattdeutscher Art mit seiner ganzen Persönlichkeit ein und gab damals „die „die Niederdeutschen Flugschriften“ heraus. Er verfaßte „n plattdeutsche Soldatenpredigt“ und „n Mul vull iernsthafte Soldatenleeder“. Es ist durchaus unrecht, wenn man glaubt oder behauptet, daß Hans Much „antinational“ war. Man kann aus seinen Schriften und Reden durchaus das Gegenteil beweisen. Er war aber in seiner Einstellung von Stimmungen so abhängig, daß er häufig innerhalb kurzer Zeitabschnitte sich selbst widersprach - und diese Widersprüche finden wir bei

allem seinen Schaffen, ganz besonders in weltanschaulicher Hinsicht. In der Jugend ein Verehrer der Jesusgestalt, allerdings in protestantischer und später in ausgesprochener kalvinistischer Deutung, wurde er in der unfreiwilligen Muße während des Krieges auf Grund tiefschürfender Studien der indischen und chinesischen Religionsphilosophie ein ernster Vertreter der buddhistischen Weisheit - zunächst auch in seiner Lebensführung. In seinem Werk „Zwei Tage vor Damaskus“, das in dramatisch bewegter Darstellung die Bekehrung des Paulus zu erklären sucht, behandelt er die Umkehr dieses Mannes. Er schreibt über diese Zeit in seiner Selbstdarstellung:

„Im Kriege war ich teils Leiter eines Tuberkuloselazarets, teils Korpshygieniker im Osten. An eine Tätigkeit, die jede nutzbare Minute zu verwerten sucht, gewöhnt, fand ich mich plötzlich einer ungeheuren Menge freier Zeit gegenüber. Mein Institut war geschlossen (ich war der einzige Serologe Hamburgs, der kriegsverwendungsfähig war), alle wissenschaftliche Arbeit mußte ruhen. So hatte ich denn Gelegenheit, mich auch in der dritten großen Überschau soweit als möglich zu vervollkommen. Ich las nicht nur, sondern studierte regelrecht die chinesische, indische und persische Religionsphilosophie und Dichtung. Die literarische Frucht waren später manche künstlerische und religionsphilosophische Bücher. Buddha hatte mich schon 1913 beschäftigt, aber in meiner damaligen Erzählung war es mir lediglich zu tun um die „Große Umkehr“, ein Problem, das mich zeitlebens beschäftigt hat und ja auch

der Anlaß zu meiner ersten Erzählung („Zwei Tage vor Damaskus“, 1911) wurde, die die Umkehr des Saulus zum Paulus behandelt. In mir und um mich fühlte ich es hell werden, wozu die wunderbare, sonnenerhellte Weite der Ukraine das ihrige mag beigetragen haben. Jedenfalls habe ich nie wieder so anhaltend und gesammelt an meiner sittlichen Persönlichkeit arbeiten können, wie dort. Ich erlebte, wie sehr der sittliche Wandel, ebenso wie die klare Erkenntnis einem Weg durch die Wüste gleicht, der täglich, ja stündlich neu begangen und ausgetreten werden muß, wenn anders er nicht vom Wüstensand des Lebens schnell verschüttet, oder doch unkenntlich und mühsam wieder erringbar gemacht werden will.“

Es ist ihm von manchen (auch von mir seinerzeit aus dem Felde) der Vorwurf gemacht, daß er so kurze Zeit nach diesem christusbejahenden Werk ein Anhänger der buddhistischen Lehre wurde. Lesen wir, was er darauf schrieb:

9. Januar 1918

„Lieber Schwager!

Aus Deinen Zeilen an M. sehe ich, daß Du mich seinerzeit ganz falsch verstanden hast. Ich will ganz gewiß keinen Menschen bekehren. Wer glauben kann, der glaube! Im Buddhismus ist kein Platz für den Glauben, man kann deshalb auch rechten, ob man ihn eine Religion nennen soll. Ich wollte Dich seinerzeit nur auf ihn hinweisen, da mir seine Wahrheit, die allerdings nur für sehr Wenige bestimmt ist, ein erschütternd-

des Erlebnis geworden war. Wenn christliche Pfaffen es nicht verstehen, daß ich zwei Jahre nach den „Tagen vor Damas-
kus“ den Buddha schrieb, so zeugt das für ihre Begrenztheit. Ich habe eben die Tiefen des Christentums durchschürft und nicht das gefunden, was ich suchte, bis mir bei der Berührung des Buddhas plötzlich die Erkenntnis - wenn auch damals nur ahnungsweise - kam. Wer nicht satt ist, sucht nach neuer Nahrung. Für mich wäre es nicht im geringsten erstaunlich, wenn einer drei Tage nach dem Saulus den Buddha geschrieben hätte. Alle Erleuchtungen kommen plötzlich. Man braucht ja nur an Saulus selbst zu denken, der diesen Einwand am schlagendsten von allen Beispielen in der Welt entkräftet. Christliche Pfaffen schlagen sich gar zu leicht mit ihren eigenen Waffen, weil sie nichts Höheres kennen als das Befehlen.“ -

In seinem ersten buddhistischen Werk „Buddha, der Schritt aus der Heimat in die Heimatlosigkeit“ erzählt er uns in fesselnder Art die Umkehr dieses Menschen, der aus innerstem Drange heraus alles von sich wirft und in der neuen Idee, die er als richtig erkannt hat, aufgeht. Der Fürstensohn verläßt Thron und Familie in unsagbarem Schmerz über das Leiden auf dieser Erde. - Diesem Werke folgen buddhistische Gedichte: „An Buddhas Hand, Lieder der Erweckung“ und ein kleiner Gedichtband „Ich nehme meine Zuflucht, Flug-
samen aus einem abendländischen Buddhagarten“.

Das Jahr 1920 steht ganz im Banne buddhistischer Auf-
fassung. „Die Heimkehr des Vollendeten“ ist gewissermaßen

eine Fortsetzung seines ersten Buddhaerwerkes. Diese beiden zusammen mit dem Hochgesang „Die Welt des Buddha“ geben uns das Recht, von einer „Buddhatrilogie“ zu sprechen. (Es ist sehr zu bedauern, daß Muchs Werke in den ersten Jahren nicht immer im gleichen Verlag erschienen sind.) Das Erlebnis des Krieges, die unsagbaren Opfer und Leiden haben natürlich den Pessimismus bei Much verstärkt, aber das, was er in diesen Jahren schuf, läßt erkennen, wie staunenswert tief er sich in Buddhas Geist einfühlen konnte. Außerordentlich glücklich war der Gedanke, das bekannte buddhistische Lehrgedicht das „Dhammapada“ zu übertragen. – Hans Much war ein Kämpfer, eine starke, ehrgeizige Persönlichkeit, der sicher ehrlich versucht hat, in buddhistischem Sinne zu leben. Er mußte – das wird niemand, der ihn kannte, verwundern – in seinem Vorhaben scheitern. Sicher urteilt Georg Weiß richtig, wenn er annimmt, daß „Much wohl gerade wegen der ihn bedrängenden Spannungen ein starkes Einheitstreben hatte und deshalb unablässig nach verwandten Urerlebnissen oder -erkenntnissen bei allen führenden Geistern der Menschheit späht“. Dieses Verlangen nach Synthese finden wir schon häufig in seinen medizinischen Arbeiten. Es mußte dort oft Widerspruch heraufbeschwören, wenn er diese hypothetische Einheit gewaltsam schuf. –

Von den Großen der Weltgeschichte hat ihn lange Zeit auch Alfbar gefesselt. „Nähme man die größten Herrschertypen des neuen Europa und vereinigte man sie in eine Person, dann ist es immer noch nicht Alfbar, dann fehlt noch der gewaltige

Bauherr, und es fehlt etwas Höchstes, das aussehen müßte, wie eine Vereinigung von Meister Eckehart=Luther=Kant.“ – In diesem „Alfbar, der Schatten Gottes auf Erden“ gibt uns der Dichter eine historische Beschreibung mit vielen religionsphilosophischen Dialogen, die seiner Wandlung entsprechend durchaus antichristlich sind.

Zu seinen bedeutendsten Werken ist sicher sein „Meister Eckehart“ zu rechnen, ein „Roman der deutschen Seele“. Der große deutsche Mystiker hat ihn gepackt und dem Gottheitsucher Richtung gegeben für lange Zeit. Der Wert dieses Buches ist auch in Fachkreisen anerkannt als sein bestes Werk.

„Wo haben wir einen zweiten Mediziner und Naturwissenschaftler, wo in der Gegenwart überhaupt einen Dichter, der vor uns das tragische Ringen eines der tiefstinnigsten und originalsten religiösen Denker in seiner geistigen und persönlichen Umwelt so lebendig werden lassen könnte, wie Much es in seinem 435 Seiten starken Buch über Meister Eckehart auf Grund hier nun wirklich eindringenden Studiums der Scholastik und vor allem der Mystik mit dichterischer, freilich durch Überwuchern des Denkens manchmal gelähmter Gestaltungskraft in reicher schöpferischer Sprache und in souveräner Beherrschung des schwierigen Stoffes getan hat?“

(Studentenpfarrer lic. theol. G. Weiß)

Noch ein großes Gebiet, auf dem Much führend mitgeschaffen hat, muß erwähnt werden: die Baukunst. Mit offenen Augen gereift, für alle Stile empfänglich, war die

Berührung mit der ägyptischen und islamischen Kunst für ihn ein überwältigendes Erlebnis. Er lehnte von da ab in scharfer, oft übertrieben schroffer Form die klassische Kunst ab. Dagegen trat er begeistert und begeisternd für die Gotik und besonders für unsere norddeutsche Backsteingotik ein. Neben einer großen Zahl von kleineren Aufsätzen über dieses Thema erschien während des Krieges die „Backsteingotik“, in der uns Hans Much in seiner klaren und bestimmten Weise den Wert dieser Baukunst verstehen lehrt. Wunderbare Aufnahmen aus allen Gegenden Norddeutschlands ergänzen in anschaulicher Weise den Text. „Norddeutsche Backsteingotik, ein Heimatbuch“ – so nennt er das erste Werk dieser Reihe, die die Bezeichnung „Hansische Welt“, trägt. In dieser sind außerdem aus seiner Feder noch erschienen „Norddeutsche gotische Plastik“, „Norddeutsches gotisches Kunsthandwerk“. Aber nicht nur die Norddeutsche Gotik hat ihn ergriffen, sondern die Gotik überhaupt. Sein mannhaftes Eintreten für diese Kunstepoche hat ihm viel Anerkennung, aber auch manchen Widerspruch von Fachleuten eingetragen. Mit vollem Recht schreibt Hans Much in seiner „Selbstdarstellung“ ... „in der Tat glaube ich durch dieses Wirken meiner Pflicht gegen das Vaterland mehr genügt zu haben als die Masse derer, die das Wort Patriotismus nur für gewisse Schaustellungen und hohe wie hohle Reden benutzen, sich selbst im Reinbesitz aller Vaterlandsliebe glauben, es aber auch allen wirklichen Taten gegenüber mit dieser Proklamie-



Phot. Dührkoop, Hamburg

Hans Much



rung bewenden lassen und für sich selbst den höchsten Grad der Bequemlichkeit und Opferlosigkeit in Anspruch nehmen“. „Zurück zur Heimat“ ist der Ruf, der seine kleine Schrift: Heimatkultur (Flugschrift des Reichsbundes für Heimatkunst) durchdringt. „Die arische Rasse ist deshalb die genialste und kulturbegabteste, weil sie am weitesten abrücken konnte vom Erscheinungs=Ich, am weitesten in die Welt der Ideen hinein= und darüber hinauslangen konnte.“ Much erklärt, daß der höchste Ausdruck einer Allgemeinkultur unzweifelhaft die Baukunst ist. „Jede deutsche Großtat ist mit feinen oder starken Fäden mit der Gotik verknüpft. Nordische Gotik ist Glaube und Größe, ist reinste Prägung germanischen Wesens; kühn wie die Jugend und klug wie das Alter, streng wie Natur und weit wie Idee, drangvoll wie Gastertrieb und keusch wie Versonnenheit, voll fordernder Phantasie und genialster Beschränkung, manchmal erschütternd, immer befreiend.“ Die Baukunst im Sinne der Backsteingotik will Much ebenso gepflegt wissen, wie die wundervolle plattdeutsche Sprache. -

Hans Much beherrschte die deutsche Sprache in vollkommener Weise, das führte gelegentlich zu einem Jonglieren. In seinen letzten Werken tritt zu sehr der Drang nach Wortspielen hervor, wodurch manchesmal der Genuß an der Lektüre stark beeinträchtigt wird. Sein Werk „Hippokrates der Große“ erscheint mir das schwächste. Er versucht hier in großen Linien die Geschichte der Medizin darzustellen und legt Hippokrates manchen Gedanken in den Mund, den er hegt und

pflegt. Gerade dieses Buch zeichnet sich auch durch eine Anzahl von Wortspielen aus. - Um 1925 wurde „Der Phönix“ gedruckt, das Hans Much als „ein Spiel vom Letzten“ bezeichnet. Der Vogel Phönix ist der Hüter des Weltgeheimnisses. Dramatisch bewegt kann man die Handlung nennen, aber niemals wird sie ein großes Publikum finden. Dafür ist sie nicht geschaffen. Das Werk wurde seinerzeit in einem kleinen auserwählten Kreise vorgelesen und überraschte durch seine schöne Sprache und die hohe und reine Ideenwelt. Es muß überhaupt hervorgehoben werden, daß der Dichter Hans Much niemals Rücksicht auf den Zeitgeschmack genommen, sondern so geschaffen hat, wie seine innere Stimme es befahl. Wenn wir noch seines Buches „Das ewige Ägypten“ gedenken, in dem er seiner Verehrung zu diesem uralten Kulturland beredte Sprache verleiht, so haben wir in Kürze wohl die wesentlichen Werke erwähnt. -

Marie Much hat immer treu zu ihrem Mann gehalten. Jeder versteht, daß das Leben an seiner Seite sicher nicht leicht war. Rücksicht kannte er nicht. *Moi c'est moi*. Seine Frau mußte oft vermitteln, wenn er im Zähzorn oder Alkoholrausch Zwist oder Zerwürfnis heraufbeschworen hatte. Sie mußte auf Reisen und in Hamburg die oft bis an die Grenze des Erträglichen gehende, ja häufig unerträgliche Selbstüberschätzung dämpfen. Rührend war Muchs Liebe zu seinem einzigen Kinde, das von Hans Muchs Vater auf den Namen Waldburg gekauft wurde.

Marie Much war dem in späteren Jahren viel von wirklicher und eingebildeter Krankheit Geplagten eine unermüdliche Hilfe. Den Anfang der Krankheit machte eine Ischias 1921. Sie warf den bis dahin gesunden Mann auf ein langes schmerzenreiches Krankenlager. Wochenlang konnte er nur im Stuhle sitzend die Nacht zubringen und bekam endlich zur Linderung der Schmerzen Morphinum, dessen selige-unselige Wirkung er verspürte, und von da ab nicht mehr missen konnte. Bei seiner Einstellung brauchte er Betäubung zur Arbeit, zum Vergessen, zur innerlichen Schau.

Die Offenheit, mit der über Muchs Leben gesprochen wird, darf nicht falsch verstanden werden. Erstens sind viele Nachrufe, ja auch Biographien ein eitel Lobreden – das ist unmännlich. Zweitens wird man Muchs Persönlichkeit viel besser verstehen, wenn man seine krankhaften Züge kennt. Ähnlich wie – um nur zwei Beispiele zu nennen – bei Grabbe und Nietzsche wäre es lohnend, nicht eine Biographie, sondern eine Pathographie über Hans Much zu schreiben, wie es Möbius bei solchen genialen Menschen forderte.

Finanziell unabhängig, in einem stilvoll schönen Heim wohnend, viel gereist, reich an äußeren Ehren war Hans Much übersättigt. Da packte ihn im Alter noch das Genießen. Man könnte für seinen letzten Lebensabschnitt Faust's Wort wählen

„So taumle ich von Begierde zu Genuß,
und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.“

Der stolze Mann wurde vergiftet: körperlich und seelisch. Und als ob er sein Ende nahen fühlte, - er sprach gern von Todesahnungen, so daß er schließlich nicht mehr ernst genommen wurde - arbeitete er in unermüdlichem Drang, wobei er nachts sich ähnlich Grabbe durch Gift aufpeitschte, an der Fortsetzung von Schillers „Demetrius“. Auch ihm war es nicht vergönnt, dies große Werk ganz fertigzustellen. Von autoritativer Seite ist die nachgelassene Tragödie als außerordentlich wertvoll bezeichnet, der aber leider die endgültige Überarbeitung fehle. In Freundeskreisen las Much noch kurze Zeit vor dem Tode dies Werk mit berechtigtem Stolz vor.

Muchs Entwicklung und Werk ist schon oft während seines Lebens beschrieben. In manchen Ansprachen, bei inoffiziellen und offiziellen Gelegenheiten, ist seiner rühmend gedacht. „Hans Much, einer der wegweisenden Führer in der niederdeutschen Landschaft, gehört nach meiner Überzeugung unter den schöpferischen Kräften Gesamtdeutschlands zu den wenigen, die vom Funken wirklicher Genialität befeuert sind. Aber einsam wie sein Leben ist er auch einer derjenigen, die die Tragik des Schöpfungstums zutiefst auskosten mußten.“ So schreibt Hans Fr. Blunck. Und noch ein zweiter soll hier zu Wort kommen, der auf seinem Gebiet als Autorität gilt: Fritz Höger, auch ein Freund Muchs: „... er stand auf, schon lange vor dem Kriege und öffnete einem verstockten Volk die Augen für das Echte und Schöne, dessen Zeitdokumente sich im Baustil zeigen... Viel hat er der Menschheit ge-

geben. In seiner Vielseitigkeit ist er ein Einmaliger. Daß er, der Arzt und Wissenschaftler, der Philosoph, Gottsucher und Dichter, sich innig der ganzen Natur verbunden fühlt, dem Tier, der Pflanze und der Landschaft, wird niemand wundern. Wohl aber, daß er die Kraft und die Zeit fand, auch auf dem Gebiet der Baukunst segensreich mitzuarbeiten. Weit zurück griffen seine Beobachtungen - bis in die Zeit der Hanse, die Zeit der Backsteingotik - und richtig hat er erkannt, daß dieses die letzte Epoche war, wo in der deutschen Baukunst wahres Erlebnis sich gestaltete und innerstes deutsches Wesen zum Ausdruck kam. Mit tiefem Bedauern erkannte er in der Baukunst der darauf folgenden Jahrhunderte den Niedergang deutscher Kultur.

Um so mehr erfüllt ihn aber jetzt die Freude, das große Werden auf dem Gebiete der Baukunst mitzuerleben. Emsig hat er zu seinem Teil mitgeholfen, und hilft weiter mit . . ."

Es ist noch bekannt, daß wenige Tage vor seinem Tode gerade sein Buch „Arzt und Mensch“ erschien (Verlag Carl Reißner, Dresden). Es enthält eine Fülle seiner Eindrücke und Beobachtungen, die er uns oft in packender Weise schildert. Es ist gewissermaßen ein Bekenntnis dieses eigenartigen Mannes über seine Einstellung zum Leben. - Es gelang ihm noch der eine oder andere Wurf, aber immer drohender wurden die Krankheitszeichen, die Schlimmes befürchten ließen.

Am Geburtstag seines Kindes, am 28. November 1932 schloß Hans Much die Augen nach kurzer Krankheit.

Zwar gab sein Horoskop ein anderes Bild:

„Über die Lebenslänge“

„Da der Herr des Aszendenten kräftig gestellt ist, d. h. sein Exaltationszeichen besetzt und mit guten Planeten verbunden steht, kann kein früher Tod erfolgen.

Die ♀ im Jupiterdekanat zeigt dasselbe an.

Aus der vorliegenden Himmelsfigur ist zu entnehmen, daß der Geborene ein ziemlich hohes Alter erreichen wird. (Das Horoskop ist 1925 ‚ausgearbeitet‘. Much starb 52jährig!) Eine ungünstige Konstellation ist die Anwesenheit des Jupiters im VIII. Himmelshaus, das gibt häufiger gesundheitliche Störungen.“

Wie Much jeder Scharlatanerie vorübergehend zugänglich war, so ist er auch wohl der Astrologie, dieser albernen Geheimnisfrämerei, zeitweise verfallen. Denn es gehört schon ein gut Teil Nachsicht dazu, diesen seitenlangen Unsinn ruhig hinzunehmen. Much hat später auch über sein Horoskop scharf geurteilt und die angeblich für ihn gültigen Sätze bitter kritisiert. -

In tragischem Konflikt mit der Wirklichkeit, die ihm noch Grenzen zeigte, wo er für sich keine anerkennen wollte, erlosch dies Genie. Seine Einstellung zu der Umwelt machte sein an Erfolgen reiches Leben zu einem letzten Endes tragischen Dasein.

24. Februar 1910

... Heute sitze ich in Krummhübel, vor mir die Schneekoppe und die schneebedeckten Berge um die Prinz-Heinrich-Baude. Ich hatte vier Tage herrlichste Sonne. Zwei Sonnenaufgänge. Drei Mondabende. Die Landschaft reizt auch sehr: Ganz besonders schön ist es, auf der Bergeshöhe zu stehen und zu sehen, wie der Fichtenwuchs sich den Berg hinanzieht. Im Tal stehen die Fichten noch dicht zuhauf, große, breitspurige Bäume. Dann lösen sich einzelne Gruppen aus der Masse los, die höher hinauf am Berge stehen, noch von ansehnlicher Größe. Und von diesen lösen sich dann wieder einzelne Bäume los, schon weniger groß und weniger schön. Immer weniger werden ihrer, bis dann zuletzt ganz einzelne, verkrüppelte, gestrüppartige bis zur äußersten Grenze vordringen, auf vorgeschobenen, verlorenen Posten. Und des Berges Gipfel ist kahl, ihnen ewig unzugänglich.

Ebenso ist es mit dem Berge der Weisheit. Wer sich von der dumpfen, aber breitspurigen, üppig gedeihenden Masse loslöst, muß es büßen mit seinem Wachstum. Und wer am höchsten auf dem Bergeshang Wurzeln zu schlagen sucht, der muß verkrüppeln. Ganz unähnlich geworden den Brüdern im Tal, vom Sturm zerzaust, büßt er seinen hohen Standort mit einem inneren Siechtum. - Und des Berges Gipfel ist kalt, ewig unzugänglich!

Auf hohen Bergen empfängt mich eine Bergesbotschaft, herrlich, doch nur wenigen vernehmbar. Der ihr lauscht und sie verkündet, dünkt der Masse flucheswürdig und verfehmbar:

Nur wer seine Seele haßt, gewinnt sie.
Klare Kälte nur schafft recht Begeistern.
Wer des Lebens Last und Lust verneinet,
wird, als stärkster Held, das Schicksal meistern!

4. April 1910

... Die Heide kann allerdings ruhig stimmen. Nur daß die Menschen sofort dafür sorgen, daß diese Stimmung ja nicht dauerhaft wird.

Leben heißt Leid. Nur das Leid im Leben ist echt. Man sollte sich in schwerer Zeit nur mit ganz schwerer Lektüre beschäftigen. Ich denke an Schiller: „Über Armut und Würde“ oder „Über naive und sentimentale Dichtung“ oder die pathetischen Briefe. Zwingen Sie sich dazu. Es ist das eine Arznei, die gewiß nicht für jedermann paßt. Aber ich glaube, Ihnen wird es gut tun, ebenso wie es mir immer gut tut. Eine solche Gedankenkonzentration ist das beste Gegengewicht gegen die Unruhe des Gefühls. Wie ich es denn überhaupt als meine innere Lebensaufgabe – als allein für mich geltende – betrachte, das Gefühlsmäßige in mir immer mehr durch das Gedankliche zu besiegen und zu verdrängen ...

6. Juni 1910

... Die drei Dome, der von Gernrode, Quedlinburg und Halberstadt, sind prachtvoll stilrein. Man weiß nicht, wem man den Vorzug geben soll. Der Halberstädter wirkt pompös, aber es ist doch zu viel geistige Pose darin. Auf mich persönlich wirken die romanischen Bauten viel stärker. In den beiden Kirchen ist fast alles Flächenwirkung. Man fühlt sich erdrückt von dem großen Gedanken. Und so soll es sein. Die Gotik ist sozusagen leichtsinniger und oberflächlicher. Es fehlt die Erfassung des großen Grundgedankens. Es kommen die schönen schmückenden, oft heiteren Beigedanken zum Ausdruck. Und jeder wirkliche Grundgedanke muß schwer sein, muß erdrückend sein. Sonst taugt er nichts ...

.....

... Sehr gefreut hat mich, daß Du die Briefe von Paulus mit Anteilnahme liest. Du wirst viel davon haben. Er war ein Fanatiker, aber was für Einer! Welteroberer gibt's nicht viele, und so erfolgreiche wie ihn wohl überhaupt nicht mehr. Am bewundernswertesten ist sein fanatischer Mut, der doch überall durch eine große Weltweisheit vor unklugen und übereilten Schritten zurückgehalten wird. Über das Kapitel 13 habe ich eine eigene Ansicht. Ich glaube, daß es nicht aus seinem Innersten kommt. Es ist eine gewollte Empfindung. Er hat seinen Willen in diese ihm fremde Empfindung hineingepreßt. Überhaupt sind das Beste, was er geschaffen hat, gewollte Reaktionsprodukte gegen die im Grunde seiner Seele schlummernde Überzeugung. Es sind Schreie. Er ist von der Prädestination überzeugt. Aber er will nicht. Und deshalb überschreit er seine eigene Empfindung. Dadurch wird der Mann wahrhaft titanenhaft. Man hat mir von theologischer Seite diese Ansicht oft bestritten. Andere aber, die Fühlung für Menschengröße haben, haben mir zum mindesten ihre Diskutierbarkeit zugegeben...

1. Oktober 1914

Also nun will ich erzählen.

Bis abends warteten wir in Herbesthal. Keiner konnte uns Bescheid sagen. Endlich hieß es, in Walkenried, einer Haltestelle hinter Herbesthal, steht ein Zug, der abgeht. Wir mit unserem Gepäck hin, aber der führende Major, ein Altbayer, sagt, er sei ein Egoist und könne keine Platzbeschränkung verantworten. Wir also wieder zurück. Jetzt wird uns ein Lazarettzug empfohlen. Wir machen es uns bequem, und

wie wir gerade noch ein bißchen draußen herumbummeln, fährt der Zug ab. Überhaupt fahren diese Züge ohne ein Zeichen immer gerade dann ab, wenn man es am wenigsten denkt. Wir sind also (was hast du, was kannst du!) hineingesprungen. Seliger Hoffnung voll, legen wir uns auf tadellos eingerichtete leere Krankenbetten. Es war gegen sieben Uhr. Gessen hatten wir ein wenig Schokolade. In Herbesthal war ein furchtbarer Andrang auf alles Eßbare, und der ganze Bahnhof schwamm vom Wasser der sich waschenden Soldaten. Ich verfiel in gesunden Schlaf. Plötzlich gegen fünf Uhr wurde ich von dem Schwäger aufgerissen: wir stehen immer noch in Walkenried, weiter war der Zug noch nicht gekommen, die andern hatten einen Transportzug angehalten, der schneller gehen sollte. Ich in einer Viertelminute in die Kleider. Das Gepäck wird hinausgeschmissen, der Bahnhofsvorsteher flucht, wir erreichen gerade noch den Gepäckwagen des davonrollenden Zuges. Alles ist gerettet, nur meine Mütze fehlt. Die Leute im Wagen sind prächtig, Holsteiner und Braunschweiger. Wir sitzen auf unserm Gepäck. Los geht's. Vor einem Tunnel in der Nähe Lüttichs ist ein mehrstündiger Aufenthalt. Die Gegend ist nicht reizlos. Am Ufer der Maas unter hohen Pappeln gehen wir auf und ab. Rühre grasen friedlich auf den Wiesen. Endlich gegen Mittag in Lüttich. Automobile sind nicht frei. Klug geworden, lasse ich mir eine Bescheinigung geben, daß wir mit jedem Zuge weiterbefördert werden müssen. In der Stadt, die einen ruhigen Eindruck macht, essen wir. In einem fort sausen deutsche Automobile durch die Straßen. Am Bahnhofe hat sich vor einer herausgeschlagenen Spiegel-Schranktür ein deutscher Barbier aufgetan. Plötzlich mitten im Bar-

bieren: ein Zug geht nach Brüssel - die Züge werden in einem fort eingeläutet. Wir stürzen davon, werfen die Gepäckstücke in den rollenden Zug, Marktstücke dazu an die Träger. Die Leute wollen die Sachen nicht mitnehmen, es ist der Pferdewagen. Allmählich aber werden sie beschwichtigt. Wir finden ein Abteil zweiter Klasse. Alles gut. Plötzlich heißt es: der Hauptmann fehlt! Der Zugführer war einfach drauflosgefahren, während der Hauptmann in der Stadt etwas Notwendiges besorgte. Auf der nächsten Haltestelle hat er uns wieder, er ist mit der Elektrischen nachgekommen. Es ist eine schwäbisch-badische Abtheilung. Die Wagen sind zum Teil nett bemalt. Die Leute schwäbeln und freuen sich, es sind jungausgebildete. Die Nacht vergeht unbequem.

Du siehst, es sind keine großen Ereignisse, die kommen noch. Du wolltest ja alles wissen: Die Schilderung der weiteren Fahrten folgt sobald wie möglich, ebenso wie die der ulkigen Reisekameraden...

2. Oktober 1914

Jetzt habe ich gerade noch einige Minuten Zeit, die ich benutzen will, Dir zu erzählen, wie es weiterging. Als wir nach der Nacht aufwachten, waren wir in einem großen Bogen mal zurück, mal vorwärts etwa zehn Kilometer von Lüttich abgerückt. Von da ab ging es nun aber schneller. Am Nachmittage waren wir in Löwen. Das prächtige Rathaus hebt sich aus der gänzlich zerstörten Umgebung unbeschädigt, aber auch in seiner Wirkung stark beeinträchtigt, heraus. Auf dem Platze vor dem Bahnhof sind einfache Holzkreuze als Zeichen deutscher Soldatengräber. Der Anblick der Stadt ist über die Maßen traurig: Haus neben Haus

liegt eingeschert. Verkniffen schleichen die Bewohner herum. – Wir müssen wieder umladen und endlich am Abend waren wir in Brüssel, wo das Gepäck in einem Bäckerwagen nach vielem Verhandeln ins Gasthaus geschafft wurde. Bad wunderbar. Das Wasser war schwarz. Der Empfang beim Gouvernementsarzt war sehr liebenswürdig. Ebenso bei dem Chefarzt meines Lazarett. Heute will ich ins Lazarett ziehen.

Die Belgier staunen über die vielen Deutschendurchzüge, deren Zahl ihr Begriffsvermögen übersteigt. Sie haben sich deshalb zwei Auslegungen zurechtgemacht. Die einen sagen: die Deutschen fahren Karussell, dieselben Truppen führen immer wieder vorbei, um den Belgiern Angst zu machen. Die andern sagen, die Truppen befänden sich auf der Flucht vor den Russen.

Die Reisegenossen entpuppten sich als sehr erheiternd, un- freiwillig zwar, aber das schadet ja nicht. G., der Redende, dabei gutmütig und aufopferungsvoll, ein Hans in allen Gassen, der überall etwas Wichtiges wittert und alles großartig findet, was er selbst tut. Sein Genosse, K., früher Landarzt, jetzt Entdecker eines Tb.-Heilmittels (!), überaus gutmütig. Er ist aus Amerika zurückgekommen, beim Empfang in Berlin erklärte er seiner Frau, er müsse sich sofort melden, nach einer Viertelstunde Beisammensein ins Kriegsministerium, nach drei Tagen ins Feld. Er freut sich über alles. Kaum an einem Überflusse an Gemüt leidend, erheitert er mich doch durch seine Art und Weise, alles was kommt, ohne Murren, und jede Kleinigkeit ungeheuer wichtig hinzunehmen. Endlich der Schlesier M. Sehr bedächtig, sehr für Ruhe, sehr für Behaglichkeit, immer zu spät kommend. Die langsame Beförderung ist wohl so ganz nach sei-

nem Geschmacke, wenn nur das verflucht schnelle Umsteigen und plötzliche Abfahren nicht wäre! Da kommt er aus dem Wundern und Schimpfen gar nicht heraus. Und dann hält der Zug auch meist außerhalb der Haltestellen, wo die Trittbretter verflucht hoch vom Boden entfernt sind. Das geht ja über sämtliche Hutschnüre! „Der Kerl kann sich schlankweg verglasen lassen“, sind seine am öftesten angewandten Worte. Jetzt habe ich die drei verlassen und komme in eine neue Umgebung.

Und nun eine Freude: unser Laboratorium wird vielleicht erweitert. Als ich gestern sagte, dann könntest Du vielleicht nachkommen, war man damit einverstanden, vorausgesetzt, daß es hier ruhiger wird, und daß einige Wochen vergangen sind. Du kannst dann sehr schön helfen.

Brüssel, 3. Oktober 1914

Bis jetzt habe ich noch keine Nachricht von Dir. - Ich fahre also fort: Gestern bin ich umgezogen, der Ton hier ist sehr nett. Mein Schlafzimmer ist sehr schlecht, klein und ohne Ofen, es soll aber nur für den Übergang sein. Außerdem werde ich mich auch damit begnügen, wenn ich in Betracht ziehe, wie die Ärzte an der Front leben müssen. Mein Arbeitszimmer ist gut, der Bursche, ein Kaufmann von Beruf, soviel ich sehe, aufgeweckt und dienstfertig. Das bakteriologische Laboratorium muß erst ganz neu eingerichtet werden, die Belgier haben es in einem Schandzustande zurückgelassen. Auch das Lazarett hatten sie vorher arg verwüstet. Wir bewohnen nämlich das belgische Militärlazarett. Dicht dabei ist die Kaserne.

Gestern hatte ich durch Vermittlung von Sch. einen prächtigen Abend in der Hammelschulter, einem kleinen winkligen Schlemmerauschank in der Nähe des Marktplazes. Man muß gebückt durch die Türen gehen und die winkligsten Treppen emporsteigen. Wir hatten ein Zimmer im zweiten Stockwerke, die Gesellschaft bestand aus den Vertretern der deutschen Presse hier und einigen Geheimräten. Jene waren interessanter als diese, und ich habe mich lange nicht so gut unterhalten. Was die Leute alles wissen... Wir wollen alle vierzehn Tage einen Presseabend machen. Mehrere Offiziere waren auch dabei, und die Stimmung war sehr begeistert. Man wird angeregt und hoffnungsfroh.

Als wir nach Hause gingen, lag der Marktplatz ganz menschenleer im Mondschein. Es war ein wunderbarer Anblick. Die Gotik wirkte gespenstisch-fabelhaft, geisterhaft-groß.

Güstrow, 28. Januar 1915

... Unser großer Spaziergang, von dem wir bei schon hereingebrochener Dunkelheit nach Hause kamen, steht mir fast Schritt für Schritt vor Augen. Schließlich faßte ich ja auch dort, einem unbewußten Triebe folgend, den Entschluß für die Totentanz-Gedichte, und ein großer Teil von ihnen ist dort entstanden. Eine wenn auch noch so geringe schöpferische Leistung dünkt einem wie eine gute, die Seele reinigende Tat. Und das Gefühl der Dankbarkeit, das die Seele im Augenblicke, und noch stärker hinterher gegen eine unbestimmte Nacht empfindet, überträgt sich ohne weiteres auf den Ort, wo es zu dieser Tat kam. Schon allein deshalb habe ich Lungkwiß in dankbarer Erinnerung. Wir sind ja auch von dem Orte

ebenso abhängig, wie von der Stunde, und daher erklärt sich wohl das dankbare Gefühl für den Ort, wo etwas Wertvolles sich in unserer Seele formte. Er hatte eben Teil daran.

Auch bei Goethe las ich neulich, daß die Großstadt den Menschen nicht nur ärmer, sondern auch schlechter macht...

19. Februar 1916

... Schönen Dank für die Sneekiekers aus dem Garten. Man hat nichts weiter dazu getan, als sie in den Boden gelegt, und doch bedeuten sie schon durch diese geringe Tätigkeit etwas Persönliches, ein Ding voll besonderer Anteilnahme. So wird alles durch den Boden geheiligt. Der Boden übt eine heiligende Kraft, und die dauerndste Glücksempfindung wird durch ihn ausgelöst. Die letzte Kultur ist ohne Besitz am Boden nicht denkbar ...

Hast Du die schöne Abbildung im „Quickborn“ gesehen? Ich freue mich, daß mein Wille zur Heimat hie und da aufgenommen wird. Und doch habe ich eine müdmachende Sehnsucht, die Hände in den Schoß zu legen und die Erscheinungswelt an mir vorbeigleiten zu lassen.

Rostock, 12. Juni 1916

Ich fühle mich so niedergeschlagen und verzweifelt. Komme mir ja nach Rothenburg nach und hilf mir diesen Zustand innerer Hilflosigkeit durch Liebe überwinden. Das Ganze ist eben ein geistiges Unwohlsein, wie es einer körperlichen Krankheit gleichkommt. Ich bin ja gar nicht geistig so vereinsamt,

wie ich mich fühle. Aber was nützt es mir, daß ich mir das sage? Der Verstand hat das Gefühl noch nie wesentlich beeinflussen können. Der Verstand höhnt bei mir, und das Gefühl weint, und daraus bildet sich eine Disharmonie, die geradezu schauerlich ist, weil die Vernunft sowohl das eine wie das andere belächeln muß.

Nun habe ich Dir aber genug vorgestöhnt. Hoffentlich kann ich Dir morgen schon bessere Nachricht geben, ich, „das Urbild eines tatkräftigen Mannes“. Wer mich doch von der leidenschaftlichen Anteilnahme, von dem Mitschwingen der Saiten bei noch so ferner Berührung befreien könnte! Aber meine unglückselige Anlage wird es mir wohl niemals erlauben, mich über die Sachen und Verhältnisse und über mich selbst zu stellen. Der Buddha-Traum ist zu Ende geträumt. Das Höchste, die Befreiung von der Leidenschaft, bleibt mir unerreichbar...

Löwenberg, 13. Juni 1916

... Die Saat steht herrlich, es ist eine Lust, den einfachsten Feldweg zu gehen. Trotz der Käsen sind viele Vögel ausgekommen, die man bei der Fütterung beobachten kann. Ich aber, Alhasver oder Merlin, habe auch hier nicht Ruhe, trotzdem ein längerer Aufenthalt hier ganz gut wäre. Mir wird hier zu weich. Die ganze Kindheit spricht, und jede Minute ist mir ein neues Abschiednehmen. Abschiednehmen? Wovon? Ich weiß nichts mehr.

Ich komme auch nicht von dem Gedanken los, daß bei solchen Naturen wie Kleist, Flaubert, van Gogh und anderen, mit denen ich mich wesensverwandt fühle, ein früheres Leben mitspielt, für das man rein gar nichts kann, für das

man aber doch büßen muß. So verdichtet sich die „Erb-sünde“ zu bestimmten Handlungen, die zu bestimmten Persönlichkeiten gehören, und man muß büßen für etwas, was man gar nicht begangen hat. Und das Mittel, wodurch das Schicksal in grausamster Weise seine Opfer bestraft, sind die Begabung und der Drang nach aufwärts, die es uns Elenden mit auf den Weg gibt. Ein schlimmeres „Geschenk“ kann man nicht erhalten, und der Wahnsinn ist schließlich noch das wünschenswerteste Ende.

Doch genug davon! Hoffentlich scheuchen die bunten Bilder der Reise die Nachtvögel von meiner Stirn, die mich seit kurzer Zeit so anhaltend umschweben wollen.

Oder ist das alles, bei Licht besehen, auch schal? Gibt es etwas, was wahrhaft das Gefäß der Seele füllen kann? Vielleicht doch nur der Umgang mit der Natur und der traute Familienkreis. Aber wer mag das entscheiden?

Stralsund, Juni 1916

Heute morgen regnete es in Strömen, jetzt aber scheint es sich aufzuklären. Der Regen hat mir ganz wohlgetan, es war mir, als regnete allerlei von meiner Seele herunter. Gestern abend leuchtete die Ebene in tiefstem Grün, niemals langweilig, immer voll Abwechslung, weil jeder kleine sich heraushebende Punkt schon als Abwechslung empfunden wird. Du weißt das aus Ägypten. Meine Bewegungsfreiheit erwacht wieder, der Geist nimmt wieder willig - nicht mehr widerwillig - Anteil, und die Dinge sagen mir etwas. Wenn mir die Menschen nicht so unsympathisch wären! Ich fange an, sie zu hassen.

Als ich dies schrieb, zerteilten sich gerade die Wolken, jetzt scheint die schönste Sonne, bald folgt das Gewitter. Im Innen- und Außenleben immer dasselbe. Da ich nun aber aus Gegensätzlichkeit zusammengesetzt bin, so habe ich nach Besichtigung der drei Kirchen ein wohliges Gefühl von Behagen. Diese Architektur befreit wirklich, viel mehr als die Landschaft, die doch selbst beim Sonnenschein traurig sein kann, je nachdem wir selber traurig sind, die wir sie betrachten. Ganz anders im gotischen Dom. Da wird der Seele das scharfe Gerät der Quälerei und der Gedanken entwunden, sie löst sich, befreit sich. Und daß diese Wirkung echt ist, ermißt man daraus, daß das Gefühl innerer Leichtigkeit beim Heraustreten aus der Kirche nicht verschwindet, sondern, wenn auch nicht nachhaltig, so doch eine geraume Zeit andauert. Die wahren Werte des Menschen sind mit ihrem Namen gerufen und haben geantwortet, und es kommt nur darauf an, wie stark der Alltag dagegen anbrüllt, um Ruf und Antwort zu überkreischen.

Wer das Leben als ein Spiel ansehen kann, ist am glücklichsten...

Nürnberg, 16. Juni 1916

Zuerst war ich heute recht verstimmt, weil ich hier ausgestiegen war. Zu groß alles, und ich kenne es ja auch. Immerhin waren die altdeutschen Bilder im Germanischen Museum ein Erlebnis, denn so sah ich sie noch nie. Die Madonna mit der Erbsenblüte, überhaupt die Kölner Meister haften gar sehr. Dann wollte ich noch nach Weissenburg fahren, ging aber doch ins Hotel, weil ich dachte, Du hättest geschrieben. Da erinnerte ich mich zum Glück, daß in der Lo-

renzkirche Musik war, ging flugs hin und suchte mir einen Platz, wo ich den „aufrauschenden“ Chor im Auge hatte! Und siehe da, er rauschte bei Bachs Melodien gewaltig auf. Und nie habe ich es so empfunden wie heute, daß die Architektur die Kunst der Kunst ist. Die Musik verhallt mit dem Klange, aber der Bau bleibt „ewiglich“, für unser kleines Dasein ewiglich. Und dabei drückt er genau so wie die Musik nur reine Gefühlswerte aus, wenigstens in der Hand der großen Meister. Auch Zeit Stoß und Kraft waren bei mir. Im Hintergrunde aber wandelte der Buddha und zeigte einen Weg, der aus Mystik und Gedankenqual in gleicher Weise hinausführt.

Hoffentlich ist Euch nichts Böses zugestoßen. Ich habe Eurewegen so beängstigende, quälende Gedanken, hoffentlich sehe ich sie bei meiner Ankunft in Rothenburg zerstreut!

25. März 1917

Daß auch höchstes Erdenglück keinen wirklichen Genuß bedeutet, fühlt jeder über der Masse stehende Mensch. Meist ist es nur ein dunkles Gefühl, das sich bei feinfühligem Naturen so weit verdichtet, daß sie überhaupt keine Freude mehr genießen können. „Ob jeder Freude sah ich schweben den Geier gleich, der sie verschlingt“, sagt Lenau. Die Griechen sprachen vom Neide der Götter, der hinter jedem Erdenglück steht. Ganz mit Recht. Von einem allzu Glücklichen kann sich tatsächlich der Gast mit Grausen wenden, denn je höher sein Glück, um so tiefer muß notwendigerweise sein Unglück sein. Durch die Empfindung des dunkel lauernden Geschicks wird also auch einem Glückspilze, sofern er kein Herdentier

ist, seine irdische Laufbahn keine reine Freude. Wie mancher Aberglaube entsteht aus diesem unheimlichen Gefühl! Der Buddha erleuchtet das alles klar, das Gefühl wird zum Wissen; Unheimlichkeit, Aberglaube, Unsicherheit schwinden vor dem Anblick der notwendigen Vergänglichkeit und damit Veränderlichkeit alles stofflichen und geistigen Geschehens, und vor der Erkenntnis, daß das alles nicht zu unserem edlen Selbst gehört.

Auch die Germanen kannten das große Gesetz der Vergänglichkeit nur zu wohl, von dem auch die höheren Lebensformen nicht verschont werden. Auch den Göttern droht die Götterdämmerung. Es liegt ein unschätzbarer Schatz in den alten Mythen. Wie tief ist der Mythos der Larnkappe in der Siegfriedsage, die Übertragung seines Willens auf Gunther, wie tief ist der Mythos seines Doppellebens...

26. April 1917

Als ich gestern hier ankam, mußte ich auf dem schmierigen Bahnhofe ein schmieriges Frühstück zu mir nehmen. Dagegen traf ich es nachmittags hier in Rowal sehr gut. Auf Anraten des Generalarztes habe ich hier Station gemacht, um Dr. L. zu besuchen, der sich um die Erforschung des Fleckfiebers sehr verdient gemacht hat. Er hat hier ein Laboratorium mit drei Laborantinnen, holte mich von der Bahn ab und lud mich bei sich zu Gaste. Seine Präparate interessierten mich ebenso sehr wie seine Mitteilungen über seine Erfahrungen...

Heute abend komme ich in meinen Bestimmungsort.

So am Tage geht es mir ganz gut. „Wann aber schlägt die Abendfeierstunde?“ Dann kommt die Sehnsucht nach

Guch und nach der Kultur. Ich will sehen, ob ich wirklich hier etwas Gemeinnütziges tun kann. Wenn ja, dann ist es gut. Meine Unabhängigkeit von äußeren Ehren und Anerkennungen wird mir bei meiner sachlichen Arbeit ebenso sehr helfen, wie der Umstand, daß ich von den Menschen nichts will und nichts brauche, sowie die Aussicht, meine öffentliche Medizin doch einmal an den Nagel zu hängen, um mit Euch dort zu leben, wo es uns gefällt. Wenn ich hier aber nicht vorankomme, und sehe, daß ich nur wenig nützen kann, dann werde ich danach trachten, die viel wichtigere Kulturarbeit wieder aufzunehmen, die Gründung und Finanzierung unserer Norddeutschen Zeitschrift. Denn, wie ich schon jetzt sehe, ist es bei der Postverbindung ganz unmöglich, die Sache von hier aus von mir zu gründen und herauszugeben. Dazu wird meine Stellung auch zu beweglich. Und wenn das Kulturblatt im Herbst herauskommen soll, dann muß ich, sofern Z. die Sache nicht allein machen kann, in zwei bis drei Monaten in der Nähe sein. Sonst fällt diese große Heimatsache ins Wasser. Das groß angelegte Unternehmen darf nicht scheitern. Jetzt sind die Gemüter noch rege; nach dem Frieden ist alles stumpf.

Die Architektur ist hier Null, mir, dem „Kunsthistoriker“, bietet sich nichts. Dagegen ist die Landschaft schön, um nicht zu sagen sehr schön, so recht nach meinem Geschmack. Eine mächtige, zum Teil unbebaute Ebene mit Heidebestimmung. Wenn die hineingesprenkelten Bäume und Gebüsche erst grün sind, wird es ein schönes Bild werden. Im Bereiche meines Korps soll das Bild durch eine leichte Wellung der Landschaft noch anmutiger sein. Da ich hier also von der Kunst nichts zu erwarten habe, werde ich zu meiner alten

Liebe, der Landschaft, zurückkehren, der ich in den letzten Jahren auf Kosten der Baukunst etwas untreu geworden bin. Das Wetter ist kalt, aber sonnig.

Auf den Holzschnitt unserer Lütten freue ich mich gar sehr. D. soll sich nur mit gewohnter Meisterschaft und Schnelligkeit an die Arbeit begeben. Grüße ihn vielmals und setze ihm auch mal was Gutes vor, und dann stoßt miteinander auf mich an.

Ob meine Muse hier wieder erwachen wird? Sie ist ja ein eigener Kopf und die Sehnsucht nach Kultur treibt sie oft zu tieferem und längerem Gesang und Saitenspiel als die Berührung mit der Kultur. Möglich also, daß auch meine Saiten wieder tönen werden.

Viel gelesen habe ich in der Bahn nicht. Etwas Scherr. Es sind tolle Einblicke in die Geschichte der Menschheit! Überall nichts als Erbärmlichkeit, vor der sich das wenig Große und Gute stets tragisch abhebt. Dann las ich die Oskultistische Zeitung. Neben vielem Unsinn auch recht viel Sinn. Aber mit welcher Last überbürden sich diese Leute, indem sie zu den Störungen dieser Welt noch die mehr oder weniger erdichteten Störungen einer anderen Welt hinzufügen. Diese andere Welt ist ja sicherlich da, ihr Einfluß ist auch da, aber wir können ihn nur nicht wahrnehmen, haben kein Organ, keinen Anhaltspunkt dafür, weder durch Träume, noch durch Zahlenmystik. Der Aberglaube als solcher ist ein Zeichen für das Bestehen eines höheren Einflusses, aber eben auch dafür, daß wir diesen höheren Einfluß in keiner Weise erkennen können.

Heute morgen blieb der Brief von Dir aus. Du mußt die Briefe immer zur selben Zeit einstecken. Hoffentlich seid Ihr munter!

Galizien ist ein schönes Land, es könnte eine Kornkammer ersten Ranges sein, aber die Österreicher haben sich nie darum gekümmert. Nicht einmal für Wege ist gesorgt, diese mußten in Gestalt von Bohlenbahnen erst von den Deutschen angelegt werden. Da reißen wir nun die Lüneburger Heide um und zerstören uns ein Kulturasyl nach dem andern, während hier meilenweit der herrlichste Boden brach liegt, und der bebaute nur schlampig bewirtschaftet wird. Wenn man dieses Grenzland von Rußland sieht, kann man sich einen Begriff machen von der Uner schöpflichkeit des schlummernden russischen Reichtums. Auch nach dem Kriege wird es hier nicht anders werden, denn Österreich will Galizien ja autonom machen, d. h. sich nicht weiter darum kümmern.

Die Städte sind gräulich, von Juden überfüllt, die Dörfer dagegen sind äußerlich durchaus reizvoll. Holzhäuser, mit Stroh gedeckt, eins wie das andere, schmiegen sich dem Bilde der Landschaft durchaus harmonisch ein. Nur vereinzelt ist das Strohdach von einem häßlichen Blechdache verdrängt, sonst aber ist das Dorf vom westeuropäischen Schundstil verschont geblieben. Der Boden ist überall sehr kalkhaltig, und mit dem Kalk weißen die Bewohner im Frühling, aus dem Winterschlaf erwachend, die Häuser, so daß man ein frisches, freundliches Bild hat. Leider ist das Innere um so schlimmer. Der Begriff von Sauberkeit ist bei Juden und Christen in gleicher Weise nicht vorhanden. In manchen Orten stehen noch schöne, z. T. buntbemalte griechisch-katholische Holzkirchen,

eintürmig, zwei- und dreitürmig. Leider werden sie vielfach durch gemeine neue Verputzkirchen schlimmsten Stiles verdrängt.

Gestern war ich im Walde, der Boden war bedeckt mit Schlüsselblumen und Anemonen.

Ist das Buddha-Buch aus München angekommen? Ich hätte es sehr gerne, da ich gerade dazu die meiste Lust habe. Sonst komme ich hier wenig zu konzentriertem Lesen. Der Lessing ist auch zu miserabel geschrieben. Es kostet mich wahre Anstrengung, aus dem aufgeblasenen philosophischen Gewäsche ein Bild des großen Mannes zu konstruieren. Aber es gelingt wenigstens, und so lohnt sich immerhin die Mühe.

Was pappelt denn meine Lütke jetzt? Hat sie ihren Wortschatz bereichert? Es muß ja reizend sein, sie im Garten bei den Blumen zu sehen. Verwöhne sie nur ordentlich. Das kleine Wurm soll Sonne haben!

Von Dienstag bis Freitag gehe ich mit dem Armeearzt auf Reisen, da wirst Du Dich also nicht wundern dürfen, wenn Du einen oder den andern Tag keinen Brief erhältst. Schreiben werde ich natürlich, aber die Postverbindungen sind zeitweise sehr erschwert.

Eben mit der Abendpost kommt Dein Brief vom Mittwoch, der mich sehr erfreute, mein liebes K... Du siehst, die Freunde sind nett zu Dir, und Du hast es darin viel viel besser als ich. Hier ist es öde und kalt.

10. Juni 1917

Ich habe heute noch keinen Brief, den ich beantworten kann. Vorgestern und gestern habe ich den plattdeutschen Aufsatz über Baukunst für das Niedersachsenbuch geschrieben

und ihn gestern abend einem neueingetroffenen Hauptmann aus Westfalen vorgelesen, der mich darum bat und der von einem Erstaunen ins andere fiel. Er hatte sich als begeisterten Liebhaber des Plattdeutschen herausgestellt, hatte es aber nie für möglich gehalten, daß man derartige Themen so behandeln könne. Ich kann Dir keine Abschrift schicken, Du kennst es auch genugsam, da es nichts anderes ist, als was ich in meinen Wintervorträgen sagte.

Jetzt habe ich die drei nettesten Bilder vom Muschlein aufgeklebt, und nun hängen sie in meinem puritanischen Zimmer an der Wand und erfreuen mir Auge und Gemüt. Auf dem Schreibtisch steht Euer Bild, und da ist es mir, als wäre ich Euch gar nicht so ferne, als wäret Ihr um mich. Der Geist ist ja auch das Wesentliche, und Eurer ist bei mir, und meiner bei Euch.

Es ist Gewitterluft, und des Menschen Sinn ist matt. Daher nur viele innige Grüße!

12. Juni 1917

M. und W. - sie müssen doch etwas zu tun haben - wirtschaften, während ich dies schreibe, vor meinem Fenster herum und bauen mir einen Birkenzaun und eine Birkenbank, damit das Häuschen ein freundliches Aussehen bekommt. Die Stämme, etwa dreißig Stück, haben sie gestern im Walde geholt. Schade, daß ich sie nicht mit nach Hamburg bringen kann, wir könnten unsere Gartenecke reizend damit herrichten. Wenn es fertig ist, photographiere ich die ganze Herrlichkeit, und Du bekommst es. Du siehst zugleich aus allem die idyllische Tätigkeit, die bei dem herrlichen Wetter besonders anmutet.

Zum Buddha-Buch: Mit solchem Genuß habe ich seit

langem kein Buch gelesen. Was ist das für ein Tröster! Der Verfasser wiederholt sich viel, da das Buch für Laien geschrieben ist, regt aber doch zu so viel Nachdenken an, daß man nicht allzu schnell vorwärtskommt. Wenn ich meine Lebensgeschichte schreiben soll, dann muß ich es von einem ganz andern Gesichtspunkte aus tun. Inwiefern konnte mein wahres Ich - das Unerkennbare - durch die äußeren und inneren Erlebnisse beeinflusst werden? Das wahre Ich haftet nur an der der Auflösung geweihten Persönlichkeit. Der Grad des Haftens mag wohl durch die Erlebnisse bedingt sein.

Gestern Abend war es wieder so windstill wie all die Abende. Ich saß eine Weile auf meiner neugezimmerten Bank und blickte ohne wesentliche Gemütsregung in den Abendhimmel. Im Kasino bin ich abends nie mehr gewesen. Vorgestern kam der Intendant, mich aus meinem angeblichen Trübsinn - der gar nicht vorhanden ist - aufzuscheuchen und für ihre Gesellschaft zurückzugewinnen. Ich mag aber nicht.

Heute wird das Gärtlein mit Blumen bepflanzt.

15. Juni 1917

Gestern abend legte sich der Wind, und ich ging noch allein durch Flur und Dorf. Die Österreicher und Deutschen spielten Karten, natürlich getrennt, die Russen, als die Unverdorbenen, spielten auf der Mundharmonika Volksweisen, und der eine oder andere tanzte dazu einen eindrucksvollen Volkstanz. Ein Unterschied, der zu denken gibt, ebenso wie er zu fühlen gibt! Sage mir, was du treibst, und ich will dir sagen, wer du bist. Ich erblickte auch wohl einmal durchs Fenster einen deutschen Soldaten, der vor der Lampe las, aber das war nicht

häufig. Es kommt auch darauf an, was der Mensch in Gesellschaft tut, und da fiel mein Urtheil für uns nicht günstig aus, wie sich denken läßt. Unser Volk ist von der geübten Kultur abgerückt; die Russen gehen auf die nicht geübte Kultur los und sind ihr näher als wir.

Heimgekehrt setzte ich mich im Dunkeln auf meine Birkenbank und sann allerlei. Der Buddha regt mich ungeheuer an und füllt mich mit wohlthuender Ruhe. Aber ich merke zugleich, wie abhängig man doch von den Verhältnissen ist. Wenn ich daran denke, daß ich meine Abende in meinem früheren Zimmer, eingekerkert in den Schloßbetrieb, verbringen müßte, schaudert mich; hier aber in meinem Häuschen lebe ich wie auf dem Lande, und der ganze Segen dörflichen Lebens kommt über mich. Kaum ein paar Schritte vom Schloß entfernt, dennoch wie fern von allen Menschen.

Heute morgen zeigte ich im Turm, wo jetzt das Laboratorium ist, zwei Offizieren Bazillen und Blumen unter dem Mikroskop. Sie schienen sehr entzückt. Der eine, von dem ich schon schrieb, hat viel Leid während des Krieges erfahren, kurz vor dem Kriege starben ihm beide Kinder, während des Krieges die Frau. Er ist dankbar und empfänglich für jede Anregung. Aber wie unausgebildet ist doch solche an sich gute Anlage! Da ist einer so über vierzig geworden und hat trotz guten Willens nirgends Grund unter den Füßen, kein wirkliches geistiges Gut. Wenn das geschieht am grünen Holz, dann kann man sich über das Dürre nicht wundern.

Dann Buddha gelesen. Zuerst hatte ich gar keine Lust zu meiner Lebensgeschichte, jetzt reizt sie mich doch sehr. Ich werde lernen, welche Gesinnungen ich bei mir auszurotten, welche zu verbessern habe, um einer leidvollen Wiedergeburt zu ent-

gehen, die, wie mir sehr glaubhaft erscheint, sofort nach dem Tode wieder einsetzt. Und da unsere gegenwärtige Persönlichkeit ganz und gar durch das Wirken in früheren Leben bestimmt ist, „ein ausschließliches Produkt unseres früheren Wirkens ist“, so werde ich neben dem moralischen Nutzen auch die verständliche Neugier befriedigen, einige meiner früheren Existenzen anschaulich zu überblicken.

Das Buch hilft mir sehr. Bei seinem Lesen fällt es mir wie Schuppen von den Augen.

Seid innigst begrüßt. Ich wollte, ich wäre bald wieder bei Euch!

16. Juni 1917

Daß Dülberg sich über die ägyptischen Sachen freuen und in Entzücken geraten würde, wußte ich. Es war auch zu hübsch, daß sie noch zur Zeit ankamen, und nachdem der erste Augenblick des Auspackens überwunden war, hat sie wohl keiner so genossen wie ich. Das war ein zu lieber Gedanke von Dir. Ich sehe sie vor mir und besitze sie innerlich. Das sieht man ja überhaupt immer mehr, daß über alles augenblickliche Genießen die Erinnerung steht.

Der Wald war nach einem Gewitterregen herrlich, nur arg von Mücken durchschwärmt. Aber der einstündige Spaziergang hat mich doch noch recht mitgenommen. Jetzt plaudere ich noch ein wenig mit Dir, denke dabei auch des schlummernden Muschleins, setze mich dann noch etwas auf meine Bank und gehe ins Bett. Das Gärtlein ist mit Farnen und Immergrün und einer Distel bepflanzt. Eben habe ich noch vier Stechäpfel, meine alten Freunde aus der Jugendzeit, die ich am Zaune aufblas, dazu gepflanzt. Die Filme werden heute

entwickelt, so daß ich Dir bald Abzüge meines Dorfidylls zuschicken werde. Was machen unsere Jarne daheim? Ist der Hopfen angegangen? Blüht der Jasmin?

Besondere Pflanzen gibt es hier kaum. Die Wiesen bieten dasselbe Bild, die Roggenfelder sind durchsät mit Kornblumen, nur mein alter Freund, das Bilsenkraut, ist ein allgemeiner Gast, während er zu Hause doch recht selten ist. Weißt Du noch, wie reichlich und schön er in Kleinasien stand und in den Ruinen von Baalbek? Das Muschelblümchen war bisher der einzige bemerkenswerte Fund! Heute sah ich im Walde auch ein Vogelnest (*Neottia*), Du erinnerst Dich an den auf dem Antenberg gefundenen Schmarozer aus der Klasse der Orchideen.

Jetzt will ich mich von einem unaufhörlichen Froschkonzert in den Schlaf quaken lassen. Was waren diese Abende ruhig! Hoffentlich bleibt es noch einige Zeit so, ehe der Regen kommt.

17. Juni 1917

Der Buddha hält mich ganz in Banden. Die Erlösung ist so ungeheuer tröstlich. Es ist gar nicht nötig, hier auf Erden schon ein Asket und Heiliger zu werden. Es gilt nur, über den Dingen zu stehen. Ich erwog lange, ob es nicht wertvoll ist, künftig auf die Genüsse der Tafel und des Weines zu verzichten. Auf die Genüsse sicherlich, d. h. Essen und Trinken soll man nicht als Genuß empfinden. Aber der Wein nimmt mir so viel Hemmungen, macht mich so viel leichter. Da das aber jeder Tischwein ebensogut tut wie der köstlichste, so will ich mir fürder keine edeln Weine mehr für mich anschaffen. Die Gewöhnung an den Luxus muß auf-

hören, sonst erstirbt der Durst nach neuer Form nicht, oder sonst schwächt er sich nicht ab. Denn ich glaube nicht, daß ich es so weit bringen werde, daß ich schon nach diesem Leben ohne Wiedergeburt sein werde. Aber da die Art unserer künftigen Geburt ganz in unserer Hand liegt, so wollen wir alles tun, daß wir uns in edeln, der Vollendung nahen Formen wiedersehen, wiedertreffen. Da wir uns lieb haben, ist es für mich selbstverständlich, daß wir in der nächsten Wiedergeburt wieder vereint werden.

18. Juni 1917

Es wird von Tag zu Tag klarer in mir. Meine Sehnsucht aus Stadt und Beruf und Menschen heraus ist nichts anderes als meine unbewußte Sehnsucht nach derselben Erlösung, die Buddha lehrt, d. h. nach der einzigen und wahren Erlösung. Oh, mir wird so klar. Alles, was ich als Erschlaffungszustände ansah, entspringt diesem heilsamen Überdruß. Jetzt endlich scheint es bergauf mit meinem Menschentum zu gehen.

Aber viel Übung gehört dazu. Wo kann ich es besser üben als bei Euch! Denn ich halte den Schritt in die Heimatlosigkeit wohl für einen Lehrer und Propheten für richtig, aber für unsereinen für baren Unsinn. Buddha will das auch gar nicht. Ja, ich halte die Erlösung im Hause für viel edler als die außerhalb des Hauses, denn sie ist ob der mannigfachen, doch nicht ganz zu vermeidenden Berührung von der Welt viel schwerer. Und dann das beseligende Gefühl, daß man den Weg zusammen geht!

Wenn man sich noch ein längeres Leben wünscht, dann nicht vom Gesichtspunkte des reinen Lebens aus, sondern von dem, die Möglichkeit immer größerer Reinigung zu gewinnen.

Und auch nur von dem Standpunkte aus, hat es eine Berechtigung, Arzt zu sein: es gilt nicht dem Menschen das Leben als solches zu verlängern, sondern lediglich die Möglichkeit des Besserwerdens ihnen zu verlängern. Nur so hilft man.

Der Weg bedarf vieler Übung. Erinnerst Du Dich an das, was ich vorahnend in das Jerusalemer Buch schrieb? Der Weg in der Wüste, der immer wieder verweht, wenn er nicht ständig gegangen wird? Oh, was hat man sich vernachlässigt!

Anbei mein Haus in verschiedenen Stimmungen. Auf der Bank denke ich Eurer in den Abendstunden.

Wie Du Dich an den Grasmücken ergößest, so habe ich meinen Spaß mit fünf jungen Eulen, mächtigen Tieren, die den Kopf vorstecken und einen groß anschauen, ein Zeichen, daß sie auch bei Tag sehn. Weißt Du noch, wie wir eine in Mölln zusammen sahn?

25. Juni 1917

Gestern nachmittag hat sich J. eingeschlossen, das Telefon abgestellt und in einem Zug meinen Buddha gelesen, die letzten Kapitel laut, wie er sagte. Er war ganz begeistert und hat das Buch gleich seiner Frau geschickt. Also manchmal wirkt es doch, aber daß es so unbeachtet blieb, ist auch ein Zeichen unsrer Kultur. Laß! Nicht fürder werd' ich diese wüste See befahren! Nur für Euch werde ich noch schreiben. J. hat sich in den Gedanken hineingelebt, aus dem Buddha müsse ein Musikdrama werden. Gut.

Das Kapitel über die Persönlichkeit im Buddha-Buch ist in der Anordnung nicht ganz klar. Wenn Du magst, sag' ich Dir einmal kurz den Gedankengang:

Alles, was vergänglich ist, ist Leid. Auch die Persönlichkeit ist vergänglich, folglich Leid. Sie baut sich auf aus zwei Grundgruppen, dem lebenden Organismus und dem Bewußtsein. Der lebende Organismus ist die Maschine (Sechssinnenmaschine), sie wird in Betrieb gesetzt durch den Durst, und das Bewußtsein ist ihr Erzeugnis. Es entsteht, sobald die Maschine zu arbeiten beginnt. Der körperliche Organismus und das Bewußtsein (eigentlich Bewußtwerden oder Erkennen) bringen dann noch die weiteren drei Gruppen der Persönlichkeit hervor: Empfindung, Wahrnehmung, Gemütsregung (Willensregung).

Die erste Grundlage der Persönlichkeit, der lebende Organismus (nama-rupam), ist wiederum nicht einheitlich. Zum Körper und den Sinnesorganen kommt eine unerklärbare Eigenschaft hinzu, die Lebensfähigkeit, wie zum Eisen der Magnetismus. Die Sechssinnenmaschine ist also Körper und Lebenskraft oder Stoffkörper und Geistkörper analog Magnet-eisen = Magnetkörper und Eisenkörper. Du kannst auch an das Diphtherieserum denken, das sich chemisch auch nicht von einem gewöhnlichen Serum unterscheidet. Es ist auch geeigenschaftet, besteht aus Immunkörper plus Serumkörper.

Das Bewußtsein ist also nichts Substantielles. Es ist abhängig von einer Ursache. Schwindet die Ursache, schwindet es auch, ein fortwährendes Entstehen und Vergehen. Der körperliche Organismus (die Sechssinnenmaschine) und das Bewußtsein sind gegenseitig voneinander abhängig. Ferner sind die fünf Gruppen der Persönlichkeit stets verbunden, und alle sind ursächlich bedingt, letzten Endes durch die lebensfähige Maschine. In der Sinnesmaschine, ihrem Betriebe und ihren Erzeugnissen liegt also Anfang und Ende der Welt. Die

Sechssinnenmaschine ist der Apparat, durch den unser Wesen mit der Welt in Verbindung tritt, indem er, in Betrieb gesetzt, die vier andern Gruppen der Persönlichkeit erzeugt. Hört der Betrieb auf, verschwindet auch die Welt. Die Welt wird also für uns wirklich in dem Maße, wie die Maschine betrieben wird und funktioniert, d. h. wie wir uns zur Persönlichkeit entfalten.

Unser eigentliches Wesen aber hat mit dieser Persönlichkeit nichts gemein. - -

Ich schicke heute wieder einige Blätter der Lebensgeschichte. Die dunkeln Kindertage geben bei längerem Nachsinnen doch immer noch ein Bild nach dem andern.

Viele herzliche Grüße Euch Beiden!

26. Juni 1917

Ich lege Dir einige Seiten der Fortsetzung der Lebensgeschichte bei. Ich muß langsam vorangehen, denn mir fällt immer noch etwas ein. Ich schreibe immer nach dem Essen in der Stille des Abends.

Die Leute in meinem Hause haben eine Glücke mit Küchlein. Es ist niedlich, wie schnell sie vorwärtschießen. Ich muß dabei immer an M. denken.

Zum schnelleren Überblick gebe ich Dir wieder eine kurze Disposition der nächsten Kapitel im Buddha. Die Leidenswelt, die Persönlichkeit und damit die Welt sind vergänglich: a) die ungeformte, b) die geformte Materie. Persönlichkeit und damit Welt-Leid. Das Buch des Lebens hat - zum mindesten vor dem Tode - lauter Negative. Die Ausflucht: „Entwicklung der Menschheit“ wird gut zurückgewiesen (was ich

immer mit Wellenbewegung bezeichne). Der Mensch will nicht richtig sehen.

Der Wechsel im Samsaro.

Die unmittelbare Erkenntnis des Samsaro wird nur angedeutet, dagegen wird die mittelbare ausgeführt, und zwar an drei Hypothesen.

1. Das Fortleben nach dem Tode. Es ist eine gefühlte Wahrheit. Die Einwände des Materialismus werden zurückgewiesen durch die Tatsache des unmittelbaren Bewußtseins dieses Fortlebens und des moralischen Handelns.

2. Die Art des Fortlebens.

3. Die Orte der Fortdauer. Entkräftung der Einwände:

a) „Die Reiche der Hölle liegen außer aller Erfahrung.“

Hinweis auf die Gültigkeit der anormalen Anschauung der moralisch Großen – an sich nichtig. Unwahrscheinlichkeit, daß die Form des Lebens auf der Erde die Einzige sei. Hier müssen die andern Weltkörper betont werden, können doch schon klimatische Verhältnisse eine Hölle bedeuten, ebenso wie einen Himmel, denke nur daran, was schon für uns Cayenne oder das Polargebiet ist. In diesem Sinne lasse auch ich die andern Reiche durchaus gelten.

b) „Das Zurückgleiten in niedere Reiche ist widersinnig.“

Durchaus nicht. Die meisten Menschen gleiten schon während des Lebens moralisch zurück. Weshalb stimmt uns der Anblick des Kindes so wehmütig? Wegen seiner größeren Reinheit!

Selbst wenn man die niederen und höheren Reiche nicht anschaulich erfassen kann (wie gesagt, mir sind sie überzeugend),

dann ist auch schon der Gamsaro nur in der Menschenform fürchterlich für unser wirkliches Wesen.

Siehst Du, auf diese Weise ist es mir, als läsen wir das Buch zusammen. Später lesen wir dann den Meister in seinen eigenen Worten gemeinsam.

Viele innige Grüße Euch beiden Lieben!

27. Juni 1917

Ja, die Musik! Alles ist in diesen Wochen mächtig klar in mir geworden. Gefühlt habe ich früher das alles auch wohl schon, aber nur vorübergehend. Auch gedacht, aber nie bis ans Ende, und immer wieder abgelenkt. Jetzt aber sehe ich alles anschaulich vor mir. Daher die Plötzlichkeit. Sagte ich nicht schon im Saulus, daß die Kunst nur bis zur Schwelle führt? Bis zur Schwelle, ja, aber ins Heiligtum führt sie nicht. Sie ist Vorbereiterin, ebnet dem Heiligen den Weg, streut Palmzweige vor seine Füße und breitet Teppiche vor ihm aus. Und wehe dem, der sich von ihr täuschen läßt oder der in sie die Täuschung hineinträgt, als sei sie selbst das Heilige! Wer sich nur an ihr genügen läßt und in ihr das Höchste sieht, der taumelt und ist ewig unbefriedigt. Nein, der feste Grund liegt ganz wo anders. Ist der einmal erschaut, dann kann die Kunst den mühseligen Weg zu ihm erleichtern, erheitern, ermöglichen. Aber nur die ganz große Kunst. Deshalb bin ich Dir auch für die ägyptischen Sachen so dankbar.

Merkwürdig, die Birkenallee in Mölln sehe ich auch noch. Ich sah sie später noch öfter, aber dann sagte sie gar nichts mehr. So ist es mit den großen Empfindungen. Sie entstehen durch eine seltene Beleuchtung.

Um nochmals auf das wirkliche Heil zu kommen. Die Umgebung hat ebenso wie die Kunst sicher einen großen Einfluß als Vorbereiterin. Aber an sich ist das Heil auch ohne beide erreichbar. Die Umgebung ist dann am hilfreichsten, wenn sie frei von menschlichen Zutaten ist, wenn es reine Umgebung ist. Wenn man nur mit der Natur zusammenlebt, dann ist es ganz gleich, wo man lebt. Ich habe heute bei einem einsamen Gehöfte gedacht, wie schön es wäre, wenn wir da für immer zusammen lebten. Unser Luxus, hat der uns nicht geradezu gehindert?

29. Juni 1917

Auch Du hast Nirwana schon gefühlt. Denk' nur einmal nach! An einem schönen Tag, wo Du im Grase lagst, an nichts dachtest, die Welt um Dich verschwand, und Du völlig wunschlos warst. Unser höchstes Glück sind, wenn wir nachdenken, nicht die wenigen Augenblicke erfüllter Wünsche, sondern die noch wenigeren völliger Wunschlosigkeit. Sie hält man als etwas Kostliches im Gedächtnis. Sie sind die Vorahnung von Nirwana. Nirwana ist erreicht, wenn wir nichts mehr wünschen. An diesem Punkte setzt nun auch wieder die Wirkung der Kunst ein. Denn auch die Kunst kann uns auf Augenblicke der Welt entrücken, uns völlig wunschlos machen. Sie schafft uns nicht Nirwana, führt uns nicht hinein, aber sie kann eine Vorahnung davon geben.

29. Juni 1917

Du schriebst einmal von der Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern. Das ist unmöglich. Wir Eltern können ihnen ja nur das körperliche Aussehen geben, alle Eigenschaften sind

ihr eigenes Erbteil aus ihren früheren Geburten. Mit dem Charakter der Eltern hat der Charakter der Kinder nicht das geringste gemeinsam. Erst die Erziehung bringt Elemente der Eltern insofern hinein, als man die bösen oder guten Eigenschaften abzuschwächen oder zu stärken bemüht ist, je nach seiner eigenen Anlage.

Nun ist mir auch die furchtbare Vorausbestimmung, das Schicksal, klar. Vorausbestimmung ist Selbstbestimmung durch frühere Willensrichtungen. Sie trifft lediglich die Persönlichkeit und damit auch das Selbst, solange es sich mit der Persönlichkeit gleichen Wesens wähnt. Der gesetzmäßige Ablauf ist die Wirkung bestimmter Ursachen, eben der früheren Willensbetätigungen. Das ist die einzige, zugleich ungeheuer einfache Möglichkeit einer vernünftigen Erklärung. Warum hat man so lange dazu gebraucht?

30. Juni 1917

„Verwandtschaft“ in unserm Sinne ist Unsinn. Geschwister sind nur in der Weise untereinander verwandt, daß sie von verschiedenen Menschen stammen, die bestimmte Willensrichtungen gemeinsam hatten, und daß diese Willensrichtungen den in der Ehe der Eltern entspringenden Keimen wahlverwandt sind. Da sich nun aber die Eltern während ihres Lebens selbst ändern, so können die ersten Keime ganz anderer Art sein als die letzten, und ebenso können die an den ersten Keimen haftenden Wesen von ganz anderer Art gewesen sein als die an den letzten Keimen haftenden. So erklärt es sich, daß „Geschwister“ so verschieden sein können, und daß vernünftige Menschen instinktiv nicht viel auf „Verwandtschaft“ geben. Es ist alles so klar, so klar.

Wenn sich zwei Menschen so lieben, daß eines mit dem andern wiedervereinigt werden will, dann ist es gar nicht anders möglich, als daß im späteren Dasein eine Wiedervereinigung erfolgen muß.

Leute, die noch glauben können, können wohl klug sein, sind aber nicht ganz klug. Oft hemmt auch Erziehung und Gewohnheit.

Nun noch einige Worte über den Durst. Ich sehe die Sache so: Der Mensch ist = wahres Wesen (Selbst) plus Persönlichkeit. Die Eigenschaften der Persönlichkeit sind also Eigenschaften von mir (als Verbindung von Selbst und Persönlichkeit), aber keine wesentlichen, gehören nicht zum Wesen. Der Durst, das Wollen ist abhängig von der Persönlichkeit, also von dem Unwesentlichen. Aber er entsteht auch in ihr. Die Persönlichkeit begehrt das ihr Nützliche, Angenehme. Da das wahre Wesen aber an der Persönlichkeit haftet und sich mit ihr eins wähnt, überträgt sich dieser entstehende und vergehende Durst nach Einzeldingen auch auf das Selbst. Und hier, im Selbst, entsteht dann wieder - entsprechend der Unvergänglichkeit des Selbst - der gleichsam zusammenfassende Durst nach Unvergänglichkeit der Persönlichkeit. Oder: Der Durst, das Wollen der Persönlichkeit geht auf Einzeldinge; das auf das wahnbefangene Selbst übergeleitete Wollen überträgt sich teils als solches auf das Selbst, teils löst es in dem Selbst - entsprechend der Unvergänglichkeit des Selbst und zuallererst durch das Selbst möglich - den allgemeinen Durst der Unvergänglichkeit aus. Oder: Der Durst der Persönlichkeit entsteht und vergeht; der Durst des Selbst dauert, solange es wahnbefangen, nichtwissend ist.

Mit der klaren Erkenntnis der trüben Quelle dieses Dur-

stes schwindet er, natürlich zuerst der allgemeine, aus dem Selbst entspringende, dann erst der besondere: die Willensregungen der Persönlichkeit. So kann es kommen, daß wir trotz Überwindung des allgemeinen Lebensdurstes wiedergeboren werden, weil wir noch an einzelnen Willensregungen der Persönlichkeit haften.

Ohne das Selbst würde die Persönlichkeit dem Tode als dem natürlichen Vollender des Lebens ruhig, ohne Willensregung gegenüberstehen, aber sie würde sich gegen einen plötzlichen und zu frühen Tod aufbäumen, weil er dem natürlichen Verlaufe nicht entspräche. Erst durch die Übertragung des Durstes auf das wahnbetörte Selbst entsteht der Durst nach Unvergänglichkeit der Persönlichkeit und damit die Todesfurcht und damit das Leid.

Eine ziemliche Verschränkung, die sich aber bei richtigem Verständnis spielend löst. -

Ferner etwas anderes: Das Bewußtsein malt an sich nicht falsch. Wir gebrauchen es nur falsch (Wahn), häufig, weil wir es nicht richtig gebrauchen wollen (Lüge).

Sollte ich hier wegkommen, fällt es mir nicht schwer. Was Tartakow mir sein sollte, hat es geleistet: die Herbeiführung der Erkenntnis. Diese Wochen waren die einnahmereichsten meines Lebens.

Tartakow heißt Tartaren-burg. Daher die merkwürdige viereckige Anlage mit lauter eingewölbten Gelassen und dem Turm in der Mitte. Also eine Tartarengründung.

2. Juli 1917

Weißt Du, eine Erziehung zur Erlösung hin denke ich mir gar nicht schwer. Sobald das Verständnis da ist, muß man

bei den geläufigsten Genüssen anfangen, indem man immer an den Zustand denken läßt, der nach dem Genuß da ist. Z. B. gibt man dem Kind einmal Kuchen und einmal Brot und läßt es dann entscheiden, ob es hinterher irgendwelchen Unterschied merkt. An dieses hinterher gewöhnt man es dann immer mehr zu denken, bis es gar nicht mehr anders kann. Man braucht deshalb den Kuchen nicht zu verbannen, braucht auch die Speisen nicht mit Willen schlechtzumachen, muß dann aber das alles nicht vom Standpunkt des Genusses ansehen, sondern vielmehr von dem, daß der Körper gut zubereitete und abwechselnde Speisen besser ausnußt als schlecht zubereitete ohne Abwechslung. Nach diesem Grundsatz ist dann jeder Genuß zu behandeln bis hinauf zum künstlerisch-geistigen.

Im übrigen kann ich die Dinge der Welt betreiben, ohne daran dauernd zu haften. Nur den allgemeinen Durst muß ich vorher ersticken. D. h. ich kann mir nach richtiger Erkenntnis der Persönlichkeit alle möglichen einzelnen Willensregungen gestatten, muß mich nur einsichtig und stark genug fühlen, sie nicht auf das Selbst zu übertragen und Macht auf das Selbst gewinnen zu lassen. Natürlich kommt es darauf an, wie mein Selbst die Persönlichkeit gebraucht. Alle niedern Regungen zeigen an, daß sich das Selbst vom Durst beherrschen läßt; bei den höheren Regungen kann das Selbst der Herrscher sein, wie man einem Kinde etwas Unschädliches, aber an sich Unnützes, ein Spielzeug, überläßt.

Wenn ich mich für einen andern oder für eine Idee aufopfere, bewußt, nicht gezwungen aufopfere, ist das ein Zeichen, daß ich nicht mehr am Dasein hänge, also zum mindesten gut wiedergeboren werde.

Wenn ich dagegen ein anderes Dasein um meinetwillen

vernichte, spricht das für meine unerloschene Gier nach Dasein.

Im Kriege hat mancher Gelegenheit gehabt, sein Dasein für eine Idee bewußt und begeistert wegzumwerfen und somit gute Wiedergeburt zu erlangen.

3. Juli 1917

Erinnerst Du Dich eines dunkeln Kapitels aus Deinem Religionsunterricht, über das Du gewiß ebenso gestolpert bist wie ich? Der Erbsünde? Hast Du das je verstehen können? Und doch empfand man immer, daß es eine sehr große Wahrheit enthielt. Wie lichtvoll ist diese Wahrheit im Geiste Buddhas. Die Erbsünde ist meine eigene Sünde in früheren Existenzen. All das Unklare und Widerspruchsvolle im Christentum, in dem doch immer eine Spur von Wahrheit liegt, ist wohl zum großen Teil aus falsch verstandenen oder überarbeiteten buddhistischen Wahrheiten entstanden.

6. Juli 1917

Als ich vorgestern noch einmal durch den nächtlichen Park ging, sah ich plötzlich die Mondfinsternis, von der ich, da ich keine Zeitungen lese, nichts wußte. Ich dachte dann, daß Du sie zur selben Zeit im Garten beobachten würdest. Um mich schrien die Eulen, und ein Tier kam auf mich losgesprungen. Ich dachte, es sei eine Katze, verscheuchte es, es kam aber immer wieder. Was war's bei näherem Zusehen? Ein junger Meister Reinecke. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß einige Soldaten einen jungen Fuchs fast gezähmt haben. Aber am Abende war das sehr überraschend.

Die Abende werden hier bei unserer südlicheren Lage schon erheblich kurz.

... Wie jämmerlich ist ein Mensch daran, der sein Alles lediglich in der Kunst sieht. Die Kunst ist eine frugvolle Führerin. Nicht umsonst vernichtete Plato alle seine Dichtungen.

11. Juli 1917

Du fragst wegen D., und ich habe Dir, glaube ich, schon geantwortet. Ich brachte diese Bestrebungen mit dem astralen Schauen in Verbindung. Es gibt eben noch eine höhere Natur als die irdische, die Welt des Brahma, und ebenso wie man durch unendlichen Fleiß oder in den Momenten genialer Inspiration diese astrale Welt fühlt oder schaut oder erkennt, ebenso kann man auch danach ringen, diese Welt des Geistesstoffes gestalten zu wollen. Ja, diese Kunst ist höher als die natürliche, d. h. irdische, auch in der Malerei. Auch das Bild des Osiris ist aus den Sternen herausgelesen, nicht von einem Menschen abgelesen und dann gesteigert! Ich möchte glauben, daß auch wir Beide noch einmal in klaren Nächten der Brahma-Welt mit unserer Empfindung näherkommen werden.

Daß D.s Besitztum so schön ist, freut mich. Ob sie dort den Frieden finden? Es ist sehr schwer, die Steine wegzuwälzen, die den höheren Weg versperren. Welche Energie zur Willensänderung gehört, merke ich jetzt erst. Man kommt ohne Hilfsmittel und systematische Übungen nicht aus. Und wenn man glaubt, man sei auf einem Gebiete so weit, so ertappt man seine Gedanken plötzlich auf dem schauderhaftesten Rückfall.

...Wo hast Du die Zitate aus Wagner her? Sie sind mir sehr wertvoll. Wagner ohne seine Bühne oder mit einer solchen Bühne, die seiner Musik entspricht, ist tatsächlich ein Phänomen allerersten Ranges. Man müßte den Parsifal in einem gotischen Dom aufführen. Ich kenne kaum einen Großen, der so in Mystereien lebte, d. h. transzendent schaute und strebte wie er. Von dieser Seite muß er gefaßt werden. Hat er sich nicht auch mit Astrologie beschäftigt?

Ich hatte gestern Abend schöne Augenblicke am Sternenhimmel. Aber leider ist man dann schon so müde, und die Konzentration fällt zu schwer, so daß immer wieder Abirrungen vorkommen. Zudem ist das Ganze zu neu. Aber ein schönes Mittel zu geistiger Weite-Spannung.

Ich bin innerlich so voll von neuem Werden, daß ich noch nicht darüber schreiben kann. Bald sprechen wir ja auch darüber. Eine notwendige Vorübung für jede Konzentration ist die absolute Beherrschung der Muskeltätigkeit, das Erschlaffenlassen, das Abgewöhnen jeder hastigen Reflexbewegung. Ich würde Dir raten, das auch zu tun: sich zwingen, beim Lesen ganz still zu sitzen, oder, wenn man schreibt, nichts weiter als die Arme bewegen, beim Sticken ebenfalls usw. Dann nachmittags in loser Kleidung hinlegen (ohne zu schlafen), die Muskeln erschlaffen lassen und während der ganzen Stunde kein Glied rühren. Dies letzte wirst Du sehr angenehm empfinden. Wenn Du zuerst einschläfst, schadet es nichts. Später gibt sich das...

12. Juli 1917

Als ich über die Hilfsmittel der Konzentration nachdachte und ich ihren Wert erkannte, ist mir auch der Wert einer

schöpferischen Leistung klar geworden. Wenn man ein Gedicht macht, hat man ein Gefühl von Seligkeit, zum mindesten von Befriedigung. Der tiefe Grund dieser Hochspannung liegt sicher nicht in dem Gedichte an sich – es braucht an sich gar nicht gut zu sein, der kleine Dichter hat dies Gefühl genau so wie der große –, sondern in dem Wohlbehagen, für eine kurze Zeit, unabhängig von allen andern Einflüssen, Hemmungen und Regungen seinen Geist auf ein bestimmtes Ziel einzig und allein konzentriert zu haben – eine Vorahnung der Willensfreiheit. Daher kommt es auch, daß man kurz hinterher gegen die Berührung mit der Welt so überempfindlich ist.

Nicht anders ist der tiefste Grund für die Befriedigung, die sich nach Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit einstellt. Ja, Du kannst alle Arbeit, die etwas vor sich bringt, daraufhin untersuchen. Die Gartenarbeit ist nicht geringer als die wissenschaftliche oder künstlerische Arbeit. Alle haben sie den gleichen Wert, als Beruhigungsmittel, als Mittel der Einstellung auf ein bestimmtes Ziel. Nur daß wir uns gerade dieses ihres eigentlichen Wertes nicht bewußt sind und deshalb den wahren Vorteil, den sie bieten, ebenso unbewußt empfinden, wie wir ihn unbenußt vorübergehen lassen.

So können also Dichten und Malen und Komponieren tatsächlich ein Hilfsmittel der wahren Einstellung werden, indem sie den Geist an Einstellung gewöhnen, und somit hat die Kunst wiederum ihren Wert für die Heiligung. Aber auch wieder nur einen vorbereitenden. Dieser Wert überträgt sich auch auf das Kunstwerk, da auch es die Gedanken des Betrachtens leicht konzentrieren kann. Man kann deshalb auch die Einstellungsfähigkeit vor einem großen Kunstwerk üben!

Aber diesen Wert hat die Kunst mit jeder andern Konzen-

tration erfordernden Arbeit gemeinsam. Es kommt da lediglich auf die Begabung und Veranlagung an.

Ich freue mich auf Gautamas Reden. Was ich früher nicht so gern mochte, empfinde ich jetzt als die größte Schönheit: die Wiederholungen. Es spricht, abgesehen von der künstlerischen Wirkung, eine so wundersame abgeklärte Eindringlichkeit daraus, Welle auf Welle einer kristallinen Flut ergießt sich auf unser unreines Wollen und Denken.

Das Wunderschöne beim Buddhismus im Gegensatz zum Christentum ist, daß der Begriff Buße der Lehre ganz fremd ist. Allein die Einsicht macht alles, bewirkt alles, hebt alles auf... Konzentrierte Gedanken haben natürlich eine große Macht. Dieser Macht ist sich der Buddha wohl bewußt, wenn er seinen Jüngern aufgibt, in stiller Klause konzentrierte Gedankenwellen der Güte, des Mitleids, der Freude, des Gleichmuts in die Welt zu entlassen. Ein solcher Mönch ist für die Menschheit tatsächlich wichtiger und verrichtet größere Arbeit als Tausende, die im Leben stehen. Das Weltbild wäre verändert, wenn es ein paar tausend solcher wahren Mönche gäbe.

13. Juli 1917

Wenn man für die eigentlichen Versenkungen begabt ist, so ist das eine große Hilfe. Und das auch für das gewöhnliche Leben. Eine eigentliche Trennung gibt es dann nicht, das Selbst kann dann weitgehend aus dem Körper heraustreten und sich mit dem Gegenstande seines Wollens berühren. Man ist sich dann genau so nahe, als wenn die Körper beisammen wären. Es sind das tatsächliche Erlebnisse. Aber ich glaube, ich bin für diese Versenkungen nicht begabt.

Schon durch den geistigen Verkehr wird die Trennung ja wesentlich gemildert. Durch die Versenkung kommt man sich aber noch viel näher als durch Briefe. Man braucht dann die Briefe gar nicht mehr und kann sich alles und noch viel mehr als in Briefen mitteilen. Für Leute, die dafür begabt sind, ist also eine jahrelange Trennung viel leichter zu ertragen. Ich muß in dieser Zeit so häufig an Frau G... denken und daran, wie jeder Schmerz doch relativ ist. Hätte man ihr im Anfang des Krieges gesagt, ihr Mann würde in russische Gefangenschaft geraten und sie fünf Jahre nichts von ihm hören und sehen, wäre sie gewiß der Verzweiflung nahe gekommen. Und wenn man ihr jetzt sagte, ihr Mann wäre in russische Gefangenschaft geraten, und sie würde ihn, ohne etwas von ihm zu hören und zu sehen, in fünf Jahren gesund wiedersehen, dann würde sie laut aufjubeln.

Was mich, wie auch sonst, bei der geringsten Konzentration am meisten stört, sind die Geräusche. Wenn ich immer in der Stadt leben müßte, wäre es mir nicht unangenehm, wenn ich schwerhörig würde. Ich würde durch den Verlust des Hörapparates nicht verlieren, sondern gewinnen.

Daß Du neulich so brav Kirschen geholt hast, ist sehr schön. Sie sollen wohl zu Marmelade verarbeitet werden? Und so müde ist das A... gewesen nach all den schlechten Nächten! Jetzt möchte ich aber doch wissen, was dem Kinde eigentlich gefehlt hat oder gar noch fehlt.

Ich selbst habe kein Fieber mehr, wie Du wohl aus dem Brief ersiehst. Nur noch etwas matt fühle ich mich infolge der Appetitlosigkeit. Nun erhole Dich nur ordentlich von Sorgen und Nachtwachen!

21. Juli 1917

... Der Tag nach Wismar steht mir auch noch in guter Erinnerung. Dagegen kann ich jetzt die Begräbnisplätze nicht mehr mitmachen. Wenn ich sterbe, soll man mich verbrennen und die Asche in den Wind streuen... Die mystische Deutung des Sündenfalles ist sehr richtig. Unser Selbst war rein im „Paradiese“, dann kam der Durst zur Welt, der Sündenfall ist die Geburt. Durch sie werden wir uns unserer transzendenten Existenz unbewußt. Die Leibröcke oder Fell, womit Gott die gefallen Menschen bekleidet, sind die Körper, deren sie sich schämten, als sie sie erkannten, während sie sich ihres ätherischen Leibes vorher nicht schämten. Durch den Sündenfall, den Durst nach Welt und Inkarnation, kommt der Tod in die Welt. Und an diese Leidensmaschine soll nach dem Tode nichts mehr erinnern...

25. Juli 1917

Gedanken sind feinstofflich, durchaus nicht flüchtig, wenigstens nicht in absehbarer Zeit. Sie umgeben Einen wie eine Atmosphäre. Die Gedanken kommen auch nicht von selbst, sondern man nimmt sie als etwas Vorhandenes in sich auf. Man haftet daran. Der Gedanke wirkt weiter. Meine Gedankenwelt strahlt vor allem auf mich zurück, natürlich, denn die mir liegenden Gedanken umgeben mich. Und so können meine Gedanken, wenn es unglückliche, häßliche sind, dauernd auf mein Geschick einwirken und mich aus einem unglückseligen und häßlichen Kreise gar nicht loskommen lassen. Anderntheils aber strahlen die Gedanken meiner Atmosphäre auch auf andere. So erklärt es sich, daß wir die Atmosphäre eines Menschen so deutlich empfinden und von ihr beeinflusst wer-

den. Ein harmonischer Mensch verbreitet Harmonie, ein disharmonischer Disharmonie, ein kleiner Kleinheit, ein großer Größe, ein schlechter Unbehagen, ein reiner Reinheit usw. Es sind die feinstofflichen Gedanken der andern, die auf einen wirken.

Du glaubst gar nicht, wieviel schöner es sich auf einer Brettunterlage mit Strohsaß darauf schläft. Man wird sich seiner Glieder vielmehr bewußt, und hat man sich erst gewöhnt, erwacht man morgens viel gestärkter. Der Luxus „entnervt“ tatsächlich, er beraubt uns vieler Kräfte.

29. Juli 1917

Nachdem ich in dieser Stille eine sehr schöne ruhige Nacht verbracht habe, sitze ich in meinem großen, netten puritanischen Zimmer und denke Gurer. Nur etwas steif bin ich, da ich hier keine Draht-, sondern Holzunterlage habe im Bette. Schadet aber nichts.

Als ich gestern im Auto hierherfuhr, mußte ich wieder daran denken, wie wenig uns der Buddha zu glauben zumutet. Es wird uns nur begreifen zugemutet, und zwar viel weniger als in der Naturwissenschaft, deren Beweise häufig geradezu unglaublich klingen. Buddhas Wahrheiten kann man anschaulich erkennen, aber versuche einmal, anschaulich zu erkennen, daß sich die Erde um ihre eigene Achse dreht und sich außerdem in rasender Geschwindigkeit um die Sonne bewegt! Man suche sich diese Naturwahrheit, die wir als solche ebensowenig erkennen können wie die Wahrheit über das Selbst, die wir uns erst durch scharfsinnige Beobach-

tungen und Schlüsse und Kombinationen ableiten müssen, anschaulich zu machen, während man an einem Sommermorgen im Grase liegt oder während man im Auto über die „wohlgegründete sichere Erde“ dahinsaußt. Buddha hat den Vorteil, daß seine Wahrheit anschaulich erkannt werden kann, allerdings und natürlich nur von wenigen Geübten. Selbst eine Naturwahrheit wie die angeführte kann ja nur von wenigen erfaßt werden. Die Masse der Menschheit weiß überhaupt nichts von ihr oder glaubt einfach an sie als an eine durch wissenschaftliche Autoritäten bewiesene Lehre. Naturwissenschaftliche, nicht durch die Anschauung erfassbare Wahrheiten müssen bei der mangelhaften Denkfähigkeit der Masse ebenso geglaubt werden, wie religiöse Wahrheiten, von denen die buddhistische zudem noch den Vorteil der Erfassung durch Anschauung vor ihnen voraus hat.

Als ich heute morgen im Bette lag, kamen mir Gedanken über das Nichtsein (oder das Nicht-Dasein), das anschaulich so schwer zu fassen ist. Auch ich habe es noch nicht mit der Anschauung, aber ich habe doch Brücken dahin gefunden. Denk einmal an das Röntgenlicht. Wie Du weißt, geht es ungehindert durch Holz hindurch. Für diesen feinen ätherischen Stoff ist also eine geschlossene Tür in Wirklichkeit nicht da, ebensowenig wie für das Licht ein Fenster da ist, oder, ganz grob versinnbildlicht, ebensowenig wie für uns die Luft in einer offenen Tür da ist. Selbst wenn das wahre Wesen überaus feinstofflich wäre, kann man sich vorstellen, daß diese Welt für es nicht da ist, ebensowenig wie für das Röntgenlicht eine geschlossene Tür oder ein Baum da ist. Nur das, worauf ich stoße, woran ich mich als an einem Widerstande stoße, ist da für mich, „stoßen“ in eigenster und übertragener

geistiger Bedeutung genommen. Worauf ich sinnlich oder gedanklich nicht stoße, woran ich mich nicht reibe, das ist für mich nicht da. Für einen Blinden ist kein Licht da, für einen Tauben kein Ton, für den Menschen kein ultraviolettes Licht, für einen Hottentotten oder Großkapitalisten kein Buddha oder Kant.

Ist aber das wahre Wesen unstofflich, dann ist selbstverständlich für es rein nichts mehr da von der Welt, weder von der Erde noch von dem All. Schon wenn wir mit unsern mangelhaften und groben Gehwerkzeugen auf den gestirnten Himmel blicken, glauben wir ja in die Unendlichkeit zu schauen und stoßen uns bei dieser Empfindung kaum an die Milliarden mächtiger Welten, von denen fast jede unendlich viel größer ist als die Erde. Für das unendliche stofflose Wesen sind nach der Trennung von der (schlechte Arbeit verrichtenden) Sechssinnenmaschine all diese Welten noch weniger da, als wie für das Röntgenlicht die Stubentür oder der Baum. Ist das nicht ein erhabener Gedanke, der schon allein in dieser Fassung voll wunderbaren Friedens ist? Es ist nichts mehr da, worauf Du stößest, woran Du Dich stößest, überall wandellose Unendlichkeit!

So kommt mir das Nichtdasein anschaulich näher, als Frucht des heutigen Denkens. Dir auch? Aber innerlich sehen kann ich es noch nicht, das müßte aber bei der nötigen Ruhe ganz leicht sein. Wie ungezwungen ergibt sich schon jetzt die Schlußfolgerung: Diesen Zustand unendlicher Seligkeit ohne den geringsten Widerstand, diesen Zustand des Nichtdaseins können wir hienieden wenigstens schon im Geiste erreichen, indem wir Dinge und Vorstellungen nicht mehr für uns existieren lassen...

Mit großem Genuß habe ich hier das Buch vom Genie von Dahlke gelesen. Sehr geschickt und mundgerecht aufgezogen, anfänglich glaubt man, es handele sich um eine affektierte Plauderei im Gesellschaftston, dann aber wird es Schritt für Schritt vortrefflicher und größer. Wundervoll ist eine Rede des Erhabenen eingewoben. Merke Dir das Büchlein, es ist ein schönes Weihnachtsgeschenk. Das Buch ist 1905 erschienen, paßt aber glänzend auf unsere verlogene Zeit. Ich fand darin folgendes Wort des Erhabenen: „Sie unterhielten sich über allerhand gemeine Dinge als wie über Könige, über Räuber, über Fürsten und Soldaten, über Krieg und Kampf.“

Wir sprachen neulich schon mal über die Kunst als Wegweiserin zum Wege hin. Es gelingt ihr das durch den Zustand der Entrückung, den sie hervorrufen kann, als Geburt eines genialen Momentes. Genial ist, was aus einem Zustande der Selbstentrückung heraus geboren wurde und einen Zustand der Selbstentrückung hervorruft.

Das Höchste ist höchste Moral. Je höher ein Mensch also ist, desto schwerer wird er durch ein Kunstwerk entrückt werden können, desto genialer wird das Werk sein müssen. Man kann also einerseits aus der Wirkung, die ein Kunstwerk auf einen Menschen ausübt, auf die Höhe, die moralische Höhe, des betreffenden Menschen schließen, andererseits kann man ein Kunstwerk in seinem Werte beurteilen nach der Wirkung, die es auf eine geläuterte moralische Persönlichkeit ausübt.

Die wahrsten Menschen werden nur noch von allerhöchster Kunst entrückt werden können. Auf ihrer Linie liegt die ägyptische, altchinesische, indische, persische, gotische Kunst. Derart

betrachtet, muß unter den Unterarten der Gotik der entsteinenden französischen Gotik als der größeren Entrückerin doch die Palme zuerkannt werden.

Auf der tieferen Linie liegt die klassisch-klassizistische Kunst, die schon durch bloße Naturnachahmung ihre Empfänger entrückt. So kann man die Treppenstufen hinauf oder hinunter gehen. Unsere Zeit steht auf einer ganz niederen Stufe und wird entrückt wie ein Dienstmädchen durch einen Hintertreppenroman. Für die Musik mußst Du Dir selbst die Stufen klarmachen.

Wenn man allerdings die Kunstentrückung als solche nicht versteht und nicht darin den einzigen Sinn der Kunst sieht, dann hat sie gar keinen Wert. Was nützt es, wenn mich die Eroica beim Hören selig entrückt, und ich hinterher bei Hummer und Kaviar das Alltäglichsste oder weniger Alltäglichs bespreche oder mich ungeläutert mit offenen Armen in den Strudel von Mühen, Sorgen und Begehrungen stürze? Fast keiner zieht den Schluß, diesen Zustand der Selbstentrückung zu einem möglichst dauernden zu machen, wozu allerdings die Kunst nicht mehr ausreicht. Die Kunst zeigt das Ziel aus der Ferne, aber den Weg zum Ziel vermag sie nicht zu weisen. Da muß sie ihre Waffen an die reine Erkenntnis weitergeben, die sie aber bei ihrer Arbeit noch sehr wohl unterstützen kann. Ist aber der Kampf gekämpft und ein Sieg errungen, dann kann die Kunst nichts mehr nützen. Der wahrhaft geläuterte, in sich gestillte, wahrerlöste Edelmann kann von der Kunst nicht mehr berührt werden, mag diese noch so genial sein.

Im übrigen ist zu sagen, daß die Kunst als Zielweiserin durchaus nicht notwendig ist, daß die Erkenntnis vielmehr

das Ziel auch ohne jede Mithilfe von Kunst und auch ohne jede andere Art von Selbstentrückung erreichen kann, ja dabei meistens noch sicherer geht.

Kultur ist die Eröffnung des Blickes aufs jenseitige Ufer und die Sehnsucht dahinüber. Kultur ist allgemeine moralische Sehnsucht, Drang nach Selbstbefreiung, und Kunst ist nichts weiter als eine der dabei auftretenden Begleiterscheinungen. Je höher der Drang, um so höher die Kunst. Ein höherer Drang kann sich von niedriger Kunst natürlich nicht begleiten lassen. Kunst als ständige Begleiterin des Völkerlebens muß demnach in einer Kulturzeit notwendigerweise gesteigert sein.

3. August 1917

Mit großer Freude las ich Deinen Brief. Du bist soviel weiter gekommen, Du ahnst gar nicht wie. Gib acht, wir kommen jetzt zu schönen Stunden, mag uns die äußere Welt auch noch so übelwollen und entgegen sein.

Ich dachte heute über meinen Gang nach und über die Etappen meiner Wege. Es läßt sich jetzt ganz gut alles überblicken:

I. Wissenschaft:

- a) schöpferisch: Medizin,
- b) aufnehmend: Botanik.

II. Kunst:

- a) schöpferisch: Dichtung,
- b) auslegend: Architektur,
- c) aufnehmend: bildende Kunst.

III. Heiligkeit:

- a) vorbereitend: Philosophie und Religion,
- b) schöpferisch: Buddhas Lehre.

Die Wege I und II bin ich ziemlich zu Ende gegangen, den Weg III werde ich in dieser Form nie zu Ende gehen, ihn nur erstreben. Grimm hat recht, daß wir nur dahin kommen, in die richtige Bahn einzulenken. Du selbst fühltest ja heute in Deinem Briefe gleich ihm die Schwierigkeit des Verlernens. Und doch möchte ich den Weg der Heiligkeit – nennen wir einmal ohne falsche Scham und ohne alle Umschweife das Ziel beim rechten Namen – recht ausgiebig betreten. Aber mir stehen zur Zeit die Schweißperlen auf der Stirn. Ich muß einmal Atem holen. Ich fühle vor der Größe des Zieles, das mir dieser Tage plötzlich ganz aufging, eine leichte Erschöpfung. Ich sehne mich nach einer Hand, die sich auf meine heiße Stirn legt. Ich sehne mich nach Deinem Zuspruch, Deiner Liebe...

4. August 1917

Auch hier regnet es jetzt, und das Herz wird unruhig dadurch. In den ersten Tagen in B. wollen wir es auf das Wetter ankommen lassen. Zuerst muß ich mich ja doch einmal ausruhen. Ist das Wetter gut, fahren wir nachmittags irgendwohin, oder am Sonntag nach Havelberg oder Chorin. Ich habe das Bedürfnis, mit Dir zuerst allein zu sein. Dann fahren wir über L. und D. nach Hause. Eine Wohnung mußst Du ja jedenfalls vorher nehmen.

Daß Dir meine Gedichte etwas geben, freut mich sehr. So sind sie auch gemeint. Hier werden wohl keine mehr entstehen.

Bußeleins Reden ergözen mich sehr. Ich bringe auch viel viel Lade mit.

7. August 1917

Wieder zwei Tage ohne Nachricht. Wegen der schlechten Post will ich lieber noch einmal wiederholen, daß ich zum

23. September zum Gaskurs kommandiert bin, was insofern auch kein Unglück ist, als ich dann die Konsultation in B. erledigen kann.

Du fragtest neulich, ob mir Wagner jetzt noch etwas sei. Natürlich ist er das, aber nicht im Theater. Und dann muß man nicht mit vollgestopftem Magen hinfasten und wieder zurückfasten in vollgestopften Elektrischen. Wie anders muß so etwas alles sein! Überhaupt ist das Fasten vor solchen Hochspannungen nicht übel. Mit vollem Leibe ist eine wirkliche Hochspannung ausgeschlossen.

Über die Geheimwissenschaften bin ich immer erstaunter. Das Hauptziel ist bei allen sittliche Läuterung und Befreiung des Ichs vom Nichtich. Das ist auch der eigentliche Sinn der Astrologie. Die Leute sahen tatsächlich mit ihrem gestählten Anschauungsvermögen in den Sternen astrale Erscheinungen, wie wir sie nach vielen Konzentrationsübungen vielleicht auch noch sehen könnten. Die Indier tun es ja noch. Wie so manches Können vergangener Zeiten ist auch der astrale Blick den meisten verlorengegangen und mit ihm das Betreten glücklicher Gefilde von Schauungen und Versenkungen, von Kraftquellen und Befreiungen. In den Händen gewissenloser Leute ist diese große Wissenschaft natürlich auch entwürdigt, und das mag zu ihrem Zerfall beigetragen haben. Wieviel Neues haben wir noch miteinander zu durchreisen und zu durchforschen!

Alle großen Religionsstifter waren Magier. Moses kannte die Magie aus Ägypten. Im Christentum wimmelt es von Magie. Buddha ist auch darin der Größte, daß er, obwohl auch er die Magie als Brahmane beherrschte, in seinem Heilswege keinen Gebrauch davon machte. Die Versenkungen sind zwar Wirkungen des reinen Denkens und Schauens, also

okkult, aber ohne Wirkung auf andere und zugestandenermaßen zum Heilswege nicht unumgänglich notwendig.

Okkultismus ist, kurz gesagt, Befreiung vom Dualismus, Herstellung der Einheit des Schauens und Empfindens, Vornahme eines glücklichen, überirdischen Zustandes. Die Technik zur Erreichung der Konzentration ist verschieden, aber gerade um ihretwillen studiere ich diese geheimen Lehren. Denn gerade die Konzentration wird uns ja so schwer, und jeder Wink zu ihrer Erreichung ist mir wertvoll. Hat man sie dann einigermaßen in der Gewalt, dann ist der Weg des Buddhagedankens gar leicht und ohne große Kämpfe zu betreten.

Wagner liegt mir jetzt gerade wegen des Parsifal. Der Gral ist ein uraltes ägyptisches und indisches Mysterium. Die Taube und Schale im Sternbilde der Zentralsonne waren den Alten genau bekannt und ihre astrale Betrachtung wurde benutzt zur Erlösung und Befreiung von den Hemmnissen! Merkwürdig, merkwürdig! Tatsächlich kann man sich dieses Bild durch Autosuggestion sogar nach der Sternkarte herstellen und empfindet als Ausdruck des konzentrierten, mit höheren Kräften in Verbindung getretenen Willens eine wunderbare Leichtigkeit. Ich glaube, ich komme schneller weiter, als ich anfänglich dachte. Nur von Dauerwirkung ist noch nichts zu spüren. Der eigentliche Spiritismus unserer Tage wird übrigens von der vornehmen Geheimwissenschaft abgelehnt ...

10. August 1917

Vier Tage keine Nachricht. Schade, man kommt dadurch natürlich nicht aus dem geistigen Konnex, aber aus dem

augenblicklichen Fluß heraus. Die Post scheint jetzt ja ganz besonders schlecht zu sein.

Gestern Abend war ein schöner Sternhimmel. Es ist tatsächlich ein merkwürdig erlösendes Gefühl, wenn man da lange hineinsieht. Astral, das ist das Feingeistige, was durch die ganze Welt geht, das Brahma-Akman, mit dem man sich vereinigen kann, die Kraft des Alls. Aber dabei bleiben die meisten stehen. Nur Buddha tut den großen Schritt weiter, indem er auch das Brahma als stofflich verwirft. Der Grobstoffkörper Buddhas ist irdisch, der Feinstoffkörper (Geistkörper) astral, aber immer noch materiell. Ihn gilt es zu reinigen. Denn hinter beiden steht weder irdisch noch astral das wahre Wesen. Es gibt auch dem Guten widerstrebende Astralkräfte im Innern des Menschen. Astral sind auch die Ideen, sie sind Motive des Alls.

Wagner: einer der größten Okkultisten aller Zeiten. Der ganze Ring ist ja eine Dichtung des Okkultismus, der Tristan ein Sexualmysterium, der Höhepunkt okkulten Mysterien der Parsifal. Ein kräftiger Gegensatz zu diesen Manifestationen der astralen Welt sind die Meistersinger. Wie beherrschte Wagner auch die indischen und germanischen Mysterien! Übrigens eine große Ähnlichkeit zwischen den ägyptischen und germanischen Mysterien, nur daß die ägyptischen entsprechend dem südlichen Himmel durchgeistigter sind.

Die höchste Kunst ist okkult, astral. Wie groß wird der tändelnde Mozart, wenn er sich astral gibt - in der Zauberflöte. Goethes Faust. Bach. Beethovens Missa solemnis. Musik als die formloseste Kunst kommt dem Astralen wohl am nächsten. Wie ganz anders wird die Kunst unter diesem Gesichtspunkte! Wenn Wagner die unglückselige Bühne ge-

lassen hätte oder in ihr nicht gar so plump auf die Welt zurückgefahren wäre, wäre er vielleicht der größte Künstler der Welt. Schon die Motive sind wie mathematische Stern-motive. Dülbergs Bühne wird dem Astralen übrigens weitgehend gerecht, wie denn überhaupt im Kubismus und ähnlichen Richtungen, wie ich jetzt sehe, eine heiße Sehnsucht nach astraler Anschauung und Erkenntnis steckt.

Aber nicht vergessen: all die Mysterien und aller noch so edle Okkultismus können in ihren feinsten Schauungen und Gestaltungen doch immer nur an das - zwar den meisten völlig verborgene - feingeistigste Brahma heranreichen. Darüber hinaus führt keine Kunst, sondern nur noch die reine Erkenntnis. Denn Brahma ist das feinste Etwas, Nirwana aber ist das selige Nichts ...

In einem ersten Buche las ich gestern: Die Astralwelt verwahrt das höchste Glück und das größte Elend des Menschen. Es ist viel Licht in ihr (Brahma) und auch viel Schatten. Der Weg, den heute die okkultistische Literatur vielfach nimmt, dem Menschen für wenig Geld ein Himmelreich von Freuden und geheimnisvollen Kräften zu versprechen, ist falsch. (Denke dabei an den Ring, wie wahr und furchtbar der ist!) Nur die Erkenntnis, die durch ernste Arbeit errungen ist, soll bleiben."

11. August 1917

Heute ist wieder so ein ruhegesättigter Sonntag. Man spürt ordentlich den Lebenshauch, der einem die Brust dehnt. Prana nennen es die Indier und legen einen großen Wert darauf. Es ist etwas Unmeßbares und Unwägbares, das neben den uns bekannten chemischen Elementen und Verbin-

dungen in der Luft enthalten ist. Der Sauerstoff allein tut's nicht. Zur bewußten Aufnahme dieses Prana dienen auch die Atemübungen. Es ist wohl eine feinstoffliche, die ganze Sternenwelt durchflutende Kraft. Die Inder wußten mehr als unsere Brillengelehrten. Schon immer haben sich die den Kopf darüber zerbrochen, wie es kommt, daß einem in menschenüberfüllten Räumen das Atmen so schwer wird, die geistigen Funktionen leiden, ja schließlich der Aufenthalt bis zur Ohnmacht unerträglich wird. Mißt man nämlich mit der chemischen Wage, so findet man kaum eine Zunahme der Kohlensäure und Abnahme des Sauerstoffs. Durch Kohlensäureübersättigung kommt also diese Luftverschlechterung nicht zustande, wie man auf den ersten Blick annehmen könnte. Man hat sich dann das Rätsel dadurch zu erklären versucht, daß man ein von den Menschen abgesondertes Gift annahm, das sich in der Luft anhäufen soll (Menschengift, Anthropotoxin), eine völlig in der Luft schwebende Hypothese, die durch rein nichts gestützt werden kann. Wie leicht erklärt sich das mit dem Prana, dessen Existenz man durch methodische Übungen beweisen kann! Die Luftverschlechterung wird einfach durch allmähliche Absorption des im Raum vorhandenen Pranas hervorgerufen.

Du glaubst gar nicht, wie es mich zeitweilig bedrückt, daß ich schon so alt bin. Wenn ich noch einmal anfangen könnte, würde ich die indischen Methoden ausbauen und dadurch die Menschen zu heilen versuchen. Dadurch kann jeder sein eigener Arzt werden, und was das richtigste ist, nicht nur sein Körperarzt, sondern auch sein Geelenarzt. Denn zur Beherrschung dieser Methoden gehört vor allem eine reine, selbstlose Seele. Man würde als Arzt also die Leute nicht

nur körperlich, sondern auch ethisch heben. Das wäre doch das Ideal, dadurch wäre der Beruf erst wahrhaft wertvoll, zumal man zu seiner Ausübung erst selber eine ethische Höhe erklimmen haben muß. Auch wir wußten es ja in unserer erbärmlichen europäischen Wissenschaft, daß große Ärzte psychisch wirken. Aber wie kümmerlich wurde das alles benutzt. Das Heilmittel für viele Krankheiten trägt jeder mit sich in seiner Seele, es muß nur erkannt und geweckt werden. Dem ist auch der Buddhaweg offen.

Daß selbst die höchsten indischen Willensmethoden auch uns möglich sind, erfuhr ich gestern. Alle drei Kollegen hatten einen Europäer gesehen, der sich in ärztlichen Vereinen vorstellte, und der es durch indisches Willenstraining soweit gebracht hatte, daß er auch alle unwillkürlichen Muskeln, die vom Sympathicus innerviert werden, beherrschte. Er konnte willkürlich wie die Fakire seinen Pulsschlag regieren, also von 140 auf 40, von da auf 60, von da auf 90 usw. springen, je nachdem wie man es von ihm wollte. Ebenso konnte er die Pupillen, die bei uns nur auf Licht reagieren, willkürlich erweitern und verengern. Es soll unheimlich gewirkt haben. So weit braucht man das Training natürlich nicht zu bringen. Aber es beweist die Richtigkeit des Prinzips.

23. August 1917

... Dieses Gedankendrama unter dem Bodhibaume in seinen drei Szenen: die anschauliche Erkenntnis der Wiedergeburt, des Karma-Gesetzes und die Erlösung in seiner packenden Einfachheit, erscheint mir immer größer. Dies ist das gewaltigste Ringen in der Geschichte der Menschheit,

ein voller Sieg. Mir kommen immer die Tränen der Erschütterung in die Augen, wenn ich das Bild vor mir sehe, wie der gequälte Mann da ernststen Sinnes, eifrig, unermüdetlich weilte, für sich, für uns die Dunkelheit zerteilend, einmündend in selige Heiterkeit. Neulich, als ich es las, setzte ganz unvorbereitet die Regimentskapelle mit Wagner ein. Du kannst Dir denken, wie mich das durchschütterte ...

24. August 1917

Unsere Erziehung hat uns so auf die völlig ausgereifte Narrenlehre, den Glauben an eine jedem eigentümliche (individuelle) Seele eingestellt, daß sie einem immer wieder die Besinnung durchkreuzt. Du wirst das gewiß oft empfunden haben, ebenso wie ich. Der moderne Okkultismus nimmt zum Teil diese Narrheit auch wieder auf. Gestern ist mir an Buddhas Hand zum erstenmal dieser Irrtum anschaulich klar geworden, und damit ist er wohl endgültig überwunden. Ich denke, die gewonnene Erkenntnis wird auch Dir helfen.

Nimm eine Naturkraft wie das Feuer. Wie ist es, wo ist es, woher kommt es, wohin geht es? Wir wissen es nicht. Wir können es nur an seinen Äußerungen erkennen, können die Bedingungen studieren, unter denen es sich äußert. Es ist, sobald ich seine Äußerungen wahrnehme, in der Welt, stammt aber von außerhalb der Welt. Es haftet unter bestimmten Bedingungen, beispielsweise wenn ich Holz aneinanderreibe, an der Welt. So ist es mit jeder Kraft, so ist es mit dem Geistkörper, so ist es auch mit dem Selbst. Je nach dem Gegenstande, an dem das Feuer haftet, sind seine Äußerungen von anderen Erscheinungen begleitet, es selbst aber bleibt

daselbe. Nimm Sandelholz, Kohle und getrockneten Mist. In einem Falle entwickelt sich Duft, im andern Qualm, im dritten Gestank. Aber das Feuer bleibt als solches daselbe. Es entweicht nicht als Sandelfeuer oder Kohlenfeuer oder Mistfeuer und führt als solches ein individuelles Dasein weiter, sondern es entweicht als Feuer, bleibt Feuer, oder wandelt sich als Feuer in eine andere Kraft. Es wäre närrisch, irgend etwas individuelles an dem Feuer wahrnehmen zu wollen. Das Individuelle des Verbrennungsprozesses kommt lediglich durch das Substrat, an dem das Feuer haftet, zustande. Ebenso ist es mit dem Selbst. Das Individuelle in der Äußerung des Selbst kommt lediglich durch das Substrat, an dem es haftet, durch die fünf Gruppen der Persönlichkeit zustande. Das Selbst bleibt daselbe, ob es am Tierkörper, am Menschenkörper oder am Lichtkörper haftet. Feuer ist Feuer, und Selbst ist Selbst. Und ebensowenig wie das Feuer nach vorübergehender Haftung an Sandelholz oder Mist dauernd (in einem außenweltlichen Zustande) als Sandelholz oder Mistfeuer weiter besteht, sondern eben als latentes Feuer, ebensowenig kann das Selbst nach vorübergehender Haftung an Mist oder Feuer dauernd als das Selbst von Mist oder Feuer weiterbestehen, sondern wenn es sich von dem Substrate löst, dann springt es entweder auf ein anderes Substrat, eine andere Persönlichkeit über, oder es besteht (nach der Erlösung) als völlig unpersönliche, unindividuelle, nicht mehr an einem Substrat haftende Kraft gleich dem Feuer in einem außenweltlichen Zustande weiter. - Ich glaube, Du wirst die Welt des Brahma noch einmal sehr gut fassen. Es schlummert noch manches in Dir, wovon Du gar nichts weißt. Nur ordentlich gesund halten!

... Das Gute in die Stadt siehst Du hinein, das ist Sophisterei. Die jämmerliche Atmosphäre der Menschen kann man auch auf dem Lande fühlen. Aber das Dorf ist deshalb besser, weil 1. weniger Menschen da sind, 2. weil man räumlich sehr weit getrennt wohnt, 3. weil Lärm und Hast wegfällt, 4. weil die Atmosphäre reiner ist, 5. weil die Natur vor der Tür ist und das Prana ungetrübt ist.

Mit den tanzenden Derwischen hast Du ganz recht. Auch sie wollen in der Ekstase an die Welt des Brahma herankommen. Wir müssen doch noch einmal nach Indien, um das wirkliche Wissen und das übernatürliche Können mit Augen zu sehen. Das reizt mehr als der Anblick der Tempel.

Buhzeleins Erzählungen scheinen ja reizend zu sein! Ja, das Ungeschminkte, Ungehemmte, Unüberlegte!

25. August 1917

Das Reich des Nichtdaseins, sagt man. Was hat nun wohl der Vollendete unter dem Reich des Nichtdaseins verstanden?

Ich schrieb neulich schon darüber, glaube aber, der Brief ging verloren. Ich kann es jetzt auch noch besser sagen: Für Röntgenstrahlen ist Holz nicht da. Ein Wesen aus Röntgenstrahlen dringt also durch einen Riesenbaum wie wir durch Luft. Er ist für es nicht da. Wir nehmen überhaupt nur wahr, was sich uns entgegenstellt. Für ein noch feineres Wesen, das durch Erde dringt, ist auch die Erde nicht da, und so ist für das Wesen feinsten Art nichts mehr da, ohne daß wir für es andere überweltliche Gefilde anzunehmen brauchen.

Wenn nun ein Wesen aus Röntgenstrahlen erführe, daß ein Buchenwald, der ja für dies Wesen nicht da ist, etwas Herrliches sei, so könnte der Drang in ihm aufsteigen, nun diese sogenannte Herrlichkeit wahrzunehmen. Das ist aber gar nicht anders ins Werk zu setzen, als daß das Röntgenstrahlenwesen in etwas anderes eingeht, eine Verbindung eingeht mit etwas Organischem, das den Wald wahrzunehmen vermag. Diese feine Kraft muß sich vergrößern, damit sie auf den Wald stoßen kann, damit er undurchdringbar für sie wird, damit sie von ihm berührt wird. Nach längerer Zeit könnte nun in dem also vergrößerten, verkuppelten Wesen der Wahn aufsteigen, daß die nun ermöglichte Wahrnehmung des Waldes ihm wesentlich sei, daß die grobe Kraft, mit dem es verkuppelt ist, ihm wesentlich sei. Und so kann es kommen, daß es allmählich vergiftet, daß für sich selbst der Wald nach wie vor nicht da ist. Erst wenn es sich endgültig von der Verkuppelung löst und seinen Irrtum erkennt, ist der Wald wieder nicht für es da, gehört also zum Reich des Nichtdaseins.

Da hast Du den Vergleich mit unserem wahren Wesen. Auch es verlangt (dürstet) mit der Welt der Gestalten usw., die vorher für es nicht da war, in Berührung zu treten. Zu dem Zwecke muß es sich verkuppeln, vergrößern. Allmählich kommt der Wahn, der Durst nach der Welt sei ihm wesentlich, sei seine innere Auswirkung und die Persönlichkeit, mit der allein die Berührung mit der Welt nötig ist, sei die Objektivierung des Wesens, gehöre ihm ganz zu eigen. Erst wenn es sich von dem Wahn und dem Durst erlöst, löst es sich auch von der Vergrößerung und Verkuppelung, und diese Welt bis zu den Sternen mit ihren angeblichen Herrlichkeiten

und tatsächlichen Leiden versinkt für das reine Wesen wieder in das Reich des Nichtdaseins, ohne daß das Wesen dabei an sich nötig hätte, den Schauplatz wesentlich zu wechseln. Diesen großen Vergleich muß man einmal anschaulich fassen, dann hat man eine Hauptschwierigkeit der Erkenntnis endgültig beseitigt.

Abends neun Uhr. Zu Deinem lieben Brief vom Montag: Meine Erinnerungen setze ich einmal später fort. Jetzt, da hast Du ganz recht, ist meine Seele zu beschäftigt. - Wenn Du ohne Gottesbegriff einstweilen nicht auskommen magst, so bleibe doch beim Brahma stehen. Das ist ja etwa der Gott der höchststehenden Christen, der Pantheisten. Aber warum soll man für die Ursache der Wiedergeburt-Gesetze wieder einen Gott annehmen? Die chemischen Gesetze oder die physikalischen kommen ja auch ohne Gott zustande. Das große Brahma ist auch noch stofflich und erlösungsbedürftig trotz seiner erhabenen Form. - Mit der Phytia hast Du sehr recht. Es ist typisches Hellsehen. Daher das Zutreffende der alten Orakel. Das Eichenrauschen von Dodona war Hellhören. Was gibt es für Kräfte! Und einer, der sie leicht haben könnte wie Frau D., läßt sie brach liegen!

Zu nett ist, was Du mir vom Buhß erzähltest.

2. September 1917

Hier ist kein Blatt welk, ein schöner Spätsommer. Bei Euch in der Stadt scheint es anders zu sein.

So lieb hast Du mir geschrieben! Ganz besonders hat es mich gefreut, daß Du die Nacht unter dem Bodhibäume so stark empfunden hast, bevor ich Dir auch meine Empfindung

darüber schrieb. Es wäre ja auch schön gewesen, wenn Du so stark mitempfunden hättest, aber daß Du gleichzeitig mit mir und unbeeinflusst durch mich die Größe dieses Dramas empfandest, ist mir eine liebe Gewähr, daß wir ganz dicht nebeneinander gehen. Nun überanstrengte Dich nur nicht, es kommt bei täglichem Gedenken alles gut voran!

Über das Karma-Gesetz sprechen wir lieber. Zu langes Nachdenken darüber „bringt Wahnsinn und Verstörung mit sich“. Aber wer seine Leidenschaften wirklich bekämpft, hat die Gewähr, daß er nie wieder hinabsinkt. Die Gültigkeit im furchtbaren Sinn offenbart sich erst für den, der ohne Nachdenken gut bürgerlich dahinlebt, gar keine Gelegenheit hat zu sündigen und so auch gar keine Gelegenheit findet, die verborgenen schlechten Seiten seines Wesens zu sehen. In diesem Sinne hat auch mittelbar die Sünde ihr Gutes. Ein Mörder, der innerlich tief erschüttet seine Schlechtigkeit bereut und sie wieder gut zu machen sucht, ist tatsächlich der Erlösung näher als ein bürgerlicher Tugendbold mit einem versteckten, ihm selbst unbekannten Hang zum Morden. Der eine kann erlöst werden, der andere versinkt vor der Wahrheit. Ich finde das ungeheuer logisch, gerecht und tröstlich.

6. September 1917

So lieb hast Du mir am Sonntag geschrieben. Wagners Plan ging mir heute lange im Sinne herum. Ob ich ihn einmal ausführe?

Es ist schon so, daß ein Gesetz über uns waltet, ich sehe das an mir. Ich rekonstruiere mein früheres Dasein nach der guten Seite aus meiner angeborenen Tier- und Pflanzenliebe, meiner

Sehnsucht und meiner Begabung, nach der schlechten Seite aus dem Mangel oder den immensen Hindernissen bei jeder äußeren Anerkennung. Es ist gesetzmäßig bei mir, daß ich alles, was ich angreife, im Sturm bezwinge; es ist aber auch ebenso gesetzmäßig, daß mir jede offizielle äußere Anerkennung versagt wird ...

Ich lege Dir ein Merkblatt über Lipasieber bei, das Ergebnis meiner Arbeit in D. Ich habe hier nur den dritten Teil Material wie andere Korpshygieniker (zwei Divisionen sind österreichisch), und trotzdem zwei ganz neue Arbeiten. Da hast Du wieder die Kehrseite. Ich brauchte mich nur danach zu bücken. Ich will ja gar nichts Neues mehr in der Wissenschaft finden, aber ich muß einfach. Ist es nicht alles merkwürdig?

Ach, ich habe doch große Sehnsucht nach meiner, nach reiner Luft. Und wo ist die anders als bei Euch?

G. ist übrigens, wie wir neulich feststellten, auch Hellseher und Wahrträumer! Die Macht des Guten! Wieviel leichter hat er es dadurch als ich! O meine verlorenen Jahre!

Ja, wenn die Gedanken doch das Flattern abschütteln könnten! Diese unselige Unruhe! Das Lesen in den Buddha-Büchern ist tatsächlich immer noch die beste Konzentration. Alle die Bücher sind übrigens nicht in den großen Katalogen, bezeichnenderweise.

Wie schade, wie schade, daß Wagner die Sieger nicht geschrieben hat und dafür den Parsifal dichtete!

Ich habe die feste Zuversicht, daß Du mir auf dem Wege eine treue Helferin und Stütze sein wirst. Wir helfen uns gegenseitig. Hoffentlich werden es schöne Tage.

Du schreibst gestern von der Freude. Der Wellenberg der einzelnen Freude muß ja notwendig ein Wellental des Leides erzeugen infolge der Vergänglichkeit. Unsere reinste Freude ist die Kindheit. Wie denken wir zeitlebens daran? Mit Wehmut! Weil sie vergangen, unwiederbringlich ist. Jede Stunde, über die man sich wahrhaft freut, hinterläßt Wehmut, weil sie vergangen, unwiederbringlich ist. Statt der Freude über das Einzelne gilt es, die allgemeine Heiterkeit einzutauschen, die klare, ungetrübte. Das ist keine Kälte. Der Gegensatz zur einzelnen Freude mit ihrem Leid ist nicht dürftige Kälte, sondern meeresstille Heiterkeit, bei der man bis auf den tiefsten Grund sieht.

Jede Stunde, die mich freute,
hat wohl Wehmut im Geleite.

Freud und Schmerz und Lust und Qual:
Wellenberg und Wellental.

Jeder Welle frohes Denken
muß sich in den Abgrund senken.

Jede Woge ist geweiht
fließender Vergänglichkeit.

Sahst du nie, du armer Wille,
die geweihte Meeresstille?

Laß die wilden Wogenstätten
sich zum stillen Meere glätten!

Heiter dehnt sich rings die Runde,
Klarheit leuchtet bis zum Grunde.

11. September 1917

Die Fessel des Todes.

Die Segel auf zur letzten Fahrt,
hintweg aus dem Gedränge!

Des Todes Fessel ist so zart
wie blumige Gehänge.

Für einen, der da wissend ward,
wissend über das Leben:
Des Todes Fesseln sind so zart
wie leichte Spinnweben.

Es war der Wahn, dies Menschentum,
zu hegen und zu retten,
der schuf die zarten Fesseln um
zu schweren Eisenketten.

Das schwere Band aus Erz geschweißt
mag fürder mich nicht binden.
Des Todes Fessel soll den Geist
wie Blumen mir umwinden.

Gestern Abend ging ich allein unter dem lichten Sternenhimmel und gedachte Euer mit großer Liebe.

12. September 1917

Ich freue mich nun doch gar sehr, daß ich morgen abfahre ...

Merkwürdig, daß ich dieses Stück wirklicher Jugend nie wieder aufsuchte. Wie lebt alles vor meinem Geiste! Jeden Schritt, jeden Baum könnte ich beschreiben. Gar manches in meiner Entwicklung wurzelt dort. Ist es töricht, daß es mich, nun es einmal ausgesprochen und geplant ist, plötzlich so stark dorthin verlangt? Ich weiß nicht. Verlangen nach den reinen Kinderaugen, die damals leider von Eitelkeit sich zu trüben begannen. Ja, von Eitelkeit! Wurde ich eitel gemacht? War ich es von selbst?

13. September 1917

Ich mußte heute darüber nachdenken, wie leicht uns beiden einerseits der Buddhaweg durch unsere Begabung gemacht wird, und wie schwer er andererseits ist für uns durch unsre Begehrlichkeit. Ich wäre ja wohl in dem Sumpf der Begehrlichkeit völlig versunken, wenn ich nicht hierher gekommen wäre. Und Dir wäre es wohl nicht anders ergangen.

Siehst Du, auch unser Buhgelein ist mit uns vorangeschritten. Von A zu Lade ist ein tüchtiger Weg! Ich glaube für mich, der ich den Unterschied sehe, ist die Freude noch größer als für Dich, die Du langsam die Entwicklung des kleinen Geistes in stetem Übergang mit erlebst. Möchte man doch dem kleinen Geiste die richtige Richtung geben!

16. September 1917

„In der Welt habt Ihr Leid. Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Sind diese Worte Jesu nicht ganz buddhistisch? Mir gingen sie gestern im Kopfe herum. Es gibt manche Worte Jesu, die völlig mit Buddhas Lehre übereinstimmen. Nur schade, daß sein Weg so gar keinen rechten Anhaltspunkt gibt. Man weiß nicht, warum man seiner Lehre folgen soll, und der persönliche Gott geht geradewegs gegen die Vernunft in ihrer höchsten Reinheit. Christus selbst war auch erst ganz zum Schluß am Kreuze ein Vollendeter. Die Todesangst vorher und das „mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ – sind nicht Bekenntnisse eines Vollendeten. Er war während des Lebens wohl ein vollkommenes Beispiel der Sittlichkeit, also der

Grundlage der Vollendung, nicht der Vollendung selbst. Mir wird ordentlich bange bei dem Gedanken, daß ich in dieser Zeit nur auf Christus hätte angewiesen sein sollen. Da wäre ich verdurstet. Und doch hat seine reine Seele wohl all das Große geahnt, was der Größere und Größte vor ihm gewußt hatte ...

Wenn Du die Spieltube fürs Muschlein nach oben legst, vergiß doch ja nicht, ein Geländer vor die Treppe machen zu lassen!

„Im Fluge trifft er, was fliegt.“ Wie mag die Melodie sein? Ja, Du hast recht, ich habe das Gefühl, daß es bei immer größerer Reinigung gar keine Probleme mehr für mich gibt oder geben wird. Mir kommt alles so leicht - und unwesentlich vor. Alles, was ich früher mit Abspannung tat, könnte ich, wenn ich erst einmal den Buddha-Weg richtig betreten habe, spielend tun, wenn mich dies Tun noch irgendwie reizte. Der Buddha-Weg führt zu höchster spielender Erkenntnis der Probleme dieser Welt. Aber - an der Ausnutzung dieser Erkenntnis kann dem Wanderer nichts mehr liegen: er schweigt.

Ja, ich fühle die Fragen der Wissenschaft so leicht, als wären es Spielbälle. Daß die Umwelt mir weiter im Wege steht, ist selbstverständlich nach dem, was ich Dir sagte, und deshalb gut so. Ihr Urteil ist ja auch völlig wertlos, und was sie einem zuzufügen versucht, sind ja dem wahren Wesen gegenüber mehr als Lappalien. Ich schrieb Dir das ja auch nur, um das Gesetzmäßige aufzudecken, was so tröstend ist...

Die Sieger will ich schreiben, aber ruhig und langsam, und erst nach meinem Tode sollst Du sie herausgeben. Zu-

erst will ich sie nur für uns schreiben, dann für den kleinen Kreis um uns. Ich dachte, er würde noch immer kleiner werden, aber er ist sogar um ein neues, diesmal sehr wertvolles Mitglied gewachsen ...

Und nun viele innige Grüße, mein L. „In der Welt habt ihr Leid, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“, das geht mir wieder im Kopf herum.

19. September 1917

Ich habe heute in die Kiste noch Tee einpacken lassen ... Wahrscheinlich bekomme ich auch ein ganzes Fell gelben Leders für zwei Paar Schuhe! Ein Familienvater muß heutzutage an mancherlei denken. Ich hatte mir drei Meter Rupfenleinen gekauft, wollte mir eigentlich eine Litterka daraus machen lassen. Aber wozu? Ich denke, das kann der B. gut gebrauchen. Und der Sommer ist in vier Wochen vorbei.

Heut las ich über die Cheopspyramide und ihre Geheimnisse. Die Mysterien erstreben die höchste Moral, und die Alten hatten ein tieferes Verständnis für kosmische Kräfte als wir. Ich nannte die Pyramiden einmal einen Triumph der Rechenkunst. Unbewußt tat ich das. Denn tatsächlich ist es das. Es ist nichts aufgezeichnet, sondern allein in die Verhältnisse und die Zahlen hat der Bauherr eine ganze Welt hineingelegt. Astronomische Ergebnisse stimmen genau mit den jetzigen Berechnungen der feinsten Instrumente überein. Ein Beispiel: Nach astronomischer Berechnung ist eine Solarlunation 29 Tage, 12 Stunden 44' 3". Nach den Mäßen der Pyramiden 29 Tage, 12 Stunden 44' 2" 0,84". Unsere jetzige Mathematik gibt keine endgültigen Re-

sultate, diesen Pyramidenerbauern scheint eine höhere Mathematik bekannt gewesen zu sein. Ungeheuerlich! Um das wirkliche Wissen nicht dem Pöbel auszuliefern, hinterließen die ägyptischen Eingeweihten nichts Schriftliches. Aber ihre Kenntnisse legten sie in die Zahlen, Dimensionen und Verhältnisse des Monumentalbaus, hinter dessen gewaltiger scheinbarer Regelmäßigkeit kein Mensch die großen mystischen Geheimnisse vermutet. Das ist Mystik des Erkennens wahren Wissens: Mystik als Wissenschaft. Diesen alten Eingeweihten kam es darauf an zu beweisen, daß es einen Sinn hat, moralisch zu leben, daß es unser eigenstes Interesse ist. Welche Philosophie tut das? Keine. Auch Offenbarungen allertiefster Art haben die Zahlen der Pyramide. Ungeheuerlicher Gedanke!

Bücher über Geheimwissenschaften bringe ich mit. Wir wollen dann unsere Abende schön ausnutzen. Ich habe Material für Jahre. Allerdings geht es bei mir im Sturme. Weshalb kommt man nun jetzt erst auf diese Wege der Wahrheit zu? Jeder Tag bringt neue Offenbarungen. Leider fehlt mir der geniale Blick für das Übernatürliche. Ich bin zu erdenklar, nicht sternenklar, und muß mich an alles heranarbeiten. Aber das ist ja auch nicht die Hauptsache. Schließlich geht sich der Buddhaweg auch ohnedem.

Ich freue mich, daß Du den Buddha jetzt zum zweiten Male liest.

Den Körper pflege nur gut. Er ist Vorbedingung für ein gesundes Fortkommen. Ein kranker Körper lähmt den Geist. Die Inder treiben immer Gymnastik. Ich rate Dir vor allem zu den Atemübungen, deren Segen ich genugsam empfinde. Auch Luftbäder und Sonnenbäder.

Zerstreue Dich nur nicht zu sehr durch den Umgang mit den kleinen Menschen. Es bringt immer zurück, ich fühle das nur zu gut ...

13. Dezember 1917

Bei Schopenhauer finde ich eine Stelle, in der Du mich wohl wiederfinden wirst: Der durch Befreiung vom Ich freigewordene Überschuß der Erkenntnis wird zum hellen Spiegel des Wesens der Welt. Dadurch erklärt sich die Lebhaftigkeit bis zur Unruhe bei genialen Menschen, indem die Gegenwart ihnen selten genügen kann, weil sie ihr Bewußtsein nicht ausfüllt. Das gibt ihnen die rastlose Strebsamkeit, das unaufhörliche Suchen neuer und der Betrachtung würdiger Objekte. Die Behaglichkeit des gewöhnlichen Erdensohnes im Alltagsleben ist dem Genius versagt.

Ach ja, wenn nur diese Müdigkeit nicht wäre, diese Unruhe in der Sucht nach Ruhe! Wie kurz ist das Dasein! Mir ist, ich bekomme immer mehr Erkenntnisfäden in die Hand. Aber ein Gewebe daraus zu knüpfen, reicht die Zeit nicht.

Was ich neulich von dem edlen Teil in uns schrieb, möchte ich an einem Vergleich erläutern. Das Edle ist an sich vollkommen da, ist die Seele als solche, ist wie ein Spiegel, in dem sich die Welt spiegelt. Die Schattierungen der Seele kommen nur dadurch zustande, daß mehr oder weniger Staub oder gar Schmutz auf dem Spiegel liegt. Staub und Schmutz kommen lediglich durch den Ichgedanken. Ganz feiner Staub gibt noch edle Bilder, beim Schmutz ist überhaupt nichts mehr vom Wesen der Welt zu sehen, und bei dickem Staubbelag nur wenig, und auch das nur unerquicklich. Es kommt

also tatsächlich nur auf den Prozeß des Reinigens an. Alle Seelenpiegel sind gleich, aber nicht alle Kräfte zum Reinigen. Da haben wir im Bilde auch das Wesen des Genies und des ihm anvertrauten Buddhagedankens. Das Genie kann auf Augenblicke den Staub vom Spiegel herunterwischen, der Buddhagedanke dauernd. Der Spiegel der meisten Genies trübt sich wieder nach dem genialen Moment von neuem mit dem Staub des Ichgedankens, der heilige Jünger des Vollendeten hält seinen Spiegel dauernd blinkend.

Die Liebe ist nichts anderes als ein Hilfsmittel zur Reinigung. Den letzten Staub zu entfernen aber vermag sie nicht. Das bleibt dem Wissen vorbehalten.

Heute gehen zwei Pakete an Deine Mutter ab.

Heute war ein Militäroberpfarrer, preuß. Geheimrat, hier. Nebenbei aber ein Ausgraber hethitischer Werke, großer Kenner der babylonischen Kultur. Es scheint sicher zu sein, daß die Hauptkultur der Welt etwa 8000 v. Chr. war. Ägypten, China und Südamerika sind nur Ausläufer!

4. Dezember 1917

Du schriebst neulich, die Kinder könnten unsere Meister sein. Ganz recht! Ich sagte früher einmal, es sei das Freisein von Berechnung und Voreingenommenheit, was die Kinder so hoch über den Erwachsenen - ausgenommen das Genie - stellt. Damit habe ich wohl im Grunde das Rechte getroffen. Denn Berechnung und Voreingenommenheit treten erst da auf den Plan, wo der Mensch alles auf sein liebes Schein-Ich bezieht, wo er kein Ding um seiner selbst willen sehen, keinen Gedanken um des Gedankens willen denken, keine Tat

um der Tat willen tun kann. Wer die Dinge um der Dinge willen sieht, Gedanken um der Gedanken willen denkt, Taten um der Taten willen tut, ganz absieht von dem Nutzen für die eigene Persönlichkeit, dieses Truggebilde, der spielt mit Dingen, Gedanken und Taten. Und solange wir handelnd in der Welt stehen, hat Schillers Wort recht: Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.

Das ist es, was uns die kleinen Meisterlein zu lehren haben. Die Handlung an und für sich macht Vergnügen, kein selbstsüchtiger Zweck ist dabei. Sie sind seelisch unbefangen, beziehungslos, oder die Beziehungen zur Welt werden noch nicht ernsthaft genommen. Ernsthaft in seinen Beziehungen zur Welt heißt zumeist auf den Vorteil des Schein-Ich bedacht. Die innere Unabhängigkeit – im kostbaren Gegensatz zur äußeren Abhängigkeit –, die macht das Kind so groß, daß Jesus sagen konnte: So ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kindlein. Dieses Wort lag mir jetzt lange im Sinn, und ich glaube, ich habe es endlich ganz verstanden. Darum schreibe ich das heute. Diese innere Freiheit macht das Kind so heiter und fröhlich, ganz gleich, ob es unter traurigen Menschen aufwächst oder unter fröhlichen. Man muß das alles anschaulich, nicht begrifflich erkennen.

Und damit hat man zugleich das Wesen des Genies sowohl wie die Schlüssel für die „Umkehr“. Schopenhauer hat recht: „Wirklich ist jedes Kind gewissermaßen ein Genie und jedes Genie gewissermaßen ein Kind.“ – Es gibt wie eine bloße Jugendschönheit, die fast jeder einmal besitzt (*beauté du diable*), auch eine bloße Jugendintellektualität, ein gewisses geistiges zum Auffassen, Verstehen, Lernen ge-

neigtes und geeignetes Wesen, das jeder in der Kindheit, einige noch in der Jugend haben, das aber darnach sich verliert, eben wie jene Schönheit.

An die Tochter

19. Januar 1926

Jetzt sitzt Wadding im Kieler Ratskeller. Denk Dir, hier in Kiel hat Wadding sein zweites Examen gemacht (Physicum). Da ist er einmal hier im Ratskeller gewesen und hat am selben Tisch gegessen. Damals mußte er von hundertfünfzig Mark im Monat leben, sich kleiden, Wohnung bezahlen und alles andere. Und dabei mochte er sich so gerne anständig anziehen und auch mal ein Glas Wein trinken! Und damals wurde der Ratskeller gerade wieder aufgemacht, nachdem er viele hundert Jahre verschüttet gewesen war. Und da ist Wadding, genau vor fünfundzwanzig Jahren mit zwei Freunden hierher gegangen und hat Abendbrot gegessen und Wein getrunken. Und dafür hat er nachher eine ganze Woche an jedem Tag nur zwei Bücklinge gegessen, die kosteten damals zusammen fünfzehn Pfennige. Da hatte er dann das viele Geld für den Ratskeller wieder gutgemacht. Siehst Du, so war es damals.

Und heute sitzt er nach fünfundzwanzig Jahren am selben Platz und grüßt die M...

An die Tochter

Ohne Datum

Ich danke Dir für Deinen schönen langen Brief. Ja, so schöne Blumen wie in unserem Garten blühen hier nicht. Es ist trostlos. Nur die Wiesen sind gelb von den Pustebäumen. Aber von Gärten haben die Leute keine Ahnung.

Das kannst Du von Deinem Vadding wirklich fürs spätere Leben lernen.

Ich werde Dir hier etwas zu Niedliches zeigen, in einem Dorfwirtshaus. Ein Schwalbenpaar, das jedes Jahr wieder kommt und sich in der Stube oder im Flur sein Nest baut. Natürlich müssen die Leute Tag und Nacht ein Fenster offenlassen. Diesmal bauen sie das Nest auf der elektrischen Lampe. So etwas Hübsches habe ich mein Leben noch nicht gesehen. Sie setzen sich zu Dir an den Tisch, wenn Du ihnen etwas gibst und fliegen fortwährend durch die Stuben. Wenn Ihr kommt, wird das Nest an der Lampe wohl fertig sein und die Mutti ihre Eier legen.

An die Tochter

19. August 1926

Eigentlich sollten wir heut mittag schon ankommen, aber wahrscheinlich kommen wir erst morgen früh an. Heut ist mal Sonne, sonst war die Überfahrt scheußlich, Regen oder Sturm. Einen Tag war Vadding auch tüchtig seekrank. Nur zwei Tage waren gut. Es sind eine ganze Masse Kinder an Bord.

Es war schön, einmal solange nicht reden zu brauchen. Vadding hat mit keinem Passagier gesprochen. Das Meer dehnt sich endlos, immer bewegt, aber ohne Leben von Tieren. Im Mittelmeer sahen wir doch noch die tanzenden Delphine, weißt Du noch? Die gibt es hier nicht. Erst in der fürchterlichen Tiefe regt sich fürchterliches Leben, wie Du es ja in N. sahst. Weißt Du noch?

Vadding hat in aller Bequemlichkeit sein Buch über Ägypten fertiggemacht.

An die Tochter

24. April 1927

Eben wollte der ganze liebe B. sich waschen, macht sein Reisetäschchen auf, wickelt die Seife aus, reibt sie ordentlich im Wasser – aber wie ist er überrascht! Er dachte beim Aufmachen, es sei eine klöterige Reiseife aus der Gegend um Burtebude ... indessen ist es ganz was Weiches, Pifffeines, Molliges, Wolliges, Schaumiges, Traumiges, Streichelndes und Schmeichelndes. Aha, sagt er, und dabei sieht er auf der Seife eine kleine M., die sieht aber ganz genau so aus wie seine M. vor zehn Jahren ausgesehen hat, und wie sie etwas noch immer so aussieht. Also sagt er, das war eine Überraschung von seinem kleinen B. und dafür soll die kleine Dame recht schön bedankt sein, und in L. soll sie sich dafür etwas recht Schönes aussuchen! Vielleicht eine französische Schulgrammatik oder eine deutsche Rechtschreibung oder – noch etwas viel Schöneres!

An die Tochter

New York, 22. August 1926

Viel gesehen habe ich noch nicht von New York, aber die großen Häuser gefallen mir. Und fast alles Backstein.

Die Leute hier haben so viel Geld, daß es gar keinen Spaß machen kann. Denn wenn man sich alles kaufen kann, was man will, hat man gar kein Vergnügen mehr. Es ist schon besser so, wie es bei uns ist, da freut man sich über jedes, was übrig ist, und wenn schlechte Zeiten kommen, ist man nicht verwöhnt.

An die Tochter

4. Mai 1927

Ich danke Dir auch schön für Deinen Brief! Der arme H., daß er am Sonnabend zu Hause bleiben mußte. Da wird

er gewiß viel gejault haben. Nun sei nur recht lieb zu ihm, denn der längere Abschied wird ihm gewiß recht schwer, dem armen kleinen Hundeherzchen.

An die Tochter

23. Mai 1930

Mein liebes M. . .

Im Wiesengrün ein Glammendor,
weiß, rote, blaue, gelbe.
Herrscht diese vor, herrscht jene vor,
— es bleibt doch stets dasselbe!

Dasselbe bringt auch jedes Jahr,
kein Lenz bringt wirklich Neues.
Doch Du! Nimmst Du sein Wirken wahr,
genieße und betreu es!

Dein alter V.

Gastein, Mai 1928

... Wärs nicht um der lausigen Gesundheit, ginge ich im Mai nie wieder hierher. Das Schönste, was wir in Hamburg im Überfluß haben, fehlt ganz: der Vogelsang, vor allem der der Amsel, der dem Gang der Nachtigall nicht nachsteht, ja schöner ist, weil er morgens um vier Uhr anfängt und erst um elf aufhört. Ich sehne mich danach. Ein paar winzige Rotschwänzchen, das ist alles. Trotzdem die Wiesen von Löwenzahn strahlen, es ist ein erbärmlicher frostiger Frühling. Trotz des Sonnenscheins eine Woche lang, es ist kein Frühling. Nein, ohne Vogelsang — hier ist es nichts für ein erwachendes Herz, höchstens für ein entsagendes. Es liegt ein Trübsinn in der Luft, gegen den man oft nichts ausrichten kann. Nur ewiges Lesen, Lesen, Lesen betäubt.

Wie schön mögen jetzt in unserm Heim die Amseln singen!

Ich las ein Buch über Byron, wo er ganz anders geschildert wird. Wer mag recht haben? - Jedenfalls gehört er der Welt, während Shelley kaum ein Mensch kennt. Und der Welt muß man gehören, und sei es durch Schuld, ja wohl nur durch Schuld. Auch Buddha wurde im Kleinen schuldig, um im Letzten der Größte und Reinste zu sein.

Nauheim, Juli 1932

Ich kann mich vor Melancholie und Depression oft kaum retten. Das Schreiben gibt mir jetzt den einzigen Halt. Ich denke oft, es wie W. zu machen: Aber dann schreckt mich wieder das Sanatorium, das Festgehaltenwerden. Und dazu noch diese Umgebung hier! Kissingen wäre doch besser gewesen. Nach außen zeige ich natürlich nichts.

Ich lebe sicher nicht mehr allzulang. Nicht wegen des Herzens, das wird sich zeitweilig gut erholen. Aber mit meinem Kopf ist irgend etwas nicht in Ordnung. Aber das darf ich natürlich auch keinem sagen. Wenn ich diese Novellen noch schnell beenden will, so steht Angst dahinter.

Du bist mir sehr nötig. Erinnere Dich, daß ich, ein Arzt, ohnmächtig wurde, als ich Dich in der Klinik bleich in den Rissen sah. Die Bindung mit Dir ist die einzig starke, die ich Eigenbrödler mit einer Frau je haben kann, habe und gehabt habe. Ich glaube, in meiner jetzigen Verfassung ginge ich vor die Hunde, wenn Du nicht da wärest. Ich hasse mich. Ich würde es einfach nicht überleben, wenn Du je Schaden nähmest! Ich habe jetzt schon immer die Augen voll Tränen. Glaube mir das.

Dein Leben liegt noch vor Dir. Ich wüßte nicht, was ich ohne Dich täte ...

Ich freue mich geradezu auf D. Ich hole Dich in Z. ab. Auf Eurer Hinreise müssen wir uns aber auch treffen. Aber besser nicht im Krankenhaus. Ich schlage vor, ich steige in Frankfurt in Euern Zug, und wir bleiben einen Tag im schönen Heidelberg (ich habe ja immer einen Tag badefrei), setzen uns auf die Schloßterrasse und sehen den Neckar fließen. Das Hotel ist ja auch sehr gut, wenn es uns gefallen sollte, eine Nacht zu bleiben. Unsere Züge sehe ich noch nach. Möchtest Du aber lieber Nauheim, dann selbstverständlich! Mir gefällt der Gedanke mit Heidelberg aber besser. Ich komme dann auch einmal hier heraus. Für die Nachkur habe ich Dich dringend nötig. Ich freue mich auf DUCHY und Venedig (oder Ragusa). Da haben wir Zeit und wollen sie ausnutzen, um so mehr, als diese Tage hier doch eine gehörige Besserung herbeiführen werden, und ich durch Einsamkeit und Arbeit, Bäder und Kur gestärkt, hoffentlich als ein etwas anderer auftreten kann. Die Melancholie und meine Selbstmißachtung sind ja vielleicht auch Reaktion. Jedenfalls muß man damit erst einmal allein fertig werden. Dann greift man nach der helfenden Hand und dem helfenden Herzen.

Blätter meiner Lebensgeschichte

I. Löwenberg

Meine Mutter verlor ich mit zwei Jahren. Sie starb im Wochenbett, das Kind folgte ihr bald nach. So blieb ich der Einzige. Meine erste Erinnerung setzt ein bei der Übersiedlung nach Löwenberg. Ich war damals zweieinhalb Jahre. Die Haushälterin war ein grundgütiges Geschöpf, das mich sehr verhätschelte. Als ich vier Jahre alt war, heiratete mein Vater wieder. Meine erste Mutter entstammte Gutsbesitzerskreisen, sie muß eine auffallende Schönheit gewesen sein, noch jetzt spricht man in Bechlin von der wunderschönen Pastorfrau. Sie war wohl ein reiner Mensch, ganz voll Kindlichkeit und Schwärmerei, auch hellseherisch begabt. Was ich durch sie verlor, ist gar nicht auszumachen. Die zweite Mutter suchte sie ganz zu ersetzen. Sie entstammte einer hochgebildeten Pastorenfamilie von altem englischen Geschlecht. Der Grundzug ihres Wesens war Güte und Züchsigkeit, aber ihre ganze Natur war aufs Praktische, aufs Nächstliegende gerichtet. Der Liebe, die sie mir erwies, kann ich nur mit Tränen der Rührung gedenken. Sie hatte meinen Vater, einen herrischen und eigensinnigen Mann, nur aus Mitleid zu dem kleinen einsamen Jungen geheiratet. So wurde ich ihr ein und alles, und blieb es selbst dann noch, als sie in meinem vierzehnten Jahre ihr einziges Kind, eine Tochter gebar. Sie war ebenso ausgelassen und schlagfertig und eine gute Gesellschafterin wie unermüdlich in der Arbeit. Dabei untadeligen Charakters. Nach und nach ging sie ganz und gar im engen Kreise ihrer Arbeit auf. Meinen phantastischen Neigungen stand sie besorgt gegenüber und suchte immer

nur das Praktische meiner Begabung zu fördern. Das ist das Tragische, was über dieser fast einzig dastehenden Liebe einer zweiten Mutter – denn es war allertiefste Liebe – liegt.

Mit meinem Vater stand ich ganz kalt. Umso mehr, als er ungezügelter Temperamentes die heftigsten Szenen mit der Frau hatte, auf deren Seite ich ganz und gar stand. Meist war der Grund verletzte Eitelkeit, hingeworfene Worte harmlosester Art. Je älter ich wurde, desto widerwärtiger wurde mir das gerade von einem Pastor. Dies erschütterte zuerst meinen Kinderglauben. Ich haßte ihn zeitweilig, wenn ich ihn nicht fürchtete. Dabei konnte ich ihm eine Achtung vor seiner männlichen und furchtlosen Art nicht versagen. Das Weitere in ihm sah ich nicht.

Ich muß ein auffallend hübsches oder sonstwie auffallendes Kind gewesen sein. Denn ich wurde, wohin ich kam, in Hütte oder Schloß, ungewöhnlich verwöhnt. Ich fing manche Worte auf, so sehr meine Eltern ihren Sinn auch umzudeuten bemüht waren. Ich konnte keinem Spiegel mehr vorübergehen. So entstand schon früh die Eitelkeit, die mich Zeit meines Lebens in den verschiedensten Formen geplagt hat und die ich nur in den Jahren schärfster Askese, und als ich darauf ausging mit allem Willen meinen Körper alt zu machen, wenigstens im Körperlichen ganz überwunden hatte.

Ich besuchte zuerst die Dorfschule, dann hatte ich bei meinem Vater einen sehr unregelmäßigen Unterricht. Die Schwester meiner zweiten Mutter mußte dann in einem halben Jahr das Pensum von drei Jahren mit mir erledigen, um mich fürs Gymnasium reif zu machen. Ich las früh und viel und meist Bücher über meine Jahre, sogar Journale. Heldentum und Liebe spielten eine große Rolle in meinen

einsamen Spielen. Siegfried und Dietrich begeisterten mich ebenso wie der Wildtöter oder Saladin oder Themistokles, Alcibiades, Alexander oder Hannibal. Aber ich befreite auch die schöne Magelone. Man nannte mich oft den Prinzen und ich fühlte mich auch immer so. Auffallend gern las ich Geschichte und dachte mir Geschichten aus, wobei ich selbst immer die Hauptrolle spielte.

Das wurde mir sehr erleichtert durch die Stellung im Dorfe, die mir leicht hätte verhängnisvoll werden können. Denn jeder Junge ließ sich von mir, dem einzigen Sohn des Pastors, kommandieren, und keiner wagte mich anzurühren. So kam es nie zu Schlägereien. Gab es einmal eine Massenschlägerei, so sank eine erhobene Hand sofort, wenn ihr Träger mich erkannte, wie auf Befehl hernieder. Vor Verwechslung wurde ich vielleicht nur durch meine körperliche Behendigkeit gerettet, indem ich der schnellste Läufer bei allen einschlägigen Spielen wurde und wirklich waghalsige Klettereien vollführte, die selbst fremde Leute in Schrecken setzten.

Ich hatte früh einen eigenen Garten. Jede Gartenblume und Sträucher und Bäume waren mir bekannt.

Als ich mit elf Jahren nach Neustrelitz kam, wurde mir der Abschied sehr schwer. Ich hing schon früh an Gegenständen. Ein Baum, den ich oft bestiegen hatte und der abgeschlagen wurde, konnte mich lange wehmütig machen, jede Veränderung war mir unlieb. So stark ließ ich von mir auf die Gegenstände, mit denen ich in Berührung kam, überströmen. Sie wurden ein Teil von mir.

Mit Angst betrat ich das Gymnasium. Aber die Verwöhnung ging weiter. Was nie dagewesen war, die ältesten Primaner stritten sich um mich, mit mir spazieren zu gehen und mich um sich zu sehen. Durch den beständigen Verkehr mit den Primanern, anstatt mit den Altersgenossen, ward ich weiter überreif. Auch die Lehrer verwöhnten mich sehr. Als Neuling zuerst der Letzte, wurde ich bald der Erste. Schulfleiß habe ich schon damals nicht gekannt. Ich verschlang die Bücher der Großen. Auch fand ich bald große Lust am Deklamieren.

Die Gefahr der Verweichlichung, die durch den frühen Verlust des Elternhauses behoben zu sein schien, war also nur um so größer geworden. Zweierlei rettete mich aber. Erstens lernte ich bei einer Rauferei, wo ich den gewandtesten und prahlerischsten Klassengenossen zu Boden warf, zum erstenmal das hohe Maß von Körperkräften kennen, das mir die Natur mitgegeben. Das führte zu den erwünschten Schlußfolgerungen. Und zweitens erwachte im nächsten Jahre mein eigener Schaffensdrang. Es trat ein völliger Umschwung ein. Mit meinem zwölften Jahre schrieb ich viele Gedichte, durchaus formgerecht, und drei Dramen, die ich dann mit einer blindlings gehorchenden Garde im Freien oder in der Stube aufführte. Im einen ließ ich jede einzelne Rolle in einer anderen Versart sprechen, also den Helden in Trochäen, den Alten in Hexametern, die Schöne in Knittelversen, usw. Das letzte Drama, Richard Loewenherz, war in reinen Jamben durchgeführt. Darin steht die für einen Zwölfjährigen einigermaßen erstaunliche Erfahrungsmitteilung:

Wenn man ein wenig angesäuert ist,
verwirren sich im Hirne die Gedanken.

Aber auch manches andere steht darin, was durchaus ein Fünfundzwanzigjähriger geschrieben haben könnte. Ist das Erinnerung oder angelesen?

Es schmeichelte mir nicht wenig, daß ich Hochzeitsgedichte machte, die dann von Großen aufgesagt wurden. Ich besitze noch einen Abschiedsbrief aus jenen Tagen, worin steht: Möge dein sehnlicher Wunsch, ein großer deutscher Dichter zu werden, in Erfüllung gehen.

Die Laufbahn schien also vorgezeichnet. Aber wieder trat ein plötzlicher Umschwung ein. Ich wechselte die ungebildete Pension mit dem Hause eines Richters, dessen einzigen Sohn ich Genosse sein sollte. Das war, als ich mit dreizehn Jahren nach Obertertia kam. Es war das ein ekelhaftes Jahr. In der Klasse waren viele an Jahren ältere Rohlinge sitzengeblieben, im Hause fühlte ich mich unwohl. Der Richter reiner Realist, Spötter, die Frau gut aber völlig indolent, der Sohn unbegabt. Das einzige war die fünf Jahre ältere, auffallend hübsche, üppige Tochter. Ich, der verwöhnte Liebling, ließ mich eine Zeitlang von dem dummen Sohne tyrannisieren, meine Dichterei wurde verlacht, so daß sie allmählich ganz einschlief. Nur zu Weihnachten machte ich in aller Heimlichkeit ein Epos für meine Eltern, das aber auch mehr Besorgnis ob des lustigen Gewerbes als Freude erregte. Damit hörte das Dichten auf.

Ich hatte Tanzstunde und hielt Damenreden.

Ich las damals Lenau und Freiligrath und lernte alle Blumen botanisch bestimmen. Wenn ich Lenau noch jetzt zur Hälfte auswendig und alle Blumen nach Namen und Spezies kenne, so rührt es von jener Zeit her.

Das vierzehnte Jahr bahnte in Untersekunda wieder einen

Umschwung an. Ich streifte die Fesseln des Sohnes energisch ab, wurde Mitglied eines neugegründeten literarischen Vereins, in dem wir alle Faustdichtungen lasen, und erlesener Freund eines in einer Klasse über mir von sich reden machenden Menschen, der erstaunlich reife Aufsätze machte, die er selber später auf ein außergewöhnlich entwickeltes Formtalent richtig zurückführte, was man aber damals noch als etwas Höheres ansah. Ein exzentrischer, frühreifer Mensch. Wir schwärmten für alle Intriganten, und das Wort genial wurde damals mein Lieblingswort.

Es sollte es im nächsten Jahr noch mehr werden. Ostern war ich noch bei leidlichem Glauben von meinem Vater konfirmiert. Dann wurde ich bleichsüchtig, bildete mir Schwindsucht ein, kippte dann aber nach Pfingsten plötzlich um. Ich wurde Atheist und Sozialist. Ebenso eifrig, wie ich - schon damals! - Mörike und Hölderlin und Byron las, widmete ich mich dem Trunke Münchener Bieres. Durch die ganze Schule stritt ich mit einem Streber, der alle seine Zeit auf die Schule verwendete, um den ersten Platz. Im Sommer siegte er, im Winter ich. Ich gab damals die Parole aus: Ich, Hans Much, habe es nicht nötig, Bücher mit nach Hause zu nehmen, und zog tatsächlich, wie man sich noch jetzt erzählt, nur mit einem Federhalter bewaffnet in und aus der Schule durch die Straßen. Manchmal war es mir aber doch bei diesem genialischen Gebahren innerlich recht ungemütlich, aber ich schämte mich natürlich, meine Prozederei zu durchbrechen. Trotzdem behielt ich den hohen Platz. In Prima wurde ich dann wieder vernünftig. Ich nahm wenigstens die nötigsten Bücher mit nach Hause. Ich erinnere mich noch, wie ein spießbürgerlicher aber gutmütiger Lehrer mir oft die „Genialität“

aufs Butterbrot schmierte. Wenn ich irgendetwas Auffallendes gemacht hatte, hieß es, zur Klasse gewendet: „Wissen Sie, wie man das nennt? Bei einem anderen würde man albern oder töricht sagen; bei Hans Much heißt das: ge - mi - aal.“

Das Theater hatte ich immer viel besucht. In Berlin ging ich zu Weihnachten mittags in die „Weber“ und abends in die „Räuber“. „Faust“ lernte ich damals auswendig und deklamierte ihn an allen möglichen und unmöglichen Orten. Bis zum Schluß pflegte ich überhaupt das Deklamieren draußen und drinnen. Wie manchesmal erschreckten auf einsamen Wegen harmlose Spaziergänger, wenn ihnen, um eine Ecke biegend, mit Grabesstimme etwa entgegengeschleudert wurde:

Mit schwarzen Segeln segelt ein Schiff
wohl über das wilde Meer.

Bei alldem hatte ich noch Zeit, Kerbschnitzerei, die meine Mutter so sehr wünschte, zu treiben.

Im nächsten Jahr (Unterprima) ward ich den Atheismus wieder los. Wir kamen damals auf den Pantheismus und Spinoza. Auch Eckermanns Gespräche wirkten stark. Ich trat dann noch in die verbotene Schülerverbindung ein, wo unmäßig bis zum frühen Morgen getrunken wurde, und ich bald der erste Chargierte war. Trotzdem kriegte mich mein völlig mäßig lebender Konkurrent in der Schule auch weiterhin immer nur vorübergehend unter und bald war ich Primus omnium, erster Chargierter der Gaußverbindung, erster Vorsitzender der literarischen Vereinigung, ebenfogut der wüßteste Zecher wie der beste Kenner der Weltliteratur.

Wenn ich jetzt noch tagelang auswendig Lyrik deklamieren könnte, so rührt es von damals her. Ich hatte so gut wie alles gelesen. Und mein Gedächtnis hielt sehr viel fest. -

Im Lateinischen, das damals eine enorme Rolle spielte und das ich an sich haßte, bekam ich, was seit Jahren nicht vorgekommen war, Nummer Eins, so daß mir manche Neider übernatürliche Kräfte zuschrieben, da sie meinen, für einen Siebzehnjährigen durchaus unsoliden, exzentrischen Lebenswandel kannten. Selbst mein Pensionsvater, inzwischen Landgerichtsrat geworden, verführte mich oft zum Trunk, da er an meiner kecken Art Gefallen fand, mich wie seinen Sohn und seinen Sohn dafür miserabel behandelte. Das Verhältnis im Haus war völlig umgekehrt.

Ich wurde auch hier bewundert. Und da ich für Germanistik nicht das nötige Geld hatte, sollte ich durchaus Jurist werden, und man sah in mir schon den künftigen Minister.

Ich war auch körperlich einer der Ersten, beim Turnen, ebenso bei dem damals erst in Mode werdenden Radfahren immer vorneweg. Trotz alledem regte sich im letzten Jahr ein starker theoretischer Trieb zur Ethik, und ich wußte schon damals, obwohl ich gerade ihn nicht gelesen hatte, daß Kant mein Führer werden würde.

Ich entwickelte einen starken Instinkt für alles wahrhaft Heldische und Große, was ich in der ganzen Welt- und Geistesgeschichte vorurteilsfrei suchte. Aus dem Sinn für das Genialische war der für das Geniale sicher erwachsen. Freigeist blieb ich nach wie vor. Aus einem Aufbäumen entstanden auch meine vielen Reden auf Bismarck, die ich bei jeder öffentlichen Gelegenheit, auf Turnfahrten, am Kneipisch, in Jünglingsvereinen usw. in immer neuen Variationen

hielt und halten mußte. Ich beherrschte die Anderen völlig, hatte natürlich viele Neider, die sich aber nicht rühren durften.

Das Exzentrische in mir wirkte auf die Mecklenburger ebenso wie das Auffällig-Repräsentative. Ich wurde immer vorgeschoben. Noch kürzlich sagte man mir, daß ich ausgesprochen den Hang zur repräsentativen Geste, zur Großartigkeit des Auftretens ebenso wie zu dem Extrem des wildesten Sich-gehen-lassens besessen hätte.

Mein helles Lachen ist noch jetzt bekannt, besonders über das echt Mecklenburgische. Unsere Umgangssprache war durchgehends plattdeutsch. Mit Geld ging ich äußerst leichtsinnig um. Ich hatte beim Abgang einen hübschen Posten Schulden, beim Buchhändler genau so wie bei dem Kneipwirt. Einen guten Anzug liebte ich ebenso wie ein wertvolles Buch.

Die Kraft der Konzentrationsfähigkeit war nach allem Gesagten natürlich äußerst entwickelt. Ich konnte selbst nach einer durchwüsten Nacht auch mit dunstschwerem Kopf, die schwerste Aufgabe spielend lösen. Das Verhältnis mit den Lehrern war geradezu gemütlich. Das Leben an sich war äußerst einfach.

So nahte das Abiturientenexamen. Eine Spielerei. Um so mehr, als wir zwei Tage danach, was noch nie in dem bescheidenen Neustrelitz vorgekommen war, ein Theaterstück, den König Dedipus, für ein Jubiläum des Direktors, aufführten. Ich war natürlich Dedipus, und noch jetzt redet man mich in Neustrelitz mit König Dedipus an. Es ist eine lange Rolle, an die ich um so lieber denke, als sie auch schon äußerlich eine Vorbereitung auf das Examen unmög-

lich machte. Noch jüngst schrieb man mir, es gab damals in Neustrelitz keinen Backfisch, der nicht in Hans Much als König Dedipus verliebt gewesen wäre.

Ich wußte das. Und als nun gar beim Abschied der Direktor eine öffentliche Rede auf mich und meinen Konkurrenten als besondere Lichter hielt, kann man sich wohl vorstellen, daß ein höchst eitler und eingebildeter Bursche vom Gymnasium Abschied nahm. Allerdings war ihm ein ungewöhnliches Maß von Kenntnissen und Fähigkeiten nicht abzustreifen.

III. Student

Much hier kam dann wieder ein plötzlicher Umschwung. Ich wollte, um Cameralia zu studieren, nach München gehen.

Glücklicherweise wurde nichts daraus. Mein Vater kränkelte damals. Also ein Brodstudium! Ich war wütend. Alle Bekannten fielen fast auf den Rücken, als es hieß, ich studiere in Marburg Medizin. Diese Osterferien waren böse Tage. Nun wollte ich aber für die zweite Entsagung Korpsstudent werden. Sei es durch den Ton im Korps, sei es durch den Umschwung - ich verlor plötzlich mein Selbstbewußtsein und mein Selbstvertrauen (jedenfalls mein bewußtes), überließ mich dem dummen Taumel der Trinksitten und sah in jedem Älteren, wie es die Korpsfittte erheischte, ein höheres Tier, packte alle meine reichen Schätze beiseite, trotzdem die Korpsbrüder fast alle platte Durchschnittsmenschen waren. Ich habe erst später wertvolle kennengelernt. Kollegs besuchte ich nie. Am Ende des dritten Semesters war ich völlig verbummelt, so daß mich frömmelnde Verwandte aufgaben.

Da erwachte mein Ehrgeiz. Oder war es mein besseres

Ich? Ich trat vorübergehend aus, machte in Kiel vorschriftsmäßig das Physikum, und zum Erstaunen aller, mit Eins. Für mich war das etwas Selbstverständliches. So kam ich zurück nach Marburg, nun wieder voll Selbstvertrauens, das wieder bis zur höchsten Eitelkeit gesteigert wurde, als ich erster Chargierter wurde und in manchem, vor allem beim großen Stiftungsfest, von mir reden machte. Ich erkannte damals, daß ich, wenn ich mir die nötige Mühe gab, eine Macht auf die Menschen, auch auf meine Widersacher ausüben konnte. Leider ist mir das in späteren Mannesjahren verhängnisvoll geworden, da ich glaubte, diese Macht auch zu besitzen, ohne mir die geringste Mühe der Bezwingung zu geben.

Ich hatte im ganzen achtzehnmal gefochten, ein Rekord. Wieder war kein Kolleg besucht.

Das nächste Semester war wieder kolleglos, aber auch wieder das Gegenteil von Selbstbewußtsein. Ich diente mein halbes Jahr in Berlin, für mich ein lästiger Zwang, obwohl ich bald alle Unteroffiziere am Bändel hatte. Das nächste Semester in Berlin einigermaßen fleißig, aber stumpfsinnig. Wo waren alle die geistigen Schätze? Dann kam Würzburg. Noch einmal ein wildes Korpsstudentenleben, aber diesmal voll Aufgeblähtheit. Ich überragte die Umgebung so, daß man Respekt vor mir hatte, ohne doch eigentlich faßbaren Grund dazu zu haben. Denn was ich gab, waren kaum ein paar Brocken der Schätze aus der Schülerzeit.

In Würzburg machte ich in Nießsches Zarathustra, der gut zu meinem äußeren Leben paßte. Von Dichtern kam Liliencron hinzu. Das leichtlebige Schuldenmachen hatte ich jedenfalls mit ihm gemeinsam. Als Korpsstudent hatte man

dort unbegrenzten Kredit. Ich kleidete mich äußerst elegant, habe aber die Anzüge erst nach vielen Jahren bezahlt.

Zwar fing ich wieder an zu dichten, wohl als Gegensatz zu dem äußeren Leben. Es war mein erstes Gedichtbändchen. Denn einer meiner Bewunderer, ein Bankdirektor, ließ sie drucken. Es sind einfache, tief melancholische Lieder, aber kaum besser als die ich einst mit zwölf Jahren gemacht hatte. Soweit sie auf die Jahreszeiten gehen, sind sie echt; die Liebeslieder sind völlig anempfunden. Denn von Frauen ist in dieser Zeit nichts besonderes zu sagen. Ich war für eine Liebe viel zu unstet und viel zu sehr von Nietzsche beeinflusst, dessen große Worte ich für den Ausdruck seines eigenen Lebens, das ich in seiner Psychopathie nicht kannte, hielt.

Ich hatte einen so festen Stamm von Bewunderern, auch scheute man mich, so daß eine Clique, die mich ehrlich haßte und manchmal attackieren wollte, mir nichts anhaben konnte. Erst als ich Würzburg verlassen hatte, rächte man sich an meinem Hauptfreund, der mein hochfahrendes Wesen angenommen hatte. Er hat noch manche schwere Säbelpartie fechten müssen.

Wieder erregte es großes Erstaunen, als ich zur rechten Zeit mein Staatsexamen bestand, natürlich wieder mit Eins. Noch mit zweiundzwanzig Jahren war ich Doktor der Medizin.

IV.

In Marburg war ich viereinhalb Jahre bei Behring. Zuerst noch halber Korpsstudent. Dann kam die erste große Leidenschaft. Davon ein andermal. Auch eine sehr edle Freund-

schaft. Hier fing das Geistige wieder an. Hier entstand auch der zweite Band meiner Gedichte, der einiges lyrisch Wertvolle enthält, ohne daß aber meine Eigenschaft schon zum Vorschein gekommen wäre. Sehr stark beschäftigte mich das Saulus=Paulus=Problem und führte auch dazu, daß ich die erste, später stilistisch völlig überarbeitete Niederschrift meiner ersten Erzählung (Zwei Tage vor Damaskus) begann.

Aber doch war es erst Hamburg, wo ich ganz an den Umfang meines Schülerwissens und Fühlens wieder heranrückte und den Faden wieder aufnahm. Es waren zehn Jahre verflossen, als ich siebenundzwanzigjährig als Oberarzt in Eppendorf angestellt wurde. Es kamen nun die Jahre der Vorbereitung, und seit meinem dreiunddreißigsten Jahre diejenigen eines sich überstürzenden Schaffens auf allen möglichen Gebieten. Erst in Hamburg fand ich mich selbst, und zwar nicht durch die erlebte Leidenschaft, sondern aus dem Gegensatz zu ihr heraus, durch konzentrierte Arbeit. Ich war es, der alle Bande zerschnitt, zerschneiden mußte. Es rief alles in mir nach Gestaltung und Dombau. Ich mußte alle meine Kräfte freibekommen und gesammelt für eine lange Zeit lediglich auf dies im Unbewußten verankerte Ziel einstellen. Wie der Dom alle Anliegen seiner Zeit vereinigte, so wollte ich schöpferisch die verschiedensten Gebiete wahren Menschentums gestalten helfen und zu einem großen Tempel von gewaltiger Ausdehnung vereinigen: Unbewußt.

Eine restlose Hast und ein Fieber des Schaffens erfaßte mich: Bewußt.

Die zehn Jahre, die meinen Abgang vom Gymnasium und meine Ankunft in Hamburg trennen, und auf die ich nicht gern zurückblicke, während mir Neustrelitz ins Herz geschrieben

ist, waren gewiß auch notwendig. Ich übersehe das noch nicht genug.

Von Marburg und Hamburg wäre nun am besten in einem Roman zu berichten.

Denn dazu ist des Stoffes übergenug.

Anmerkung des Verlages: Die Fortsetzung dieser „Blätter meiner Lebensgeschichte“ befindet sich in dem Buch „Arzt und Mensch“ (Verlag Carl Reißner, Dresden).



Was ist Leben?

Wir Neuesten gründen uns als Naturwissenschaftler auf die beste und deshalb am wenigsten benutzte, bisher so gut wie unbekannte Erkenntnisquelle des Lebens, auf die Medizin.

Um so unbekannter, als sie immer vorgab, sich besonders intensiv mit dem Leben zu beschäftigen. Es ist die Medizin, die, allerdings eingestandenermaßen, die Geschichte der menschlichen Irrtümer ist. Wirklicher Irrtümer im Gegensatz zu Kirche und Philosophie, die ja von Dichtungen und deren imaginären Irrtümern leben und behaupten, was nie zu beweisen, sondern nur als glaubwürdig zu befehlen oder anzupfehlen ist. Kirche und Philosophie gehen den Naturwissenschaftler nichts an. Und wenn, dann als Ablenkung und Nebenbeschäftigung.

Will man Philosophie, statt sie endlich als kleines Unterfach in die Biologie aufgehen zu lassen, dann eben nur als Anhängsel der naturwissenschaftlichen Lebenskunde. Religion hat mit Leben und Lebenskunde überhaupt nichts zu tun; sie ist rein menschliche Erfindung. Die Philosophie versuchte doch jedenfalls mandymal biologischen Anschluß, um dann in bändeweis diskutierten Lächerlichkeiten, wie z. B. die von Fichte oder von Mach, zu enden. All diese Phantasten, Idealtrumpeter, Moraldirigenten usw. bedeuten ja tatsächlich für das wirkliche Leben nichts mehr; die Kirchen bedeuten wohl etwas, aber durch ihre schlaue erworbene Macht über den Stumpfsinn der Masse.

Der Stumpfsinn der Masse bleibt unveränderlich. Deshalb werden auch Kirchen, und soweit sie römisch sind, auch

ihre Inquisitionen, d. h. die Verfolgung der Vornehmen und Wahrheitsucher, bleiben.

Die Philosophie verfügt über keine Macht, für die Masse ist sie auch zu hoch. Sie sollte von vorne anfangen. Bei Nietzsche. Nietzsches Wille zur Macht weist der Philosophie den einzig möglichen Weg der Zukunft: den biologischen.

Ich habe Philosophiebücher meines Vaters (z. B. Erdmann), bei denen man nur lacht. Die Philosophie beginnt mit „Heraclit“. So fängt es etwa an, und gleich unsinnig geht es weiter. Von Echnaton, von Indien und China haben diese Popanze keine Ahnung und blähen sich nun in einem Gespinnst von Dünkel und Albernheit, das endlich einmal zu dem großen humoristischen Philosophieroman führen sollte. Gewiß, sie können nichts für ihre Dummheit, denn sie wußten eben nicht, was wir jetzt wissen. Aber das wirkt ja gerade bei diesen Geisteshelden so ungeheuer humoristisch, daß man förmlich nach einem Shakespeare, Cervantes oder Renter schreit.

Und nicht anders ergeht es einem mit den neuen Philosophen. Wir haben jetzt ja Biologie. Aber diese Leute wissen nichts oder nur Halbes davon und so kommt auch hier die ungeheure Posse.

Das Schlimme aber ist, daß diese Posse in den Gegenpol umzuschlagen droht angesichts der Wissenschaft, die Biologie auf ihr Schild schreibt, ohne sich viel um sie zu kümmern, die immer noch aus Erdichtungen heraus arbeitet, nicht aus Tatsächlichkeiten: der Medizin.

Die scholastische Medizin unserer Tage ist Posse und Trauerspiel zugleich. Eben weil selbst sie noch weit entfernt ist von wahrhaftiger Biologie, und viel zu viel gefesselt durch längst von Führergeistern als lächerlich erkannte philosophisch-

moralisch-pädagogische Klein-Doktrinen, denen jede synthetische analysierende Kraft mangelt, beengt von Statik und Statistik, aus der jede Dynamik sich erst mit Gewalt freimachen muß.

Ich habe in mannigfachen „Facharbeiten“ nachzuweisen versucht, daß trotz alledem, trotz der philosophischen und religiösen Pöffen, die überhaupt keine Beweiskraft besitzen, der reine Mechanismus ebenfalls nicht ausreicht, das Leben verständlich zu machen. Übrigens können wir Lebenbeteiligte niemals Leben erklären, allerhöchstens (in einigen wenigen Exemplaren der Tierart Mensch) begreifen.

Aber der Mechanismus kann nie völlig abgelehnt werden. Völlige Ablehnung verdient vielmehr der verkappte und geschwäßige Vitalismus.

Er vollführt das Gewaltigste, selbst wieder gebändigt und in bestimmte Bahnen gewiesen durch die Konstitution. Nicht jeder erzeugt Immunität und jeder erzeugt sie anders, sowohl dem Grade wie der Art nach.

Konstitution und Instinkt, zwei Worte für die Körpergebundenheit auch des höchsten Einzellebens.

Intellekt ist ein kleiner Diener des Instinktes und nicht der beste. Eine Transformation des Instinktes, aber eine kläglich mißglückte. Ein Anlauf, der hinter dem Auslauf erbärmlich zurückbleibt.

Und Psyche? Bewußtwerden des Instinktes.

All das Geschwätz über bewußt und unbewußt, über Ich und Selbst, über Du und Ich, über die Geburt der Seele usw. kann den Biologen, den Kenner des Lebens (soweit es erkennbar ist) nur anekeln.

Leben ist Körperlichkeit. Die Körperlichkeit gehorcht erstens

dem Artgesetz, zweitens dem Individualgesetz. Instinkt ist der Wille des Körpers, bedingt durch alle körperlichen Gegebenheiten. Ob man das „Wille“ nennen will, ist Sache des Geschmacks und der Erkenntnis.

Selbstverständlich gibt es keinen Willen. Schopenhauer ist größtenteils geschwätziger Dramaturge oder bedachter Regisseur wie alle Philosophen. Platon ist die beste Illustration des phantastischen Irregehens trotz seiner Begabung - ein Schädling der wahren, der Naturerkenntnis.

Es gibt weder Willen noch Willkür, sondern nur Wirkung.

Wir sind, was wir sein müssen. Und so kann man auch den Sklavensinn der Deutschen gegen Rom und alle seine unbeweisbaren Fiktionen und Annahmen nicht tadeln und geißeln, sondern nur beweinen.

Auch Luther, der Deutscheste der Deutschen, war konstitutionell, nicht zeitmäßig bedingt in seiner gewaltigen Männlichkeit und auch in seiner Verranntheit.

Jeder ist, was er sein muß. Komplexe, Unbewußtheit und Bewußtheit, Mischung von Weib und Mann im Einzelnen, das ganze philosophische Geschwätz über Wille und Freiheit und Moral und Kritik ist alles auf einen Generalnenner zu bringen: Körper. Und dieser steht unter dem Gesetz. Gewiß. Aber nicht unter einem unbeweisbaren göttlichen, sondern einzig und allein unter dem des Lebens. Und hinter dem Leben steht nichts als das Leben (und der Tod).

Wir leben, um zu leben. Einen weiteren „Sinn“ gibt es nicht. Das Leben ist sinnvoll nur in seiner körperlichen Dynamik. Es sprang auf und erlischt - spurlos im Weltgeschehen. Nur die Angst prägt die großen Symbole

Gott
Freiheit
Unsterblichkeit.

Nur die Angst. In Wirklichkeit gibt es nichts von dieser Freiheit. Sie ist das kläglichste Zeugnis für die Minderwertigkeit der Vernunft.

Die Biologie weiß nichts von diesen aufgestuften Angstprodukten, die dann leider zur Stütze menschlicher Anmaßung und Erbärmlichkeit werden.

Die Reformation ist leicht; nicht schwer. Das heißt theoretisch gesehen. Weg mit aller Metaphysik und Dichtung. Große einfache Formeln und Formen, die immer wieder ausgehen müssen in den Sinn des Wortes: Biophysik!

Ich habe die Stützung auf die Störung und ihren Ausgleich zuerst am ausgedehntesten angeregt in Arbeiten, die bisher nur Vorarbeiten sind. Wir lehnen den Mechanismus des Lebens als alleiniges Prinzip ab. Doch diese Ablehnung ist keine absolute. Absolute Ablehnung verdient vielmehr der Vitalismus, wie er neuerdings, vor allem in Driesch, verführerische, jetzt aber schon verduftende Blüten trieb. Der Vitalismus hat nur eine einzige Bedeutung für die Biologie, und zwar in dem bindenden Nachweis, daß der Versuch der rein mechanistischen Lebenserfassung nicht ausreicht. Dabei sind ihm ausgezeichnete neue Beobachtungen und Experimente gelungen, die die Biologie bereichert haben und die auch den Ruhmes- titel von Urküll ausmachen. Diese Verdienste sind rein indirekt, doch sie verdienen anerkannt zu werden und zu bleiben, während alle positiven Behauptungen und Dichtungen des Vitalismus über das vitalistische Prinzip schlankweg widerlegt wer-

den können, nicht allein durch den Hinweis auf unsere mangelhafte Erkenntnisfunktion, sondern durch Tatsachen, die auch wieder am besten aus der Medizin, d. h. aus der Betrachtung von Störung und Störungsausgleich gewonnen werden, und die die vitalistischen Behauptungen als unbeweisbare, der unbeweisbaren Metaphysik nahestehende Fiktionen und Spekulationen abstempeln. Unsere Erkenntnis ist ja oft und meist viel zuviel geleitet vom Gegensatz. Wir gebrauchen gewaltige Mengen von Zeit und Anstrengung und Verdauung, um eine Fiktion zu widerlegen. Könnten wir, abgesehen davon, daß Fiktives nur durch den gesunden Menscheng Geist - d. h. den gesunden Körper - widerlegt werden kann (und der ist sehr, sehr selten!) einfach und einend, d. h. synthetisch erkennen und handeln, wären die meisten Lehrbücher und die meisten Lehrstühle nicht nötig. 90%, wenn nicht noch mehr, aller Denkarbeit befaßt sich mit Auseinandersetzungen und Satzungen; ein kleiner Rest nur mit Zusammenfassungen und Faßbarem von Wirklichkeiten. Deshalb sollte jeder selbständige Denker überhaupt nicht auf die in unendlichen Bibliotheken niedergelegten Meinungen der anderen eingehen, sondern auf die wenigen Tatsachen, die einfach sprechen, ob sie neu von anderen gefunden sind, oder ob er selbst sie fand. Philosophieren über das Leben darf nur der, der durch Beobachtung oder Experiment neue Tatsachen des Lebendigen gefunden hat und im Leben lebendig ist. Das Leben ist Tatsache. Nur Tatsachen beherrschen es und verleihen dauernde Herrschaft, auch im Geistigen.

Alles ist gewiß einfach. Nur, daß wir es nicht einfach, d. h. zusammenfassend erkennen können. Wir erkennen durch Auseinanderlegung. Damit ist der Kompliziertheit Tür und

Tor geöffnet. Wir erkennen Kompliziertheit, ohne daß das zu Erkennende kompliziert wäre. Ja, je einfacher und damit gewaltiger ein Lebensvorgang ist, desto komplizierter wird das Gewebe unserer Erkenntnis, selbst wenn sie sich nur an Realitäten hält, von den Phantasien und Selbstbelügungen ganz zu schweigen.

Das Schaffen aus dem Gegensatz ist eine fundamentale Lebenserscheinung, Polarität ist des Lebens Führer.

Der Vitalismus erhält seine besten biologischen Leistungen indirekt aus dem Gegensatz zum Mechanismus; der Mechanismus aber hat für uns einen direkten Wert. Wir sehen, daß wir sicher gehen, solange wir uns ihm überlassen können. Wir sehen allerdings ebenso, daß wir uns ihm nicht ganz überlassen können, da auch er in seinen Denkkonsequenzen in dem Meer der Romantik endet, in dem ja meistens alles Denken mündet, nur daß beim Mechanismus der Fluß von einer anderen Richtung und von reineren Höhen herkommt.

Wir erkennen den Mechanismus unbedingt bis zu einer gewissen Grenze als einzig verlässlichen Führer an, und wir setzen darüber hinaus Hoffnungen in ihn, daß er die Grenze sogar erweitern wird. Aber wir erkennen gleichzeitig, daß er die Grenze niemals sprengen wird.

Diese seine Unfähigkeit könnte zweierlei Gründe haben:

1. Unsere mangelhaften Erkenntnisorgane. Dann könnte der Mechanismus trotzdem das alleinige Lebensprinzip sein; bloß uns fehlte der Einblick.
2. Trotz unserer mangelhaften Erkenntnisfähigkeit könnten wir schon jetzt sicher erkennen, daß der Mechanismus das letzte Ziel nicht lösen kann.

Der zweite Grad trifft zu.

Vorher noch ein Streiflicht auf unsere Erkenntnismöglichkeit des Lebens überhaupt:

Leben ist geformte, körpergebundene Bewegung. Wir können aber niemals Bewegung direkt erfassen, sondern immer nur durch Einführung statischer Momente und Elemente. Solche sind unsere Sinne. Statik im Leben aber ist nur scheinbar. Allein deswegen ist uns ein direkter Blick ins Leben ewig versagt.

Zweitens: Unsere Erkenntnismittel sind Instrumente, Funktionen des Körpers, und allein der Körper repräsentiert das Leben. Nie aber kann ein Instrument Endgültiges ausmachen über das Orchester, dem es dient, selbst wenn es noch so vollkommen wäre. Unser Erkenntnisinstrument ist aber höchst unvollkommen. So können wir niemals das Wesen des Lebens ganz erfassen. Unser Intellekt ist eine Unterfunktion des Körpers, für den Körper bestimmt, nicht für die Erkenntnis an sich, und gehört als solcher durchaus nicht zum Wesen des Lebens. Das meiste Leben verläuft ohne Intellekt. Und dieses ist das Größere. Die Pflanze allein kann Leben aus unorganischen Stoffen schaffen; das Tier kann nur vom Morde leben! Und 95% des Lebens ist Pflanzenleben!

Weshalb kann der Mechanismus nicht zum letzten Ziele führen?

Schon hier beweist sich die künftige Führerrolle der Medizin.

Durch nichts läßt sich ein Betrieb so gut verstehen, als wenn man die Teile auseinander nimmt und wieder zusammensetzt. Das ist aber für den lebendigen Betrieb ausgeschlossen. Dafür

haben wir hier ein viel zu wenig oder fast kaum benutztes, anderes, in gewissem Sinne ähnliches Mittel: Die Erkenntnis der Störung und Wiederherstellung und ihre Beziehung zum Ganzen des Einzelwesens ebenso wie zum Leben als solchem.

Bleiben uns Medizinern schließlich auch die letzten Ursachen der Störungen verschlossen, so können wir doch Schlüsse auf das Leben ziehen, die für uns beschränkte Erkenntnisucher gar noch bindender sind als die Erkenntnis, und zwar aus unserem Handeln. Und aus der sichtbaren Antwort, die die Natur darauf gibt.

Ohne Analyse kommen wir also auch hier nicht aus, aber sie hat nur Wert, wenn sie zur Synthese führt.

Alle synthetische Schau ist einfach, ja, scheinbar banal; alle analytische Sicht ist kompliziert, ist Zurschaustellung statt Schau. Das Leben ist im einzelnen so kompliziert; und im ganzen so ungeheuer einfach, daß es sich seinem Wesen nach nur von der Einfachheit her erfassen läßt, während die flitternden Kompliziertheiten der Analyse vom Wesen abflirren.

Der Mechanismus geht von der Zweckmäßigkeit und vom Zufall aus. Gerade die Störungen und ihre Wiederherstellung beweisen aber das Gegenteil. Schon Krankheit allein ist nicht zwecklos. Nur die von mir sogenannte Minuskrankheit ist Versagen; die meiste Krankheit ist stärkste Kräfteanspannung. Zweck: der einzige Zweck des Lebens, die Erhaltung des Körpers. Da hierbei, sowie überhaupt bei der Wiederinstandsetzung oft scheinbar Unzweckmäßiges erscheint, ist es selbstverständlich, ja, es liegt im Wesen des Lebens begründet, daß jede Reparation überschießend ist, und die Grenze von Pol zu Pol ist nicht immer einzuhalten. Und zweitens

überwiegt das Zweckmäßige, d. h. Lebenerhaltende, wie gerade unsere mikroskopischen und Feinmethoden beweisen, das Unzweckmäßige, d. h. Lebenzerstörende, im Lebendigen Geschehen des Einzelnen gewaltig. Wir lernten, daß das alles nicht vom Zufall, sondern von der Verfassung des Einzelnen, von der Konstitution abhängig ist. Derselbe Reiz wird von verschiedenen Individuen verschiedenartig nicht nach Zufall, sondern ganz genau bestimmt durch seine besondere Konstitution beantwortet. Hierin ankert die höhere Medizin und auch die höhere Erkenntnis aus der Medizin. Konstitution ist lebendige Konstellation, lebendige Konfiguration in der Einheit.

Besonders die Immunitätswissenschaft, aber auch die Blutdrüsenlehre haben hier erstens in äußere Feinheiten des Betriebes und in äußerste Verschiedenheit bei dem Einzelnen hineingeleuchtet, was beides wiederum die Zielstrebigkeit, die Körpergerichtetheit aller dieser Bewegungen aufdeckt. Die vorkommenden Unzweckmäßigkeiten sind nur scheinbar, ja, sie sind Notwendigkeiten des Lebens, die sich aus einer der Grundtatsachen des Lebens ergeben, der konstitutionellen Verschiedenheiten der Einzelnen und der Einzelbetriebe trotz der groben Gebundenheit an eine einzige Art. Selbst das scheinbar Unzweckmäßigste des Lebens, der Tod, ist im Wesen des Lebens selbst gegründete Notwendigkeit.

Der Körper ist auch nicht ein Summationsgebilde. Chemisch-physikalische Kräfte sind bei allen Lebensvorgängen beteiligt. Aber wir sehen, daß Leben eine Angelegenheit der Physik ist, aber einer andern Physik als der der toten Materie. Die Rechnung wird anders, wenn Leben einspringt, und der *deus ex machina* ist ganz gewiß der erbärmlichste

Erklärungsversuch. Nein, sprechen wir ruhig von einer andern Physik, die aber doch irgendwie Physik ist: Biophysik.

Vor allem stimmt nicht gegenüber der Konstitution der mechanistische Satz von Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung. Ich erinnere an die Wirkung kleinster Reize und ihrer Kurven, die uns die Homöopathie in ihren wissenschaftlichen Versuchen lehrte. Ich erinnere an die völlig verschiedene Wirkung eines und desselben Reizes auf verschiedene Individuen oder auf dasselbe Individuum zu verschiedenen Zeiten. Eine gewaltige Skala, die von Nichtwirkung größter Mengen bis zu gefährlicher Wirkung kleinster Mengen spielt, um so gewaltiger als hier durch unsere verfeinerten Einblicke Wirkungen größter Umgestaltung nachgewiesen werden können, die wir früher gar nicht erkennen konnten. Es sei an die ausladenden Antworten der Idiosynkrasie erinnert, die in keinem Verhältnis zu der für die meisten Menschen harmlosen Ursache stehen, und andererseits wieder an die Immunitätsvorgänge: Leben ist nicht Summation, sondern Synthese, und zwar dynamische Synthese.

Auch die Zentralisation spricht gegen mechanistische Summation. Selbst beim Einzeller, ja, sogar bei der Zelle, die ein Körper im Körper ist, sind die Vorgänge nicht einfache Summen, sondern bezogen auf die dynamische Synthetik des Körpers, also dynamisch zentralisiert. In der Artenreihe wird dann die Zentralisation in verschiedenen Organen und deren Funktionen immer deutlicher. Das Orchester für die Lebenssymphonie wird immer größer oder vielgestaltiger, oder einzelne Instrumente werden mit besonderem Nachdruck ausgebildet. Der höchste Akt dieser dynamischen Zentralisation,

wenn auch durchaus fragwürdig in seinen Erscheinungen, ist die Seele der höheren Tiere und der nur bei der Tierart Mensch entwickelte Intellekt. Beide, wie andere Zentralisationen, mit der ausgesprochenen Bedeutung, das Leben, d. h. den Körper, zu sichern: beides Instrumente, die sich der Körper bildet in seiner dynamischen Auf sich gerichtetheit.

Seele und Intellekt sind die letzten Zentralisationen des Instinktes, wobei dieser aber in seiner Grundform noch weiter besteht.

Endlich spricht gerade die Medizin auch insofern gegen Summationsercheinungen, als bei Störungen der Körper immer zuerst den Versuch macht, die für die Existenz nützlichsten Funktionen und Organe zu schützen oder auszubessern oder wiederherzustellen oder zu ergänzen durch Heranziehung anderer Organe, oder gar, wie bei der Immunität, die bedroht gewesene Existenz zu schützen durch Erzeugung völlig neuer Zustände: der Immunität. Ich erinnere an Pocken, Scharlach, Röteln, Masern und andere Angriffe, die eine Dauerabwehrstellung (Immunität) hinterlassen.

Diese unserm Bewußtsein entzogenen, aber vom Körper in höchster Bewußtheit vollzogenen Abwehrstellungen (Immunität) sind die großartigste Äußerung des Lebens. Hier ist nichts Wille, aber alles Plan. Plan auf Jahrzehnte hinaus berechnet. Hier kann man natürlich nur noch von Instinkt sprechen.

Wo ist der sicherste Weg für diese Lebenskunde? Gewiß nicht zwischen Vitalismus und Mechanismus. Es gibt für die Naturwissenschaft kein „Zwischen“ zwischen Physik und Metaphysik. Denn Physik ist Tatsache und Metaphysik Fiktion. (Für uns gibt es nur ein „Jenseits“ von Vitalis-

mus.) Metaphysik und alle anderen, der Fiktion entsprungenen geistigen Betätigungen haben für das Leben und seine Erforschung entweder gar keinen Wert oder den der Erforschung des intellektuellen Mechanismus.

Wir können also auch nicht Vitalismus und Mechanismus in höherer Einheit zusammenfassen, sondern wir gehen vom Mechanismus aus, aber gehen darüber hinaus. So kommen wir weder zu Physik noch Metaphysik, sondern zu etwas Einzigartigem, klar und nüchtern wie die Physik und doch ebenso erstaunlich und verehrungswürdig wie sie (z. B. im Sternenhimmel): zur Biophysik.

Leben ist ein Teil der kosmischen Bewegung, ist rasende Bewegung, aber geknüpft an einen Körper. Leben und Bewegung und Körper sind eins.

Statt Körper Form zu sagen, wäre falsch. Auch die Sterne sind Form, aber als solche keine Körper und kein Leben. Selbst die belebten Sterne wie die Erde, sind als solche im Kosmos nur Form, nicht Körper. Sie tragen wohl Leben, sind aber kein Leben.

Wenn die kosmischen Bedingungen auf einem Stern gegeben sind, springt Leben auf, währt, wie auf unserer Erde, macht die verschiedensten Erschütterungen und Wandlungen durch, um dann nach Jahrmillionen wieder spurlos zu erlöschen. Eines aber bleibt ihm in diesem Jahrmillionenlauf: Das Geknüpftsein oder Geknüpftgewesensein an die unzähligen Billionen von Körperlichkeiten. Denn die kleinste selbstständige Spore ist ebenso gut ohne Körper nicht lebendig wie ein Ichthyosaurus oder ein Elefant.

Leben ist das hohe Lied des Körpers.

Leben ist nicht abhängig von höherer Psyche und Intellekt.

Umgekehrt; diese sind vom Leben abhängig, d. h. von der an einen Körper gebundenen Bewegung.

Der Körper ist Nothwendigkeit des Lebens. Das meiste Leben verläuft ohne höhere Psyche und Intellekt. Diese sind also nur Attribute des Lebens, mithin auch des Körpers. Denn Leben ist von Körper nicht zu trennen. Sie sind Instrumente des Körpers.

Wenn man vom Wesen des Lebens spricht, kann man ruhig Psyche und Intellekt weglassen. Denn, wie gesagt, mindestens fast alle Lebewesen leben ohne diese. Intellekt ist nur notwendige Voraussetzung für die Einreihung in die bestimmte Tierart Mensch, da diese nur Intellekt besitzt. Aber auch hier soll man vorsichtig sein in der verfänglichen Überschätzung dieses fragwürdigen Instrumentes! Denn

1. kann ein Mensch sehr wohl leben trotz völliger Trübung von Intellekt und Psyche! Er bleibt
2. in diesem Falle auch noch Mensch! Und
3. machen ja die allermeisten Menschen zeitlebens keinen besonderen Gebrauch von ihrem Intellekt, sofern sie ihn besitzen, und leben doch herrlich und in Freuden oder sonst auf ihre Art.

Durch die Erfassung des Lebens als Bewegung, als eine Abart der kosmischen Bewegung, bestimmt sich einer seiner Aspekte, soweit er uns eben bestimmbar ist. Der andere bestimmt sich durch die geformte Zusammenfassung der Bewegung, durch den Körper. Alles Leben ist körperbestimmt. Aus der Form, aus der Körperlichkeit erfaßt sich das Wesen des Lebens ebenso wie die Tatsache, daß alle körpergebundene Dynamik auch einheitlich gerichtet, eben auf den Körper ge-

richtet sein muß. Das Wort Zielstrebigkeit, an dem man sich stößt, ist nur ein Wort, das den Geist ganz gewiß nicht in metaphysische Wolkenkuckucksheime führen sollte.

Zielstrebigkeit gibt es in gewissem Sinne auch im Anorganischen. Die Zielstrebigkeit des Organischen ist Körpergerichtetheit, nicht eine Ansammlung überweltlicher Kräfte, sondern eine besondere Konfiguration vorhandener Kräfte wie eine Symphonie. Und wie Symphonie mit Hilfe der vorhandenen Kräfte (Instrumente und Töne und Melodie) entsteht und dennoch ins Unendliche variabel, unüberblickbar, endlos verschieden gestaltet werden kann, so auch das Leben und die das Leben tragenden Körper in ihren vielen Arten und in den Mannigfaltigkeiten der Konstitutionen der Einzelwesen innerhalb einer Art.



Wir müssen nicht nur moralisch, wir müssen auch intellektuell rein sein, nicht nur im Handeln, nein, auch im Denken. Ich meine damit nicht einmal das ganz große Denken, das die Vorbedingung des ganz großen Handelns ist: Die Weltanschauung. Ich meine das Denken bis zum kleinsten Gebiet herab.

Was im Handeln die durch Gewohnheit gefestigten Laster sind, das sind im Denken die durch Gewohnheit gefestigten Dogmen. An der Gewohnheit geht die Menschheit immer wieder von neuem zugrunde.

Es ist schwierig, sich im Denken gegen die Dogmen Anderer, ähnlich Gesinnter zu verwahren, noch schwieriger ist es, sich gegen sich selbst, gegen sein eigenes Dogma zu verwahren. Der Kampf gegen die eigene Sünde ist ja auch am schwierigsten: entweder sieht man sie nicht, oder, sieht man sie, entschuldigt man sie.

Eine üble Lawine, die uns immer wieder die Wege verschüttet! Sünde und Dogmen sind gemeinsamen Ursprungs, die Gewohnheit bringt beide ins Rollen, der Ursprung ist das Nichtwissen, die Unwahrheit.

Die ganze Naturwissenschaft ist verbarrikadiert mit Dogmen, ebenso wie die kirchlichen Glaubensbekenntnisse. Und nur wer die Reinheit des Anfanges besitzt, bringt das Gefährte wieder um etwas vorwärts. Und die Reinheit des Anfanges steht nur dem wirklichen Genie zu Gebote, weil es im Augenblick der genialen Empfängnis loslassen und so die Wahrheit blitzartig sehen kann, oder aber dem geschulten Wanderer auf dem Wege höchster Erkenntnis, der noch seltener zu finden

ist. Von einem gewissen Alter ab wird jeder Gelehrte nicht nur Andern, sondern auch sich selbst ein Hemmnis, selbst das größte Genie, weil er die Reinheit des Anfanges verloren hat. Er verfängt sich in seine eigenen Dogmen. Das ist die Tragik der Wissenschaft. Selbst wenn ihm noch geniale Eingebungen kommen - und die geniale Eingebung als solche ist natürlich immer rein -, so stolpert er doch, wenn er ihr Form geben will, an seinen eigenen Dogmen. Er geht nicht mehr vorurteilsfrei an sie heran und preßt sie in die schon vorher von ihm ausgeprägten Formen oder durchsetzt sie damit.

In der Kunst ist das übrigens nicht viel anders.

Im Anfang ist die Größe, weil im Anfang die Einheit ist.

Die Reinheit des Anfanges kann sich nur wahren, wer loslassen kann vom Erscheinungs=Ich.



Es war im Lande Wang.

Zwei Pilger stiegen auf den Berg der Wandlung. Der Eine kam vom Tale der Geborgenheit; der Andere kam vom Tale der Verborgenheit. Beide schritten rüstig fürbaß. Zwei Wege führten im Zickzack auf den Berg empor. Aber etwa auf des Weges Mitte stießen sie zusammen. Und dann führte nur ein einziger Weg hinauf auf den Gipfel. Und wie sich die Wege trafen, so trafen sich die Pilger.

Sie erkannten ihre Herkunft an ihrer Gewandung. Der Eine trug die gelben Streifen des Meisters Kung-Tse; der Andere die weißen Streifen des Meisters Lao-Tse. Sie boten sich Gruß, und der Weiße fragte: Was suchest du?

„Lösungen“, sprach der Andere. „Und du?“

„Lösungen“, sagte der Weiße. „Und Beide wollen wir wohl eines und daselbe.“

„Die Erlösung“, sagt der Gelbe.

Nie führt eine Lösung zur Erlösung; nur wo die Lösungen sich häufen, ist Erlösung.

Wir hörten von einem fernen Königssohn in Hindostan, der durch die Lösung zur Erlösung fand, zur letzten Spitze.

Auch wir hörten davon, doch seine Lösung ist nicht Eure Lösung.

Wie das? fragte Kung-Tses Jünger.

Die glatt und fein in Form gelöste Lebensaufgabe ist Eure Lösung; Seine Aufgabe heißt: Los vom Leben, Aufgeben des Lebens. Es gibt ein Drittes, das ist schwerer als die gewollte Lösung der Lebensaufgabe und leichter als das

Schwerste: die Aufgabe des Lebenslosen. Dies Dritte ist der Weg der immer neuen Lösungen.

Der Weg des Sinns! Er führt, so scheint mir, sprach der Andere lächelnd, in immer neues Sichverwundern, in immer neues Sichverwandeln. Ist da ein Weg der Lösungen?

Du deutest Lösung falsch - hart klingt die Antwort - Lösung ist gleich Problem und mehr als das. Jedes Problem birgt in sich eine neue Lösung, und jede Lösung ein Problem. Lösung ist Stillestehn.

Der Andere sagte müde: Die Aufgabe des Meisters Kung-Tse ist gelöst. An diesem Orte ist die Mitte; dort schlängelt sich der neue Weg empor. Ein Tor davor. Und darauf steht: Durch Nein zum Nein. Wir sagen anders: Durch Nein zum Ja."

"Wir umgekehrt", sagte der Weiße. "Wir sagen: Durch Ja zum Nein."

"So wollt ihr durch das Gute in das Böse, durch Gott zum Teufel!" spottete der Gelbe.

"Auch dieser Weg ist gangbar", sagte der Weiße. "Aber du verwechselst. Das Nein in der Erscheinungswelt ist Gott; das Ja ist Satan."

Der Andere stutzte. Und wohlgebildeten Geistes durch die Kunst des Meisters Kung mochte er nicht widersprechen. Ihn fröstelte.

"Ich gehe heim", sprach er.

"Ich auch", sagte der Andere.

"So komm!" sprach froh der Gelbe und wandte sich zum Abstieg.

"Mit nichts!" rief der Weiße. "Ich will hinaus. Jedwede Lösung führt zum Satan; jedwede Lösung führt zu

Gott. Lösung führt nie zum letzten Aufstieg. An der Fülle der Lösungen stärkt sich die Kraft zur Bergfahrt. Ich bin bereit zum Weg des Dritten, zum Weg des Fernen. Ich steige mit der Kraft der Lösungen hinüber über Gott und Teufel zum Nein des Neins: Zur Gotttheit, darin die Beiden sich vereinen.“

„Glück auf den Weg!“ sagte der Gelbe. „Die Einheit reizt den Klugen nicht, wenn sie aus Gott und Teufel sich zusammensetzt.“

„Nicht zusammensetzt“, sagte der Weiße kühl, „wohl aber, wenn sie sich aufhebt. Aufhebt wie buntes Licht sich zu der hehren Weiße aufhebt. Leb wohl!“

Da wandte sich der Andere wieder abwärts und sprach den Menschlein viel von der Höhe auf des Berges Hälfte; aber der Jünger des Meisters Lao-Tse stieg langsam den Weg des Dritten empor, um nie zurückzukehren.

So hab' ich es gehört.



Jugend

Es gibt Menschen, die altern nicht. Die Umwelt bemerkt es gar nicht, wenn sie graues Haar bekommen. Oder sie selber färben die Haare. Sie tun das gleich Stendhal wie etwas Selbstverständliches. Im Zeitalter der Perücke war es oft unmöglich, das Alter zu erraten.

Will man dieses Nichtaltern, dies Jungbleiben auf eine Formel bringen, scheitert man bald. Die Verschiedenheiten der Konstitutionen lassen die mannigfachsten Antworten entstehen. Es gibt verschiedene innere Konstitutionen, auf Charakter, Eindrücke, Erlebnisse sich gründend; und verschiedene äußere Konstitutionen nach Landstrich, Rasse, Umwelt.

Jungbleiben ist nicht gleich Jugend. Ein ewiger Jüngling wird unerträglich. Aber ein Mann mit junger Seele ist die höchste Art des Mannes.

Jungbleiben setzt Mannheit voraus. Aber es heißt nicht zurückkehren zur Jugend, sondern Jugendelemente mit hinübernehmen in die Reife, womöglich gar ins Alter.



Den meisten bedeutet Jungbleiben: sinnlich genießen können. Das Verhältnis von Mann und Weib ist ihnen der Spiegel ewiger Jugend. Das Literatentum der dekadenten Zeit hat überall Geschlechterliebe als den Kern des Lebens- und des Weltgeschehens dargestellt. Alles dreht sich um das Buhlen bis zum Besitzen, um die Ausmalung der sogenannten seligen Verschmelzung, um das Erwachen, die Ernüchterung, das Weitersuchen, das Weitertaumeln. Ich habe mir alle diese Dichter, die nichts weiter zu Markte bringen können, aufs

Korn genommen, deutsche, französische, italienische, habe, ohne auf gemeinen Nachbarflatsch zu hören, weitergeforscht und fand, daß unter 20 mindestens 19 waren, die ehrsame Hausväter oder recht philisterhafte Liebhaber sind und waren. Man denke nur an den alten ehrbaren Philister Wieland und seine schlüpfrigen Phantasiegebilde. Ihre arme Phantasie dreht sich demnach prahlend um eine Welt, die sie nicht kennen. Außerlich Tyrsoßschwinger, aber keine Spur von wahren Bachanten. Ist aber einmal einer wirklicher Bachant, so spricht er nicht von den Erlebnissen, weil sie ihm heilig - oder sündhaft sind.

Alles verlogen. So verlogen, daß die Menge dem Junggebliebenen ohne weiteres das Attribut geschlechtlicher Vergendung zulegt.

Wäre Sinnenliebe das Hauptmerkmal der Jugend, es wäre schlimm bestellt um die Idee der Jugend. Gewiß, sie gehört zur Jugend. Aber ich habe Freunde, Korpsstudenten, die sich bis zur Ehe mit dreißig Jahren keusch hielten. Und einer war das Urbild eines strahlenden Jünglings. Erst in der Ehe ward er alt.

Alles verlogen. In unserer Welt herrscht Geld. Die Sinnenliebe hat auf das Getriebe, hat auf die Einzelleben so gut wie keinen Einfluß. Dieses eine Prozent der Ausnahmen in immer wiederkehrenden aufpeitschenden, gekünstelten Gebilden darzustellen, ist Sünde, weil es Lüge ist. Die toten Augen! Nein, die Welt schreit fast nach Ehrlichkeit.

Sinnenliebe, die Umschlingung zweier Geschlechtsverschiedenen ist nicht des Lebens Inhalt. Die Umschlingung ist auch gewiß nicht das Höchste zwischen Mann und Weib. Ewig getrennt sind Mann und Weib, nie auszugleichen. Doch auszugleichen in der Folge ihrer Bindung: im Kinde. Das

Kind, das ist der Ausgleich zwischen Mann und Frau: die Frucht. Und jegliche Vereinigung, die nicht das Kind zum Ziele hat, ist Unzucht.

Jetzt höre ich das große Geschrei. Schreibt nur! Wahr ist es doch. Das Tier und seine Brunstzeit ist das Vorbild, wie es die Natur will. Und die Natur ist unsere große Mutter von Fleisches wegen.



Ist Jungbleiben Glauben? Nicht Glauben an einen armseligen Konzilsbeschluß, an Menschenflüchwerk, sondern Glauben an die Kraft des Guten?

Das Junge glaubt an das Gute, wenn auch meistens unbewußt. Gewiß zu seinem Vorteil. Aber der Mann, der Menschen kennenlernte, der die blutigen, entsetzlichen, lügen- und schuldbefleckten Blätter der Weltgeschichte kennt – und dennoch weiter an den Sieg des Guten glaubt, der ist nicht jung und kindlich, sondern kindisch: Phantast und unnütz.

Nein, man kann auch jung bleiben trotz der herabgezogenen Mundwinkel, trotz aller Falten der Erfahrung und Verachtung.



„Jugend ist Leidenschaft!“

Schön. Aber eine Phrase. Laß einmal deine Klassen- oder Studiengenossen an dir vorüberziehen! Leidenschaft? Wer war denn zu begeistern für das Große? Wer denn aufzurütteln für das Schöne, für das Deutungsschwere in Kunst und Denkung? Wer war denn brauchbar nur für einen lecken Streich? Langerweile, Feigheit, Dummheit, Versagen,

Bosheit, Armut blickte dich lähmend von der Masse der Gesichter an. Wem brannte denn das Herz, wenn er von dem Beruf, von den Pflichten seines Berufes redete? Nicht Einem unter Hunderten.

Nein. Da brannte ihnen das Herz in ihrer Brust - das gilt nicht von der Jugend schlechthin, das gilt wie alles Große und Gute nur von den Wenigen, den Auserlesenen.

Leidenschaft ist eine Edelgabe. Aber nicht das allgemeine Eigentum der Jugend.



Jungbleiben. Jugend, heißt nicht die Jugend, sondern eine abgezogene Idee von Jugend verkörpern, die Jugend als Idee, das Beste der Jugend zu bewahren.

In der Jugend gibt es nicht weniger Greise als im Alter. Ich wage den Satz: Die Zahl der junggebliebenen Erwachsenen ist nicht geringer als die Zahl der wahrhaft jugendlichen Jungen. Wer in der Jugend ein wahrhaft Jugendlicher ist, der bleibt es auch im Alter.

Wage zu zweifeln! Wage, weise zu sein. Das sind Jugendworte, Jugendwerte, von junggebliebenen Erwachsenen ausgesprochen und eingeführt; von Jugendlichen nur gefühlt.

Nur die kurze Kindheit schafft eine gleiche Stufe. Die Jugend schafft nicht weniger Unterschiede als das Alter. Jung bleibt nur, wer jung war.

Also Jugend ist auch nur Idee. Kindheit allein ist nicht Idee, sondern Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit dauert kaum drei Jahre, manchmal auch etwas länger. Dann wird der Mensch fixierend oder fixiert oder fiktiv.

Und was ist die Idee Jugend?

Der Geist.

Gewiß. Primat des Geistes ist immer jugendlich. Primat der Kraft, des Willens gehören jedem Alter an; Primat des Geistes ist allein Vorrecht der Jugend, nur Möglichkeit der Jugend. Der Amerikaner, der die Welt zerstören will, weiß wohl, wohin es führt, wenn er den Geist hinaustreibt und den Körper zum Vorrecht der Jugend macht. Lieber ein siebenzigjähriger Greis mit Geist als ein geistloser Jüngling mit entwickelter Leiblichkeit.

Der Geist will Farbe.

Alle Farbe ist unbesonnen, nicht auszusinnen, doch höchsten Sinnes voll, sinnvoll, nicht sinnenvoll. Alles Große ist voll Farbe. Jedes Ziel ist farbig. Jugend heißt farbig sehen: Großes noch sehen können. Ziele noch werten können und Mut haben, sie bis dorthin zu verfolgen, wo sie anknüpfen, anwurzeln an der Nichtmehrmeßbarkeit.

Der Geist will Klarheit. Nicht Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit, sondern das Recht. Morden können aus Rechtsgefühl ist groß. Ich fühle es in meinen eigenen Adern, ich wäre derselbe wie Michael Kohlhaas, wäre ich in derselben Lage. Man kann auch morden durch starke Wünsche, wenn man starken Willens ist: Die Feinde von manchen starben elend, in der Kraft der Jahre. Es gilt, nicht persönlich erlittenes Unrecht rächend zu verfolgen, es gilt das allgemeine Menschen- und Naturrecht, das verletzt ist, zu sühnen und zu ahnden. Unbesonnen und dennoch tiefsten Sinnes voll sein Leben fürs Recht in die Schanze zu schlagen: das ist Jugend.

Der Geist heißt Brüderschaft mit ihm, dem großen Wanderer, dem Tod. Jugend steht mit dem Tod auf Du und Du. Und Jugend, wenn sie begeistert ist, steht mit sich selbst

auf Sie und Sie. Geist heißt zuerst den Kampf aufnehmen mit sich selbst; erst später mit den Andern.

Von diesem Kampfe mit sich selber spricht man nicht, obwohl er aller Kämpfe schwerster ist. Man spricht auch nicht vom Ringen mit einer Krankheit. Man lügt nur immer und gebärdet sich nach außen als gesund und frisch.

Geist heißt, sich geißeln können, sich selbst dem Ewigen und Unvergänglichen, der Einheit als Geißel stellen mit dem Recht, die Geißel zu zerschmettern beim ersten Fluchtversuch.

Jugend ist Geist.



Das Leben tötet den Geist; den Körper kräftigt es. Mancher wird erst in späten Jahren körperkräftig. Die Jahre dienen der Verfassung, Konstitution des Körpers. Die Jugend als Idee kennt nur die Selbstherrschaft des Geistes.

Verfassungsbekümmert, selbstherrschend und doch gezügelt durch das innere des Geistes – das ist die Jugend als Idee.

So, wie sie sein soll. Siehst du sie, wie sie lärmend ist, so wirst du dich nicht weiter wundern, daß es weder unter der Jugend noch unter der Erwachsenenheit heute noch einige Jungmenschen gibt. Die meisten findet man vielleicht noch bei den Greisen, die einer besseren Luft entstammten. Hoffentlich auch einige noch in den Windeln.

Ich selber gelte als ein Jugendlicher, trotz meiner 52 Jahre. Und ich will meine Jugend behalten trotz Krankheit und Menschenverachtung, trotz des Wissens um die Wahrheit des Predigers Salomo.

Der Geist führt ewig junge Schwerter. Der Geist ist Jugend. Und Jugend schwinge ihr Schwert!



Vaterland

„Wenn einer lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen, und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln – was soll er denn da Besseres tun und wie soll er patriotischer wirken?“

Goethe.

„Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.“

Schiller.

A. Wir wollen vom Vaterlande sprechen.

B. Kennst du einen Begriff, der so ernst ist und dennoch so von Phrasen umhüllt wie dieser?

A. Nein, doch dieser Phrasenmantel verdankt seinen Ursprung wohl vor allem der Verbindung des Begriffes Vaterland mit dem Begriffe Staat.

B. Ich habe das Vaterland glühend geliebt. Sicher inniger als die Phrasendrescher.

A. Und tust es nicht mehr?

B. Das ist schwer zu sagen. Zum mindesten ward ich stutzig.

A. Wer konnte dir die Liebe rauben?

B. Meine Erlebnisse am eigenen Leibe. Doch, ob sie mir die Liebe raubten, weiß ich noch nicht. Jedenfalls ward ich stutzig, und jedenfalls weiß ich, daß niemand diese Liebe von

mir nach den Erlebnissen noch fordern kann. Und so geht es wohl vielen Tausenden. Was man selbst erlebt, weiß man am besten zu bewerten.

A. Ich meine, du stiegst recht hoch.

B. Ich hoch? Nun, als ich eigene Wege ging und die Wahrheit liebte, erfuhr ich von Vaterlandsgenossen eine solche Fülle von Niedertracht und Bosheit, daß ich mich fragen mußte: Was liebt man denn am Vaterland? Zuerst doch wohl die Gemeinschaft der Stammesgenossen. Wie aber soll ich diese Leute lieben, die mich in meiner bürgerlichen und wirtschaftlichen Existenz aufs schwerste zu schädigen eifrigst bemüht waren, die mir Not und Tod an den Hals wünschten und die, wenn sie in leitenden Stellungen waren, mich Demütigungen auszusetzen sich die größte Mühe gaben? Warum? Weil ich eigene Wege zu gehen wagte und die Wahrheit liebte. Die Gemeinschaft der Stammesgenossen kann es also ganz gewiß nicht sein, die zu Vaterlandsliebe zwingt. Eine schöne Moral, wo der Verfolgte dem Verfolger noch die Hand küssen soll. Und als ich mich umsaß in der Geschichte, fand ich, daß der Haß einer Nation gegen eine andere niemals so groß ist, wie der Haß der Standesgenossen untereinander. Die Angehörigen verschiedener Völker hassen und verfolgen sich nie so stark wie Volksgenossen unter sich.

A. Leider bist du im Recht. Doch schiebe nicht alles auf das Böse. Du stößt dich allzusehr an Schurkerei.

B. Ein Schurke, wer darüber lachen kann.

A. Friß Reuter!

B. Hat die Schurkerei der Volksgenossen genug gezeißelt. Er lacht nicht über sie, sondern trotz ihrer, und das war groß, weltgroß.

A. Du mußt auch vieles auf die Dummheit schieben.

B. Vielleicht ist diese noch viel schlimmer zu ertragen als die Schlechtigkeit.

A. Gewiß, es ist kein liebliches Kapitel.

B. In dieses Kapitel gehört auch das Wort vom Propheten im Vaterland. Wie konnte, ja durfte Rousseau Vaterlandsliebe empfinden, wenn ihn sein Vaterland in schimpflichster Weise schmähte und verfolgte?

A. Er war zu groß. Größe ist nie zu tragen.

B. Am wenigsten in der Wissenschaft. Robert Mayer wurde ins Irrenhaus gesperrt, Bruno verbrannt, Galilei widerrief. Doch lassen wir die Aufzählung. Es ist im Großen wie im Kleinen.

A. Die Weltgeschichte ist kein reines Wasser.

B. Ganz gewiß nicht. Doch zurück zum Vaterland. Denk an das Umgekehrte: Von dem aus seinem Vaterland vertriebenen Chamisso finden wir es schön, daß er Deutschland nicht wie, sondern als sein Vaterland von Herzen liebte und ein prächtiger Deutscher wurde. Und ebenso von den vielen Franzosen, die aus ihrem Vaterland verjagt wurden, weil sie im Glauben eigene Wege gingen und dabei die besten Staatsbürger waren. Mit Recht liebten sie Deutschland als ihr neues Vaterland, weil sie dort liebevoll behandelt wurden.

A. Das spricht für sie und uns.

B. Und wieder umgekehrt: Eine der vielen Phrasen ist die vom Deutschamerikaner, der in Amerika sein Deutschtum schnell vergißt. Überlege dazu bitte zweierlei: Erstens verläßt der Auswanderer niemals ohne weiteres sein Vaterland; allermeist wird er daraus vertrieben durch äußere oder innere

Not. Was er in Deutschland nicht fand, findet er in Amerika – eine wirkliche Heimat. Von den vertriebenen Franzosen finden wir es schön, daß sie in ihrer neuen Heimat reine Deutsche wurden; über den aus Deutschland vertriebenen Deutschen in Amerika schimpfen wir, wenn er in die gefundene Heimat aufgeht. Und zweitens: Amerika nimmt die Vertriebenen in seine Staatsgenossenschaft und schafft dem Heimatlosen eine Heimat. Es kann einfach verlangen, daß er dafür aufgeht in diese Heimat. Was würden wir von Franzosen sagen, denen wir bei uns eine Heimat schaffen, und die nun heimlich und öffentlich an ihrem Franzosentum festhielten? Wir würden ihnen bald die Türe weisen?

A. Gewiß. Doch wer geruhsam leben will und lebt...

B. Wer ducksam lebt und leben will...

A. Du sprichst zu sehr von Ausnahmen.

B. Schlimm genug, wenn Denkbegabte und Wahrheitsfreunde so selten wären. Ich mag es noch nicht glauben.

A. Die Macht der Kirche ist auch für sie vorbei.

B. Bist du des so gewiß? Ja, auf die Scheiterhaufen hat sie Gott sei Dank verzichten müssen. Im Lande des Protestantismus ist Gewissensfreiheit. Aus welchen Gründen, will ich nicht untersuchen. Aber andernorts schließt man in unseren Tagen Konkordate! Auch diese Länder gehören zum Vaterland. Andere drängen zum Anschluß. Sie sehnen sich, nebenbei bemerkt, aus ihrem Vaterland zu unserm Vaterland! Ob zu unserm Glück, ist abzuwarten.

A. Sie kehren zurück.

B. Nachdem sie unsere Feinde seit Hunderten von Jahren waren? Denk an den Dreißigjährigen Krieg, an Friedrich... Doch ich sage dies nur, um das Schwankende des Vater-

landsbegriffes zu beleuchten. Im übrigen hat die offizielle Wissenschaft die Rolle der früheren Kirche übernommen.

A. Die Hochgepriesene?

B. Die sich hoch Preisende. Man muß einmal kühn sehen. Ich werde meine Erfahrungen beschreiben. Ich hoffe, daß es ein Fanal wird.

A. Sie gründet sich auf Wissen.

B. Ja, die Idee; die Menschen nicht. Die Menschen haben sie wie ehedem die Kirche auf selbstgemachte, konzilgenehmigte Glaubensartikel aufgebaut.

A. Doch leidet kein Menschenleben mehr unter diesen Dogmen.

B. So? Glaubst du wirklich? Nein! Hier muß manche eigenkräftige Fähigkeit zu Kreuze kriechen, oder wird, wenn sie nicht aufs Dogma schwört, auf irgendeine Weise ausgeschaltet.

A. Nicht in Deutschland. -

B. Gerade dort! Und um so mehr, als manche Wissenschaftsgebiete in Deutschland rückständiger sind als anderswo. In Deutschland stellt man Kehlkopfspiegel und Gerichtsmedizin höher als das Wissen um das Leben.

A. Das hast du allerdings oft überzeugend nachgewiesen.

B. Und werde es noch öfters tun. Doch schließlich ist dem Wesen nach die Unduldsamkeit der offiziellen Inhaber der wissenschaftlichen Gewalt in jedem Land dasselbe. In Deutschland tritt es nur besonders häßlich hervor.

A. Wir gingen von den Feinden aus.

B. Wenn Wissenschaft wirklich exakt wäre, könnte es dann überhaupt wissenschaftliche Feinde geben?

A. Böse Frage. Zwiefach böse. Doch je mehr der Feinde,

desto mehr der Freunde. Möchtest du bestimmte Menschen nicht zu Feinden haben?

B. Beim Himmel! Wären sie meine Freunde, würde ich an meinem moralischen Wert zweifeln.

A. Nun gut. Du willst sie also gar nicht anders als zu Feinden. Und deine Freunde willst du gewiß zu deinen Freunden?

B. Nicht alle, aber viele, allerdings.

A. Nun, also willst du schließlich beides. Und kannst du dich bei deiner Vaterlandsliebe nicht an deine Feinde halten, so halte dich an deine Freunde! Sie sind es, die das Vaterland uns lieb und wert, uns liebenswert machen. Sie machten einen Chamisso zum Deutschen.

B. Halt! Das klingt logisch, ist es aber nicht. Erstens können Feinde an sich, solange sie ehrlich, offen, vornehm sind, das Vaterland nicht verleiden. Auch sprach ich immer nur von Liebe zum Vaterland. Die Achtung, die man einem Verbannten schuldet, wird dadurch nicht berührt. Auch ich sage: der und der ist mir unsympathisch. Aber ich lasse ihn gewähren. Ich kann das auch sagen: und das gefällt mir nicht an ihm, aber schließlich ist es seine Sache. Ich kann sein Feind sein, aber ihn zu hassen liegt gar kein Grund vor. Zweitens ist es also nicht sowohl die Feindschaft an sich, sondern die Niedertracht und Böswilligkeit, die nicht nur Not und Unglück auf den andern herabwünscht, sondern sie ihm zu bereiten sucht. Ich habe es ja erfahren am eigenen Leibe und erfahre es noch täglich. Drittens: kann dieses böswillige Trachten durch Freundschaft wieder wettgemacht werden?

A. Gewiß. Die Freundschaft hält vor dich den Schild

und wehrt die bösen Anschläge. Du selber bist ein einflußreicher Mann geworden. Dein Name wird ein Programm.

B. Wenn wirklich, dann nur deshalb, weil ich den Schild allein hielt. Ebenso schaffst du allein die Abwehr. Der Freund sieht teilnehmend zu. Siegst du, wirst du bejubelt; unterliegst du, betrauert man dich höchstensfalls.

A. Es gibt auch Freunde, die ihr Gut und Blut hingaben.

B. Vorkommen soll das; mir ist es nicht begegnet. Die meisten, die mir nahen, wollten etwas von mir, Hilfe in irgendeiner Richtung. Bei anderen besteht die Freundschaft in reiner geistiger Verehrung. Bei den wenigen, wo ich einmal nehmen durfte, war es ein Darlehen in irgendeiner Richtung, das ich mit höchsten Zinsen zurückzahlen mich verpflichten mußte. Ich kenne keinen, der ein Opfer für mich bringen würde.

A. Und tatest du das?

B. Ich tat es, und stets zu meinem Nachteil. Wollte Gott, ich könnte von diesem unseligen Hange lassen. Zwar, wenn ich es unter dem Mikroskop der Sittlichkeit betrachte, war es von mir aus auch nur „zinsenlose“ Hilfe; doch einige Male Opfer.

A. Ließest du es, würdest du dich ärmer machen.

B. Keineswegs. Ich würde reicher werden.

A. Doch gibt es solche Freunde, die ein Opfer bringen.

B. Gewiß. Aber diese Wenigen können nicht der Grund der Vaterlandsliebe sein. Ihnen begegnet man im Vaterland nicht häufiger als im Ausland. Und um zum Schluß zu kommen: Ich zähle im Ausland mindestens ebenso viel, wenn nicht mehr Freunde, als im Vaterland, ohne dort Feinde zu

haben. Die Vaterlandsgenossen sind es, die sich bemühen, mir auch im Auslande Feinde zu erwecken. Ich spreche von mir. Doch all dies gilt ja allgemein. Versteh mich recht.

A. Und doch liebst du das Vaterland! Du wirktest mehr als andere geistig für die Heimat.

B. Es wird einem herrlich gelohnt! Und lieb ich noch? Es fiel das Wort Heimat. Auch über dieses ließe sich lange reden. Vielleicht im selben Sinne wie über Vaterland. Und dennoch ist hier etwas anderes. Hier schwingt ein Unwägbares. Trotz aller üblen Erfahrungen meines Lebens hat das Wort Heimat noch immer Klang für mich. Und ich glaube, es wird ihn immer behalten. -

A. Was ist der Unterschied zwischen Heimat und Vaterland?

B. Ein ganz gewaltiger.

A. Ist über die Menschen der Heimat nicht dasselbe zu sagen, wie wir es eben ausmachten über die des Vaterlandes?

B. Im Grunde ganz gewiß dasselbe. Denn in der Heimat erduldet man ja schließlich all die Niedertracht, von der ich sprach, wenn sie auch schließlich nicht nur von ihr allein ins Werk gesetzt wird.

A. Was also ist der Unterschied?

B. Die Grenzen des Vaterlandes sind willkürlich; die Heimatgrenzen haben mit Willkür nichts zu schaffen. Im Vaterlandsverbände findest du Völker und Sitten und Anschauungen und Veranlagungen, die dir nach deiner Heimatart ganz fremd sind, mit denen dich innerlich nichts verbindet.

A. Und mit der Heimat?

B. Verbindet dich doch irgend etwas. Es ist das eben nicht zu nennen.

A. Ist es die Landschaft?

B. Nein, jedenfalls nur zum Teil. Ich sah ja einen großen Teil der Welt und manche Landschaft zog noch mehr an als die heimatliche, die überdies grau ist und sonnenarm.

A. Ist es die Kunst?

B. Auch die Kunst ist es zum Teil nur. Ich sah auf meinen Reisen größere, die meine ganze Seele packte.

A. Ist es die Sprache?

B. Gewiß hat auch die Sprache teil daran. Doch eben Teil. Hier aber gibt es etwas Vergleichbares. Es ist ein Besonderes, das uns die Heimat lieb und wert macht, das Ähnlichkeit mit Dialekt hat. Du kannst den Dialekt auf dem Papier nicht halten, kaum andeuten. Er ist etwas rein Lebendiges, das von der Sprache als solcher ganz verschieden ist. Dieser geistige Dialekt, der schafft die Heimat, schafft das Heimweh nach Landschaft, Kunst und -

A. Menschen!

B. Vielleicht! Wir sind ja Menschen, das heißt geformter Widerspruch. Aber deshalb sollten wenigstens in den führenden Stellen der Heimat Heimatmenschen sein, nicht polnische Adlige oder Baden oder Bayern. Die Niedertracht eines vom gleichen Dialekt trägt sich immer noch leichter als die von Heimatfremden.

A. Vielleicht ist sie bei Heimatgenossen auch nicht so groß.

B. Die Frage bleibe offen.

A. Doch widersprichst du dich nicht hier? Fand Chamisso nicht eine neue Heimat bei einem Volke, wo nicht nur der geistige Dialekt, sondern sogar die Sprache eine andere war?

B. Ja, er fand sie. Und doch hatte er Heimweh nach Boncourt!

A. So kann man zwei Heimaten haben?

B. Ich glaube das. Chamisso sehnte sich auf seinen Reisen zurück in seine zweite Heimat. Die angeborene Heimat kann einem verleidet werden, aber das Heimweh bleibt trotzdem.

A. Die angeborene Heimat -

B. - hat die stärkste Kraft. Der Niederdeutsche, der in Amerika sein früheres Vaterland vergißt, behält sein Heimweh nach - nach - Niederdeutschland.

A. Wohl dem, der eine Heimat hat!

B. Ja, wahrlich wohl dem, dem die Menschen seine alte Heimat nicht verderben! Denn kein Gefühl ist stärker. Wenn dich die riesige Moschee zum Himmel hebt - im Backstein-dom der Heimat kommt zum Erlebnis höchster Werte für dich ein anderes hinzu: eine Ergriffenheit, mit Namen nie zu schildern, eine Weihe, fast Einweihung.

A. Nicht alle fühlen sie.

B. Sie gilt es zu erwecken. Aber allerdings die Menschen der Heimat tun meist das Gegenteil. Die dies Ergriffensein in tiefster Seele fühlen, werden von den Phrasenübenden als Feinde angesehen. Jede Ergriffenheit macht ja verdächtig.

A. Laß, laß! Wohl dem, der seiner Heimat leben darf!

B. Wohl dem, der unbehelligt in seiner Heimat leben darf. In der Heimatkultur ankert die Weltkultur, in der Heimat ankert allein das Vaterland.

A. Wer einem die Heimat vergällt -

B. - darf keine Vaterlandsliebe von ihm fordern.

A. Doch Pflicht!

B. Pflicht bis zum Letzten! Ganz gewiß. Solange einer sich

nicht eine neue Heimat sucht, hat er im alten Vaterlande, dem die Heimat angehört, die Pflicht zum Vaterlande bis aufs Kleinste zu erfüllen.

A. Wohl dem, der es mit Liebe kann!

B. Die darf niemand verlangen. Aber Pflicht kann der Vaterlandsverband verlangen, ja, muß sie verlangen, solange einer dem Verbande angehört. Der Verband kann sie jederzeit verlangen. Doch Menschen des Verbandes können sie von andern nur verlangen, solange sie sie selber üben.

A. Selbst ein Mißhandelter sollte die Heimat nie vergessen?

B. Die Heimat - nie. Das Heimweh bleibt. Das Heimweh nach dem geistigen Dialekt, nach Kindheit.

A. Ja, das ist wohl das rechte Wort: Kindheit.

B. Kindheit - Heimat - Heimweh. Der Zauberschlüssel der großen Taten.

A. Weh dem, der einem andern diesen Zauberschlüssel zerbrechen will! Er ist zugleich ein Feind des Volksverbandes.

B. Das Vaterland braucht Heimat. - Doch laß uns enden. Der Himmel ist so graualltöglich. Das Schicksal waltet. Bringe es, was es mag. Mir scheint ein Vers auf:

Geheim und Heim — die hangen wohl zusammen.

Nur wo es heimlich ist, ist es auch heimisch.

Geheimnis wacht vor Heimat und vor Heim.

Geheimnis schafft geheimes Weh und Heimweh.



Wo ist Deutschland am schönsten?

Sie wenden sich mit Ihrer Frage, wo Deutschland am schönsten sei, an den Dichter, der zugleich ein vielgereister Mann ist, sei's in der schönen Welt, sei's in der Naturwissenschaft, Sie glauben wohl, daß die Gefahr des Hineinlegens, des Steigerns, des schöpferischen Übertreibens, wie es so bei Dichtern üblich ist, durch genügend Urteilskraft und Urteilsstoff bei mir so gering wie möglich ist. Vielleicht. Ja, vielleicht sogar so sehr, daß der Pendel zu weit ausschlägt und eine andere Gefahr entsteht: Die Menge des Urteilsstoffes, d. h. die Fülle der gesehenen Länder, die sehr viel schöner sind als Deutschland, könnte allzu anspruchsvoll machen, so daß manche Schönheit übersehen, nicht mehr gesehen würde, und wohl gar schließlich das Urtheil zu der kritischen Gegenfrage gedrängt würde: Ja, ist denn Deutschland überhaupt schön?

Nun, das ist es fraglos, wenigstens während einiger Monate des Jahres. Aber es gibt noch ein anderes zu bedenken. Wirft man Ihre Frage auf, dann will man nicht eine Aufreihung von Einzelheiten, sondern etwas Zusammengefaßtes, etwas Ganzes. Das heißt: Örtliche Schönheiten gibt es die Hülle und Fülle, aber die sind es nicht, die den Wanderer fesseln, und die er lange aufbewahrt, sondern größere Strecken mit besonderem Gepräge, mit hervorstechender Eigenart. Denn die Eigenart ist der Schrittmacher der Schönheit. Und über ein je größeres Gebiet sie sich erstreckt, um so gewaltiger wird der Eindruck eingehämmert.

Als ich jüngst von den italienischen Seen und dem Hochgebirge kam, erschrak ich fast. Ich, der Schönheit und Freude

auch im Kleinsten zu suchen und zu finden gewohnt ist, konnte im Schwarzwald und am vielbesungenen Rhein so gut wie nichts empfinden. Um das Gespenst der Übersättigung zu verscheuchen, floh ich geradezu an meine Arbeitsstätte. Und siehe da, es war wirklich nur Gespenst gewesen. Denn als sich die norddeutsche Ebene zu beiden Seiten des Zuges dehnte, da war mir das Herz weit, wie nur je. Ja, hier in der Ebene, sei es in der platt sich dehnenden, sei es in der hügelig leicht bewegten, ist Deutschland am schönsten. Für mich.

Der Höhepunkt ist die Lüneburger Heide. Sie ist die einzige Gegend Deutschlands, die das ganze Jahr schön ist. Sonst kann man ja von Schönheit immer nur ein paar Monate sprechen. Und diese schrumpfen auch wieder zur Hälfte zusammen, denn die langen sommerlichen Regenperioden sind, wie es den Anschein hat, zum festen Bestand unseres Klimas geworden. Um Regen schön zu finden, müßte man schon verschroben oder hysterisch sein. Aber die Heide ist tatsächlich auch im Regen schön. Es liegt das vor allem an der Eigenart des Kleides und der Wachholder, die wie Wächter über sie zerstreut sind. Sie ist auch im Winter schön, wenn ihre immergrünen Blätter sich braunrot färben. Dann scheint sie zu atmen wie ein schlafender Bär. Dieses Bärenfellartige ist unbeschreiblich packend. Und dann die ernstesten, jahrhundertalten immergrünen Wachholder, der Machandelboom des Märchens. Und als drittes die Birken, einer der wenigen Laubbäume, die auch im Winter schön sind. Übrigens auch ein Zeichen, wie wenig man geneigt ist, aus gewohntem Schlendrian herauszugehen, ist die lächerliche Überschätzung der Linde, auch gar noch in Städten. Schon Ende August fängt sie an schäbig auszusehen und mit rascheln-

dem Laub an den Winter zu mahnen, um im Winter ihre spießigen Äste in die Luft zu spreizen. Hat man keine immergrünen Allee-bäume, so sollte man die Laubbäume nehmen, die auch im Winter schön sind, als da sind Birken, Platanen, Buchen und Hängeweiden.

Nicht nur im lila Herbstkleid ist die Heide schön, nein, immer, weil sie immer belebt zu sein, immer zu atmen scheint. Dazu die endlosen Weiten und die prachtvoll angepassten Wohnungen der Menschen aus rotem Backstein. Verirrt sich einmal ein gemeines, weißverputztes Haus in sie, so wirkt es wie eine Ohrfeige. Aber, und nun kommt das Traurige: seitdem ihr Zauber entdeckt ist, ist sie entzaubert. Nicht durch die vielen Wochenendbesucher, die könnte sie tragen, man kann auch jetzt noch stundenlang allein laufen. Aber der Geschäftsgeist hat Einzug gehalten, ein Stück nach dem andern wird umgelegt, und in Acker verwandelt, und betrübt gleitet das Auge über den zerfetzten Riesenmantel. Jetzt sind noch schöne große Strecken da, auch sorgt der Naturschutzpark dafür, daß wenigstens ein Urnaturbild von der einstigen prangend ersten Schönheit zeugen wird.

So muß man also schon jetzt Ausschau halten nach dem zweiten Schönheitspreis, der dann an die Stelle des unwiederbringlich verlorenen ersten rücken wird. Und den erteile ich der holsteinisch-mecklenburgisch, märkischen Seenplatte. Zwar sind Mecklenburg und die Mark wegen der völligen Verwahrlosung der Architektur nur mit Vorsicht auf die Liste zu setzen. Aber das Urteil soll ja mehr auf Landschaft zielen, sonst hätte ich ja überhaupt die Nordwestecke Deutschlands mit ihrer originellen alten und ausgezeichnet aufstrebenden schönen Backsteinbaukunst in Stadt und Land und eben

damit dieser Klinkerbaukunst als das Schönste in Deutschland bezeichnet. Auch die gepflegte Natur ist ja Menschenwerk, aber die gestellte Frage geht eben auf die Natur, die allerdings durch die Bauten ebenso gesteigert wie entsetzlich entwürdigt werden kann. Jedenfalls liegt in der Nordwestecke eben deshalb das Schönste, weil Besinnlichstes und Eigenstes zugleich aus der die Natur unterstreichenden Baukunst spricht. Land Lauenburg um Mölln und Raseburg, Land Lübeck bis hinauf zum Plönersee entlang der Ostseeküste, Mecklenburg von der gewaltigen Müritz über Neubrandenburg, dann das Land weiter hinab bis Rheinsberg und zum geheimnisvollen Stechlin. Aber dazu freilich braucht man Sonnentage und Grün oder einen klaren Frost. Der Raureif steht ja nur noch in Märchenbüchern.



Schiller

Bekenntnisse zu einem Symbol

Gibt es in der ganzen Welt
ein Land wie Deutschland,
wo man eher das Naserümpfen lernt
als das Naseputzen?

Lichtenberg

I.

Das Volk, dumpf, stumpf und ungerecht als Masse, von seiner Unzuverlässigkeit und Bestimmbarkeit gar nicht zu reden, hat nur in einem Dinge etwas Schöpferisches. Hierin aber erhebt es sich auf dieselbe, ja auf eine höhere Ebene als der schöpferische Einzelne, den es allermeist auf das Gehässigste verfolgt oder an dem es stumpf vorüberstorkelt. Es ist das die Volksgenietat: die Schaffung des Symbols.

Es ist, als ob in dieser Genietat plötzlich die eigentliche Kraft der Volksseele zum Leben erwacht, sie, die teils durch eigene Trägheit und Kleinheit, teils durch schlechte Erziehung und Beeinflussung allermeist unterdrückt wird. Das Gute und Große der Volksseele sprengt dann die eigenen Bande der Scheinstellung oder die aufgezwungenen der Gedanken-sklaverei - und plötzlich hat ein Angehöriger des Volkes ewiges Leben, Geltung und Gültigkeit.

Zu erzwingen ist das nicht. Wir brauchen nur an die Versuche des Enkels zu denken, Wilhelm I. zum Großen hinaufzuheben. Das Symbol ist aber auch ebensowenig zu zerstören. Die Lorbeerkronen, die Luther, Goethe, Schiller, Bismarck von Volkes Gnaden tragen, kann keine noch so beißende Kritik von Einzelnen, keine noch so schmutzige Besudelung ge-

schlossener Kreise, kein noch so hochmütiges dummes Nase-rümpfen nachgeborener Gecken verunglimpfen.

Der Adel, den das Volk verleiht, ist, ewig. Warum? Weil hier und nur hier, die meist versteckte schöpferische Kraft des Volkes ans Werk kommt.

Es ist, als wolle das Volk bei den wenigen Symbolisierten all seine Sünden an den Genies und Halbgenies büßen. Als wolle es sagen: Wir stimmen selten ab, aber wenn, dann nur in den höchsten Augenblicken. Und dann ist unsere Abstimmung ein Ausdruck weltgeschichtlicher Gerechtigkeit.

Ich weiß, das alles gilt nur vom richtigen Symbol. Aber wer mag und darf, wenn er von Symbol spricht, von falschen sprechen? Wer mag reden von Pseudowissenschaft, wenn er von Wissenschaft spricht? Auch das ist nur eine Manier des Kritikasters. Für den echten Wissenschaftler gibt es gar keine falsche Wissenschaft. Und wenn, dann hält er es unter seiner Würde, sich damit abzugeben.

2.

Welches Gefasel aus dummdreisten oder neidgeschwollenen Tintenfassern hat sich immer wieder erneut über Schiller ergossen! Ganz vergebens. Gelehrte Angelehrte können uns tausendmal versichern, Kleist sei eigentlich ein größerer Dramatiker. Riesig reißt sich Schillers Gestalt über alle und wird es durch die Jahrhunderte tun. Er ist Symbol geworden.

Spärlich ist das Volk im Schaffen seiner Symbole. Sehr spärlich! Es ist ein Zusammenrassen seiner besten Kräfte, wenn es symbolisiert. Es ist wie Besinnung. Wie Schrei. Wie Anklammern. Wie das Schaffen des Höchsten: des

Vorbildes. Was Goethe von Schiller sagt, das ist schließlich jedes Volkssymbolisieren: Wunsch, genährt an einem Vorbild. Höhere Einstellung, ermöglicht durch einen, der seines Blutes war. Ich meine Goethes Wort:

„Das war ein rechter Mensch. Und so sollte man auch sein!“

Ja, so ist das Symbolisieren zu verstehen. Erstens Anerkennung. Zweitens Wunsch, Ziel, Vorbild.

Es ist geradezu albern, an einen von Volkess Gnaden Symbolisierten mit dem armseligen Rüstzeug der Kritik heranzutreten. Erstens nützt es nichts. Zweitens ist es lächerlich. Wen sein Volk geadelt hat, über den hat der Nachfahre nur die Frage zu stellen: Wie kommt es, daß das Volk ihn zum Symbol erhob?

Das ist die einzige Einstellung zu dem Symbolisierten. Jede andere Einstellung sollte man abstellen. Denn trotz aller kritischen Scheingründe eines verlogenen Schulmäklertums ist die andere Einstellung ja doch nur der Neid, selbst noch am Toten.

3.

Nehmen wir das von sittlichen Schwächlingen so viel geschmähte Symbol Schiller, so haben wir als Sucher des Edeln weiter nichts zu tun, als die Frage zu beantworten: Wodurch wurde er Symbol?

Es ist dieselbe Frage, die jedes Heldentum stellt. Und man kann sie sich selber nicht oft genug beantworten. Es ist die höchste Frage. Und wenn man sie beantwortet, kann man bei jedem nicht besser gliedern als es Goethe bei Schiller tat mit seinem großen Ausspruch. Daß dieses höchste Lob,

Schiller gespendet, für die Beantwortung des Symboles Schiller die beste Richtschnur gibt, ist selbstverständlich.

Erstens: Das war ein rechter Mensch.

Zweitens: Und so sollte man auch sein!

4.

Es gilt zuerst den Streit über den Dichter Schiller zu erledigen, da dann alles andere leicht ist, insofern nicht das Gemein-Menschliche der Betrachtung künstliche Schwierigkeiten bereitet. Aber was soll das Reden! Wenn ihrs nicht fühlt. . . Nur einige kleine tastende Hinweise.

5.

Von Goethe wird immer nur der Plus-Goethe geschildert. Feigheit des Schreibenden. Oder können wir den Minus-Goethe nicht ertragen? Doppelte Feigheit. Jedenfalls sähe der wahre Goethe, der Einheits-Goethe, ganz anders aus, wenn wir nicht nur immer eine Schilderung des lieben Gottes, sondern auch des Teufels hätten. Wir, die wir Goethe kennen, kennen auch das Plus und Minus. Das Minus ist uns nötig zum Plus. Aber selbst die gerühmtesten Biographien sind nichts weiter als Plusverhimmelungen. Der schale, fade Hofpoet, der tändelnde Modedichter! Der katzbuckelnde Gelegenheitsdichter zu Fürstenfesten (ein ganzer Band) wird artig übergangen oder überhangen.

Schiller ging es umgekehrt wie Goethe. Stets lockte es bestimmte Unsichere, sein Minus zu betonen. Warum? Weil sein Plus im Höchsten, im Ethischen, im Weit-Menschlichen, nicht im Breit-Menschlichen; im Letzt-Menschlichen, nicht im Jetzt-Menschlichen verankert lag.

Selten sind mutige Männer, die beißend im Bauernflausch wie Scherr oder elegant im Tract wie Kühnemann unbedingt auf Schillers Seite treten. Oder wie der feine Chamberlain. Die meisten freuen sich am Minus. Und da sie es in Schillers Leben zu ihrem Leidwesen nicht finden können, suchen die Unleidlichen es in der Dichtung des leidgestählten Mannes.

6.

Wie ist es aber in der Dichtung? Rechnen wir rein procentual, so wage ich das Wort, daß Goethe rein als Dichter mehr Minus aufzuweisen hat als Schiller. Großkophtha, Bürgergeneral, Elvira und Elmire und ähnlichen Kitsch, die Hoffschranzengedichte usw.!

Das sei nicht gegen Goethe gesagt, sondern gegen die Lecker seines Speichels. Trotzdem sollte ein ganz Großer, wie er war, solchen Kitsch zu vernichten den Mut gehabt haben. Shakespeare hätte solches Zeug in den Ofen geworfen; Goethe war weimaranisch verliebt in jedes Wort, was er geschrieben hatte.

Von Goethes Kunstkitsch gar nicht erst zu sprechen. Alfisi. Vier erbärmliche Säulen griechischer Nachäffung werden angehimmelt; die Ober- und Unterkirche mit ihren Weltherrlichkeiten wird gar nicht erst besucht. Rom: Begeisterung für die fabelhaft flache Juno im Abguß und manch andere Ungeheuerlichkeit. Palermo: der schönste Kreuzgang der Welt, eine der herrlichsten Offenbarungen und Deutungen von Nordmännern erbaut, einer der lautersten und läuterndsten Innenräume der Welt, eine geniale Zusammenschmelzung der Nordmänner aus Normamentum, Sarazenmentum, Byzanz und Lateinerthum: Monreale, dies leuchtende germanische Juwel -

wird abgelehnt vom Deutschen, der blinden Sinnes, monoman vom klassizistischen Abklatsch begeistert, nebenan mit Mönchen zecht und jeden alten Säulenknäuf anhimmt, beengt, mit Griechenland erst beginnend. Das Größte war vor Griechenland.

Einer der größten Goethe-Verehrer gleich mir, Suares, sagt mit Recht über die italienische Reise, nachdem er das Kleinmaß der Knechtgesinnung beiseite gelegt und das Wort der Freien Schau ergriffen hat: „Das Italien Goethes ist eine sehr gebildete und wohlgenährte Bürgersfrau, die überall die Weimarer Küchensettel und den Klatsch des fernen Germaniens mit sich trägt; sie lebt nur in den Museen und den Provinzkabinetten; mit einer Selbstzufriedenheit, die fast lächerlich wirkt, notiert sie alle ihre geistigen Verdauungsvorgänge, ziert sich, errödet darüber, daß sie ein paar gute Nächte in den Armen eines Modells der Akademie verbracht hat: sie kann sich über ihre ausgelassene Kühnheit nicht genug tun und redet sich allen Ernstes ein, sie habe in ihrem Herbergszimmer alle Tollheiten der Mythologie, des Jda und der Götter erneuert. Wieviel Lärm, um diese alte Iphigenie von dreißig Jahren mit dem armen Tasso zu verheiraten! Und über ihre geringsten Seufzer Buch führen, auf dem Strohsack der Angelika Kaufmann, das ist denn doch zuviel; soviel vulgäre Wichtigkeit verdient eine Züchtigung: dieser große Mann hat oft die Miene eines Polonius, Ministers im Olymp.“

Das alles ist bei Schiller leider auch. Er wurde angesteckt. Der Deutsche wird immer angesteckt.

Nun aber die Frage: Selbst wenn bei Goethe verhältnismäßig mehr dichterisches Minus ist, ist dann nicht das vorhandene Plus um so gewaltiger, um so überragender? Ist das Goethische Plus nicht ein Über?

Ich lasse hier einmal einen ganz Modernen sprechen, Strindberg:

„Man hat immer und stellt noch Goethe in Gegensatz zu Schiller und hat aus Beiden ein Entweder-Oder geschaffen, wie man mit Rousseau und Voltaire getan hat. Ich kann diese Alternative nicht teilen, sondern habe Platz für Beide, weil sie sich ergänzen. Schiller hebt die Schwingen genau so hoch wie Goethe. Beider Entwicklung ist ein Zusammenarbeiten. Darum hat der eine Sockel in Weimar Platz für Beide.“

Diese Empfindung ist mein von Jugend an. Und ist sie noch. „Schiller flog genau so hoch wie Goethe.“

Weiß Gott, er tat es. Ein Jammer, daß seine besten Gedichte in Hexametern geschrieben sind! „Der Genius“, „Das Glück“, „Der Tanz“, „Das Ideal und das Leben“, trotz des törichtsten Klebens am Griechentum, wir haben in der deutschen Literatur nichts Größeres, es sei denn „Prometheus“, „Ganymed“, „Sagt es niemand“ usw.

Schiller flog genau so hoch wie Goethe. Das ermißt sich vor dieser keuschen Auswahl seiner großen Lieder. Und wo er ganz frei ist wie im „Verschleierten Bild“, ist er ganz groß.

Und „Die Glocke“? Hat sie umsonst einen Goethe begeistert?

Welcher Narr wagt es, über dies feingetönte Lied in Erz zu lächeln. Alles hat eine Grenze, auch Gassenhauer prägen sich ein – aber hinweg mit dieser dummen Phrase. Ich sah einen Feuerwerker in den Kulissen weinen, als das unsterbliche Lied an einem Schiller-Jubiläum von der Bühne klang. Damals weinte ich mit. Heute als Menschenverächter lache ich. Über den Feuerwerker, aber nicht über das Lied. Umsonst lebt ein Gewaltiger nicht im Sinn der Besten. Was haftet von allen Liedern, die nach diesem Höhepunkt geschrieben werden? Die Schule macht es nicht, sie lehrt so viele neue Lieder. Das Leben macht es. Des Dichters Pulsschlag. Ja, Schiller haftet, lebt.

Ja, Schiller flog genau so hoch wie Goethe. Bei ihm buchte man Minus; bei Goethe Plus. Und doch hob man in Berlin die Kinder in die Höhe, als der große Mann mit der edeln Stirn, der Adlernase, den klaren Augen, den Wangen, von dem Triumph und der Schwindsucht heimtückisch gerötet, aus dem Theater schritt: „Das ist er. Das ist Er.“

Es ist die beste Huldigung, die je einem deutschen Dichter ward. Zumeist wird ja der deutsche Dichter begeistert und beschmußt, nur der Literat erntet das Lob der Millionen, und erntet die Millionen aus dem Lobe. Fast alle schrieben gegen ihn, die Schlegel, vor allem Friedrich, der Glende, und die Andern. Aber sie duckten sich vor der Klaue des Löwen. Des klarsichtigen, schwunglosen Mathematikers Urtheil in Jena und Weimar fürchtete jeder. Er war nicht milde. Im Gegenteil! Aber er stand bei der Wahrheit. Deshalb die Furcht, deshalb der Haß.

Und dennoch bei Anderen diese Liebe! Bei den Großen wie Keller, Möricke, Conrad Ferdinand und vielen! Wie ist das

möglich? Dienst an der Wahrheit weckte niemals Liebe, weckte immer nur ihr Gegenteil.

Man liebte diesen Mann, im Volke, unbewußt. Nicht in der dekadenten Klasse der Gebildeten. Man fühlte irgend etwas. Neben Goethe kam gar kein Anderer in Frage, schließlich auch für die Vertuscher, für die deutschen Neidlinge nicht. Schiller? Goethe? Das war das Preisrätsel für Jahrzehnte. Keine schlechte innere Zeit trotz aller äußeren Erbärmlichkeit, die solche Preisrätsel jahrzehntelang bewegte.

War es der Dichter? Mit gutem Rechte konnte er es sein. Schiller flog ja genau so hoch wie Goethe.

War es der Mensch? Der ... Heilige? Aus Goethes Mund ein Wort wie dieses: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein“ – einen höheren Adel gibt es nicht.

Der Adlige?

Wie Gottfried Keller Schiller sagen ließ:

Ich steh euch fest und steh euch unbezwinglich,
und auch den Kindern steh ich eurer Kinder,
bis sie gelernt, mit reiner stärker Hand
das alte Sehnen frei sich zu erfüllen
und meisterlich zu leben wie sie denken.

Keiner hat Schiller nächst Goethe so geehrt wie Keller.

Ist uns ein Stern und Führer nun vonnöten,
der Schönheit Schule stattlich aufzubaun:
Er ist der Mann.

9.

Heiliger. Aber immer Künstler. Wer zeigt etwas an Drama bei uns wie Wallenstein? Max und Thekla? Warum stößest

du dich daran? Es gab so etwas als töricht Gegenspiel gerade in der wilden Zeit. In der Welt der Auseinandersetzung wächst der Teufel am Gotte. Je stärker der Teufel, um so stärker Gott; je schwächer Gott, je schwächer auch der Teufel.

10.

Ich habe keinen Grund, Schiller und Goethe wegen all und jedem zu loben. Ich habe mich mit aller Kraft für die Heimat eingesetzt und, schließlich ähnlich wie einst Lessing gegen die französische Nachäffung der Dichtung als erster gegen die Nachäffung Griechenlands in der Baukunst mutig geschrieben. Nach meinem Tode wird man anerkennen, daß ich, ungerechnet die vortrefflichen geistig hochstehenden Erkenner und Bekenner eines wirklichen Deutschtums, es als Erster wagte, mutig gegen die Fremdherrschaft, die noch immer bei uns herrscht, aufzutreten. Die Literaten drangen nicht durch; ich aber habe eine Gemeinde. Man fing an, nachzudenken. Baukunst ist höchste Ausdruckskunst, noch höhere als Musik. Für mich überhaupt höchste Kunstleistung. Man erstaunte, daß einer die Wahrheit mit dem Geiste und in Worte faßte. Romanik deutsch, Gotik germanisch - dann kommt nur Nachäffung: Zuerst Renaissance, ganz Italienerthum, dann das hohle Barock, dann das zuckrige Rokoko, dann der Kleisterklassizismus, das Unwürdigste, was in Deutschland geschah.

Wir wissen jetzt die Namen all der Italiener und Franzosen, die in Deutschland bauten, nicht schlecht, aber italienisch und französisch! Stumpf betet der Spießher Dresden's erborgte Herrlichkeiten an. Warum auch sich deutsch anstrengen! Es ist schmachvoll, wie der Biertrichphilister seinen Mund voll

nimmt über Volkstum, wenn er aber noch heute zur einzigen Produktionshandlung seines Lebens, zum Bau seines Hauses kommt, dann baut er – italienisch oder denkt französisch und schmalzt im Mischmasch.

So ist es, so war es und so wird es sein. Das deutsche Dauergloßen auf Griechenland und Italien, an Ungebildetheit seinesgleichen suchend, der Maulpatriotismus wird genau so weiterblühen wie das geistige und körperliche Kriechen vor dem Fremden.

Jedenfalls hätte ich bei rein deutscher Innenkraft und Erlebniskraft allen Grund, der Weimarer Klassizistik gram zu sein. Darin hatten die Romantiker recht. Überhaupt hatten die Romantiker, abgesehen von ihrer lächerlichen Frömmelei, die Kirchenblutgier von Menschenmilde nicht zu unterscheiden verstanden, abgesehen von ihrem unheimlichen Augenverdrehen in vielem Recht. Das Ziel war gut; die Menschen waren Menschen. Sie alle sind oder werden vergessen. Goethe und Schiller bleiben als Symbole. Warum? Weil das Beste ihres Schaffens jenseits von ihrem Raisonnement stand.

II.

Wenn vieles in den Urteilen der großen Freunde schief ist, so liegt das an menschlichen Urteilen überhaupt, aber auch – und den Mut, das zu sagen, muß man aufbringen –, an der Enge ihres Blickes. Die Weite der Seele war von größter Ausmessung, aber die Begrenztheit des Blickes lag einfach in der Zeit. Ägypten war ganz unbekannt. Areta? Ebenso. Babylon, Assyrien – ebenso. Persien, Indien, Java, China – ebenso. Was kann dann ein Mensch über Religion sagen, der neben

dem Judentum und Christentum nicht Aegypten, Zarathustra, Buddha, die Bhagavadgita, die Veden, Laotse, den Sufismus, Ekkehart kennt? Was hat ein Mensch über Kunst zu reden, der nicht Aegypten, Kreta, den Islam, Persien, Indien, China, ja Amerika kennt? Maße aufzustellen waren ihnen nicht vergönnt. Ästhetik nur am Griechentum gemessen, ist kümmerlich. Über das Schöne als Maß konnte die damalige Zeit ebensowenig urteilen wie über Religion, da sie von der Weltkunst ebensowenig Ahnung hatte wie von der Weltreligion. Dieselbe Unkenntnis ist noch jetzt schuld an der Wirkung vieler sogenannter Kunstgelehrter, die Volksseele und Überblick lähmen.

Was kannten denn Goethe und Schiller? Nichts als Griechenland. Und auch das meist nur im Abklatsch. Von der Gotik wußten sie so gut wie nichts. Goethes Universalität war bei Licht besehen recht eng. Groß ist diese Universalität nur durch das Handeln, durch die Betätigung auf all den auseinanderliegenden Gebieten, durch den Willen zur Überschau, durch diese wunderbare fühle, wägende und wogende Betrachtung alles Lebendigen. Sie war Universalität der damaligen Zeit. Mehr konnte er eben gar nicht leisten.

Lehrer des Wissens sind diese Beiden mit dem kleinen Umkreis ihres Überblickes ganz gewiß nicht. Dafür aber sind sie Lehrer des Handelns. Sie wurden zu Symbolen wegen ihrer Richtung, wegen ihrer Art, wegen ihres Künstlertums. Und Künstlertum ist unabhängig vom Wissensgrad.

Als Weltweiser, d. h. als Beherrscher der Wissenschaft steht Goethe jetzt recht tief. Als Weiser, d. h. als Beherrscher des Wesentlichen, als Kenner der Menschenseele so hoch wie je: Unübertrefflich.

Und ebenso Schiller.

Und keiner sprach ein tieferes Wort über Gott wie Goethe, und über Religionsbekenntnis wie Schiller. Beider Worte sind so groß wie kühn.

12.

Warum wenden wir uns also zu diesen Symbolen? Warum lebt Goethe noch, obwohl ihn kaum zehntausend Deutsche kennen? Und Schiller, obwohl ihn kaum Hunderttausend kennen? Wegen der Skribenten? Ganz gewiß nicht. Sondern wegen der Richtung,

der Art,
des Künstlertums.

Die Richtung. Bei Beiden ist es eine und dieselbe. Nur der Weg ist anders, entgegengesetzt. Die Beiden haben das seinerzeit richtig erkannt, haben sich als Endtypen erkannt und sich deshalb nicht verkannt, sondern gefunden.

Man muß hier nur die Briefe lesen. Der Briefwechsel zwischen beiden Genies ist das schlechthin Größte, was eine Freundschaft an Spuren in der uns bekannten Literatur hinterlassen hat.

Es gibt überhaupt nur eine Richtung. Und diese heißt Bedingungslosigkeit. Es wäre schon schöner, wenn man sie Wahrheit nennen könnte. Aber Wahrheit gibt es nicht in der Erscheinungswelt. Das sehen wir ja in der Wissenschaft. Wo gibt es so bösen Kampf wie hier. Vorteilsberechner rühmen gar noch diesen Kampf; dem Weisen ist er ekelhaft.

Gäbe es eine Wissenschaft, so gäbe es keinen Streit. Wer kann über Mathematik streiten?

Der Weise weiß: Nur die Mathematik steht außer jeder Diskussion und nur der einzelne Fall. Im selben Augenblicke, wo nur zwei Fälle verknüpft werden, beginnt der Irrtum, denn dann beginnt der Verstand mit seiner Willkür. Nur Anschauung und Mathematik sind ohne Willkür. Alles andere ist mathematisch unrein.

Doch allein mit Mathematik und Anschauung gäbe es keine Wissenschaft, wie es keine Kunst gibt nur mit ihnen, und damit keine Kultur.

Das ist die Tragik und zugleich die Aufgabe. Wir wissen um die Willkür jeder Vernunftsverknüpfung und um die Willkür jeder Verstandesverknüpfung. Die zweite ist höher als die erste. Aber beide sind nötig, wenn aus Wissen Wissenschaft entstehen soll. Und beide sind gleich willkürlich. Unsere Instrumente zur Wissenschaft sind nicht zweiseitig, sondern hölzernen, Brücken, die man abbricht, wenn man am andern Ufer der gelösten Frage anlangt; Fährkähne, die nach gethanem Werk vermodern mögen.

Das ist der furchtbare Einblick. Sie haben Wirklichkeit, diese Fährkähne, denn sie tragen uns zu neuen Ufern. Aber sie erproben sich lediglich durch ihre Haltbarkeit, ihren Augenblickswert, ihren Fahrwert. Nur das Handeln, nur die handelnde Erreichung eines Zieles erweist die Brauchbarkeit des Fährkahns.

Die meisten sogenannten Wissenschaftler aber verwechseln das Ziel mit der Fährre, oder die Fahrt mit dem Ziel oder die Fahrt mit der Fährre.

Groß ist jeder in Kunst und Leben und Wissenschaft, wer den Fährkahn richtig zu bewerten weiß. Sicher ist nichts als Mathematik und der Einzelfall.

Führt uns dieser Exkurs zu Schiller? Ganz gewiß.

Das Ziel ist drüben.

Die Fähre ist notwendig für das Ziel.

Zwei Arten gibt es, sich die Fähre zu bauen. Denn jeder kann sich nur seine eigene Fähre bauen. Kein Mittler hilft.

Das alte Bild ist falsch vom Ausgehen von hier nach drüben oder von drüben nach hier. Denn wie komme ich denn nach drüben? Ich muß doch erst hinüber. Und fliegen kann keiner, ebensowenig schwimmen. Ein jeder braucht den Kahn.

Aber hier gibt es eben zwei Möglichkeiten. Die erste ist: ich suche mir am Ufer feste Stämme, binde sie mir zusammen und fahre auf stark gemachten Boot hinüber.

Oder aber ich stehe am Ufer, spähe nach dem andern Gestade, sehe dort das eine, und alles, was von dort die Wogen rückwärts an meinen Strand herübertreiben, sammle ich, füge es fest zusammen und setze so hinüber.

Hinübersetzen muß jeder, der hoch steht. Goethe setzte genau so hinüber wie Schiller. Der Große findet an diesem Ufer sein Genüge nicht. Nur der Ausgang seines Fährkahn ist ganz verschieden.

Und ist der Fährkahn gut, so macht man die Reise herüber und hinüber unzählige Male.

Schiller war ein rechter Mensch. Was meint ein Goethe mit solchem höchsten Lobspruch?

Zuerst wohl nichts anderes, als was Keller meint in seinem Schillerhymnus: „Ich steh euch fest.“ Euch und euren

Kindern und Kindeskindern, allen denen, die das Höchste des Wandels leisten wollen: „Meisterlich zu leben, wie sie denken.“

Erlösung ist Erkenntnis. Aber Erkenntnis erleben und - leben.

Erlebte Erkenntnis leben. Nicht als geborener Heiliger. Wild gar Schillers Jugendblut. Aber es gar von vorn- herein nach Freiheit. Und Freiheit ist das Letzte. Selbst im verzerrten Bild ist sie noch schön. Und wie konnte dieser welt- abgezogene Sprudelkopf sie malen! Selbst da regiert ihn seines Wissens großer Leuchtf Stern: Mathematik.

Eine wundervolle, vielverschlungene Rechnung ist das Leben Schillers. Alle falschen Behauptungen werden wettgemacht durch kühne Voraussetzungen. Dann kommt nach langen schweren Rechnungen der Beweis. Und die Aufgabe ist gelöst, ohne Rest, glatt, groß, kühn.

Man weiß, welchen Vulkan der Mann und Dichter in sich trug. Warum wurde dieser Vulkan Symbol? Weil er sich zu reinen Flammen reinigte und seine Lava nicht ein ausgebranntes Totenerdreich war, sondern Millionen Reimen neue Wohnstatt bot.

15.

Nun letzte Worte über Schiller. Er flog genau so hoch wie Goethe, sagt Strindberg. Mit Recht. Was stört es schließlich, wenn er in seinem Hochgesange, dem Ideal und dem Leben, wieder zum abgegriffenen griechischen Vergleiche greift - für die Dichtung ist es gleich. Sie ist so erhaben, wie wir höchstens vier bis fünf ihresgleichen in der Welt besitzen. Was willst du ihr vergleichen? Etwa ein Nedenlied, einen

Gang der Bhagavadgita, Liebe von Dschelaleddin Rumi und „Sagt es niemand“. Hast du den „Genius“ wirklich erlebt? Trotz des körnigen Hexameters ein Weltgedicht, klar, rein, mächtig. Ebenso das „Glück“ und der „Tanz“, die deutsch sind trotz des Nachäffens undeutscher Versmaße, deutsch groß wie „Hermann und Dorothea“ – Laß es doch einmal auf dich wirken, dieses Geniuslied, das alles sagt, was je mit Genius zusammenhing. Welch ein Ausklang!

Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir bindet:
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Der Freiheitsheld Schiller ist Bürger geworden, Bürger im vorbildlichen Sinn. Immer groß, am Teetisch wie im Gespräche mit dem größten Zeitgenossen. Immer im Vollbesitz seiner ganzen Kraft.

Als Wandelnder,
als Handelnder,
als Wirkender,
als Weisender.

Ist es nicht ein Verbrechen, über einen Mann die Nase rümpfen zu wollen, dessen Schädel ein Goethe besang und wie besang, dem Goethe seine edelsten Gefühle lieh, den ein Goethe vielleicht als den einzigen wirklich liebte, nach dessen Tode das Sprießen des Frühlings, das Schiller geweckt hatte, für immer um ihn erlosch – einen Mann, den Leute wie Keller und Hölderlin – diese Gegensätze – vergötterten, einen Mann, den die Idee des Volkes, das Volk als Idee mit ihrem Adelstitel des Symboles ehrte?

Narr, wer vom plätschernden Vers der Maria Stuart spricht. Narr, wer mit der Jungfrau rechnet. Wir wollen abwarten, wer länger leben wird: Shaw, der Greis; Schiller, der Mann. Ich gestehe es, mir ist der letzte Akt der Jungfrau gräulich; auch der von Maria Stuart. Schiller ist unbeschränkter Herr der Bühne, der unbeschränkteste von allen, die damals schrieben. Der größte Architekt von allen. Auch Shakespeare einbegriffen.

Ob er zur fürchterlichen aber so berechtigten, ach, so gerechten Menschenverachtung gekommen wäre, wie Shakespeare, geht uns nichts an. Aber Demetrius? Und schon Wallenstein? Der Wissende ist allezeit Verächter.

Der größte Bühnenarchitekt von allen. Ich sah es neu-lich erst im Tell. Aber nichts beweist es so sehr wie der an sich mißlungene Versuch der Braut.

Wohl dem, der solch Mißlingen hat! Was heißt Gelingen?

Schiller und Goethe sind Endnaturen. Unsere neue Psychologie hat das in neue Worte gekleidet. Es gibt eben zwei Menschentypen. In der Dichtung und im Geistesleben Deutschlands sind Goethe und Schiller ihre edelsten und höchsten Endpunkte. Der eine Typ kann wohl viel vom anderen haben oder aufnehmen, aber eine völlige Verschmelzung beider Typen in einer Person wird es leider niemals geben.

In der Trug- und Halbwissenschaft unserer Tage haben wir weder Goethe- noch Schillermenschen in höherer Ausprägung. Sie plätschert ja im seichten Gewässer des Spezialismus, wo

jeder einigermaßen Fleißige ohne irgendwelche Geistesgaben es zu etwas bringen kann. Die wenigen aber, die sich daraus zu erheben suchen, sind meistens Goethe-Naturen. Ich meine damit beileibe nicht, daß sie Goethes seien, sondern ich gebrauche die beiden Endmenschen nur als gültigste und verständlichste Symbole.

Wie gesagt, hat aber die Schiller-Natur genau dieselbe Berechtigung in Leben und Kunst und Wissenschaft wie die Goethe-Natur. In einer anders eingestellten Zeit wird der Weg der Schiller-Naturen wieder den heutigen Beifall des Goethe-Weges ablösen, obgleich auch dieser Weg heutzutage fast nur mit dem Munde begangen wird. Wer den Goethe-Weg mit den Füßen geht, wird mit Fußangeln bedacht oder mit Schmutz beworfen.

Schiller schrieb das stolze und richtige Wort:

„Man wird Goethe und mich, wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezifizieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealen Gattungsbegriff einander koordinieren.“

18.

Und warum wird Schiller jetzt so oft nicht vom Volk aber von den Schreiberseelen vergessen?

Wegen des „falschen Pathos“?

Können diese Leute darüber urteilen, an denen alles falsch ist und die die erhabenen Schauer des Pathos niemals fühlten?

Pathos heißt Leid.

„Niemand freute sich des Lebens,
der in seine Tiefen blickt . . .“

Woher die verabredete Gegenkehr?

Goethe gibt wie immer rechte Antwort:

„Das war ein rechter Mensch. Und so sollte man auch sein.“

Ja! Aber eben dieses ist höchst lästig. Ein Vorbild ist dem heutigen Gemächte das böseste der Bilder.

Und eben darum . . .



Ein Einsamer: Seydliß

Ich liebe gerade die, die im Schatten stehen, trotzdem sie alles Licht verdienten. Dieser stand nicht im Schatten, aber der Andere überstrahlte ihn, weil der Andere Despot war.

Ich meine diesmal Seydliß.

Friedrich II. ohne Seydliß wäre Friedrich ohne der Große. Alles Große, was Friedrich als Schlachtenlenker im Siebenjährigen Kriege schuf, war Seydliß.

Die wirklich genialen Schlachten Friedrichs liegen im Siebenjährigen Kriege und heißen - Seydliß.

Wenn Seydliß allein war, gewann er immer. Wenn Friedrich ihm dazwischenräsonnierte, klappten die Hacken zusammen.

Runersdorf war gewonnen. Da wurde Seydliß verwundet vom Schlachtfeld getragen. Friedrich war auf sich gestellt und - verlor fürchterlich. Hochkirch wäre Sieg gewesen, hätte Friedrich Seydliß gefolgt.

Ein feines, wenn auch nicht reines Problem.

Hat Friedrich dem General, der ihn an Feldherrngaben überragte, neidisch betrachtet? Aber Friedrich hatte ja so viel Anderes mehr als Feldherrngaben, daß er dem Andern diesen Ruhm, der wahrlich von allen Ruhmesarten ethisch am geringsten liegt, hätte gönnen können. Kriegsrühm ist leider der sichtbarste. Der große Rechtschaffer und Ordnungsschöpfer, der Weltblicker Napoleon wäre nicht noch jetzt der populärste Mann Europas, hätte er nicht die Schlachten gewonnen. Daß er, der blauäugige Langobarde, die Vereinigten Staaten Europas wollte, ist viel größer, aber gilt nicht.

Der Volksheld muß zuerst die Schlachten-Laufbahn erledigen.

Wo aber das Schlachtenheldentum anfängt, ja das - - Hast Du schon einmal vor der Mündung der Pistole gestanden? Ja? Du lächelst? Das Deutsche Recht verläßt den Rechtschaffenen wie jedes andere Recht. Und wo es richtet, ist es oft nicht recht. Gottlob, daß es Duellen gibt. Die einzige Möglichkeit, sich Recht zu schaffen. Der Rechtschaffene schafft sich sein Recht, er verläßt sich nicht, kann sich gar nicht rechtmäßig verlassen auf das geschaffene Recht. Vor 130 Jahren verbrannte man noch Hexen und wies juristisch nach, daß sie mit dem „Teufel“ verkehrt hatten.

Friedrich schaffte das ab. Aber Recht schuf auch Er nicht. Auch Er nicht, der seinen höchsten Staatsrechtsvertreter, als der in der Frankfurter Angelegenheit salbadernd und adelsstolz, anmaßend und eitel als Wahrer des Rechtes, des Menschenrechtes, aufspielen wollte, anschrte: „Halt Er sein Maul!“

Darauf schmiß Friedrich den anmaßenden Gemästeten hinaus, er, der abgemagerte Sichtgeplagte, und bestellte Coccesi.



Ja, ja. Friedrich schaffte, schuf. Aber was ist das Rätsel um Seydlitz? Ich bin wahrlich kein Verhimmeler der Kriegsherrlichkeit, trotzdem ich die persönliche Stütze auf die Pistole für das einzig Sichere halte gegen die Schurkerei der Stammesbrüder. Pistole gesichert, aber schußbereit. Es gibt kein Recht. Das einzige Leidliche liegt in der Öffnung der Pistole.



Und das scheute Seydliß weniger als irgendein anderer. Oft hatte er Zweikampf.

Gah Friedrich das überlegene Genie? Ja, sicherlich. Der ganze Kerl, der Seydliß, tollkühn sein Reiterstück, sein Sprengen von der Brücke herab war Todesritt. Todesmutig war der Mann, wenn er die Pfeife in die Luft werfend seinen Reitern voraussprengte. Ein Prachtkerl. Philosophisch sicherlich nur Note 5 zu begaben. Ethisch vielleicht nicht mehr als ein Feldherr. - Nun gut, es war ja sein Gewerbe. Ein Prachtkerl! Ein ganzer Mann!

Ich kann mir ihn denken, ihn, der das lebende Pferd in die tobenden Gluten jagte, wie er am Lager seines sterbenden Hundes weinte, wie er seine kranke Kaze streichelte, wie er ein Mäuschen aus der Mausefalle in seinen Schoß ent schlüpfen ließ. Wie er das Bein seines Hausstorches mit eigener Hand schiente und ein gelbes flaumiges Etwas, ein Entlein im Werden, der verzweifelten Hühnerstiefmutter zur rückbrachte. Das erzählt man von ihm, und Besseres gibt es nicht. Aber ich sehe ihn auch, wie er, der schöne Keimblütige, der körperliche Edelmann, Rasse reiner Zucht, dem stumpfen Diener die Reitpeitsche durchs Gesicht jagte, weil dieser ihm das Geschwür verschwiegen hatte, das der Rassehengst ohne zu klagen seit Wochen trug, ohne seinem Herrn, als sei er stolz auf den kühnsten Reiter Preußens, zu klagen, als habe er Angst, den tollkühnsten Reiter Brandenburgs nicht fürder tragen zu dürfen.

Rokoko. Seydliß in allem anders als sein Herr.

Rätsel.

War Friedrich neidisch?

Zum Teile ganz gewiß. Er fühlte den Überlegenen. Fried-

rich klein, zart, doch zäh, von Sicht gequält seit seinem fünf- undzwanzigsten Jahr. Immer gequält, immer in Schmerzen, dicke Knochen an den Gelenken, unelegant, oft gar unsauber. Nun Er! Ein Bild des Lebens. Groß, stattlich, tollkühn, edel, fein, immer elegant bis in die Zehenspitze, ein Freier, immer wie frisch vergoldet. Was hatte er diesem prachtvollen Sohn der Erde entgegenzustellen? Nichts, nur Genie. Aber das hatte der Andere auch. Und Größeres. Allerdings nur auf dem Schlachtfeld. Nun, Friedrichs Genie war höherer Geltung, edlerer Artung, wenngleich es niemals so hoch aufloderte wie das Napoleons, des Zwingherrn der Ordnung, des mathematischen Genies, des ungeheuren Ordnungsschaffers, des kühlen Edelrechners – solange sie ihm nicht mit Pulver und Kugel zu Leibe gingen. Des großen Unverstandenen.

Napoleon gewann seine Schlachten durch sich, Friedrich durch Seydlitz.

Friedrichs „glorreicher“ Sieg ist der von Roßbach. Friedrich war gar nicht dabei. Seydlitz gewann ihn allein. Danach sang man:

Und wenn der große Friedrich kommt
und klopft nur auf die Hosen . . .

Man hätte singen müssen:

Und wenn der große Seydlitz kommt . . .

Friedrichs Schlachtenruhm heißt Seydlitz.

Warum ist dieser Mann dem Volk ein Fremder? Ist das Tyrannenlaune oder Volkslaune? Oder ankert das etwa tiefer?

Zieten, Joachim Hans von, wurzelt noch jetzt im Volk. Ich weiß es. In meiner Heimat liegt Wustrau. Seydlitz

kennt keiner. Ganz kennzeichnend: Fontane besang Zieten und Seydlitz, das Gedicht über Seydlitz ist sogar besser. Aber das Volk singt nur das Gedicht: Joachim Hans von Zieten, Husarengeneral.

Niemals hört man das über Seydlitz.

Haßte Friedrich Seydlitz? Das wäre verständlich. Nicht vom Hohenzollernstandpunkt aus. Manch Bürgerlicher eines republikanischen Staates haßt die Genies seiner Mitbürger noch mehr als Fürsten.

Oder liegt es an Seydlitz selbst? Er, der um eine Kaze weinte? Er, den seine Kürassiere und Husaren vergötterten, weil er ganz anders war. Er, der stracks gegen die Fuchtelklinge Friedrichs und gegen die Roheit des preussischen Exercierens auftrat, der seine Reiter Menschen sein ließ, nicht verängstete Puppen wie die Grenadiere, die geschlagen und gestoßen wurden, die desertierten, wenn sie konnten.



Menschenrätsel

Friedrich berührte keine Frau seit seinem siebenundzwanzigsten Jahr. Er hatte nie ein Kind.

Friedrich verachtete die Frau, verlachte sie. Aber nicht aus falscher Richtung. Sie war ihm widerlich wie alles Geschlechtliche.

Man wettete im Anfang, ob er jemals mit seiner Frau bei einer öffentlichen Gelegenheit das kleinste Wörtchen wechselte.

Er tat es nie.

Die einfachsten Gesetze elementarster Höflichkeit der Königin gegenüber mißachtete er, weil er das Weib mißachtete.

Ein Furchtbares, Erötendes war um ihn, wenn er bei Frauen war.

Er haßte das Weib.

Und weinte um seine Hunde. Am meisten um seine Hündinnen.

Er brach ein Manöver ab, weil Alkmene, seine Lieblingshündin, starb. Er klagte und schluchzte. Wegen des Todes seiner Frau oder einer anderen Frau hätte er nicht einmal eine Tafelsitzung aufgehoben.

War Friedrich böse, wie Viele sagen, oder war er weise? Schwer zu sagen.

Doch Zieten liebte er. Der alte Wustrauer war häßlich wie ein Affe. Die Frauen verbargen sich im Gebüsch, wenn Zieten kam. So gräulich war er. Ihn liebte Friedrich. Und die Hunde. Sie schliefen ja mit ihm in einem Bett, die unbedingt verlässlichen.

Geydliß? War Gott. Strahlend, schön, bezwingend. Er brauchte nur zu winken -

Aber er winkte viel seltener, als man annimmt.



War es das?

Nein. Denn Geydliß konnte sie alle haben und hatte sie alle. Aber er hatte von seinem König etwas vom Ekel angenommen. Oder tat er nur so? Das wird die Weltgeschichte niemals klären.

Für den Dichter liegt das Problem ja auch ganz anders. Und es bleibt Problem. Trotz aller äußeren Anerkennung, trotz alles Tiftelns, trotz aller Psychotiftelei.

Tatsache ist: Geydliß war schön, kühn, lebensverachtend,

lebenspendend. Ein Held. Dabei mit Frauen nicht sonderlich behaftet. Nach den neuesten Forschungen das einzige gewaltige militärische Genie der friderizianischen Zeit. Ohne Seydliß kein Siebenjähriger Krieg. Seydliß rettete Kolín, der König war sonst verloren. Seydliß gewann Gotha und lachte Goubise aus der Stadt hinaus. Seydliß allein gewann Roßbach. Auf Seydliß' Scheitel allein fällt der Lorbeer Zorn-dorfs. Der Einzige, der vor Hochkirch warnte, soll Seydliß gewesen sein, ebenso wie er Kunersdorf nicht guthieß. Feldherrngenie in jeder Faser. Seydliß imponierte durch Haltung als Genesender in Berlin den Russen mehr, als alle Regimenter. Und die einzige Schlacht des Prinzen Heinrich, Freiberg - gewann der kaum genesene, noch halbfranke General von Seydliß.



Und dennoch lebt er nicht im Volk, wo so viel Nullen leben!
Friedrich ernannte ihn, den Jungen, zum General der Kavallerie in Schlesien. Dort starb er zweiundfünfzigjährig.
Friedrich lud ihn zu allen Festen, er kannte seinen Wert.
Und doch blieb eine Kühle um die Beiden.

Friedrich ließ ihm in Berlin ein Denkmal errichten, ganz aus Marmor.

Friedrich tat also alles.

An Friedrich fehlte es nach außen nicht.

Aber tat er es mit Herzlichkeit?

Irgend etwas steht zwischen Beiden.

Das Genie??

An Friedrich fehlte es vielleicht auch nicht nach innen.

Vielleicht lag alles doch an ihm, an Seydliß.

Genie, ohne Bedürfnis, sich herauszustellen. Oder Genie mit namenlosem Hochmut, daß auf die Andern verächtlich nieder sah. Sogar auf seinen König, der ihm seine Schlachten dankte. Ist es das?? Oder Abenteurerblut, das nicht zur Sättigung kam? Oder eine mächtige Kluft zwischen Bewußtsein und Unterbewußtsein. War dieser Strahlende ein Melancholiker?

Wohl niemand wird das klären.

Oder war es die geistige Kluft der Ungebildetheit? Zieten war neben Friedrich ungebildet.

Für den Dichter aber bleibt dieser, der für den Denker weder groß noch stark noch irgendwie bedeutend war, ein feines Rätsel, eine ungelöste Angelegenheit, wo Schönheit, Mannheit, Kraft, Verwegenheit, Genie ein seltsames Gewirke gibt.

Dieser einfache, schöne, strahlende, gütige Mensch ist für den Dichter ein größeres Rätsel als sein Herr, der schließlich alle Menschen haßte und verachtete.

Friedrich war Menschenverächter, vor allem Frauenverächter, Seydlitz war Lebensverächter. Ein gewaltiger Unterschied! Nur wem am Leben nichts gelegen ist, spielt mit dem Leben, wie es Seydlitz tat.

Was ist nun Seydlitz?

Nur keine Antwort aus den trüben Gründen, wo das sinnlich versündete Gesindel sucht nach dunkeln Falten!

Wo liegt die Lösung?

Oder gibt es keine?

Es gibt eine. Aber wir kennen sie nicht.

Die eigentliche Tragödie an Nietzsche ist nicht das Menschliche, was immer dafür ausgegeben wird. Nein, sie liegt tiefer. Es gibt kaum einen klareren Kopf in Erkenntnis der Mängel des Menschlichen. Überall, wo er einreißen möchte, ist er bewunderswert. Die ganze menschliche Erbärmlichkeit ebenso wie das erbarmungsvolle Gespinnst von Irrtum, Lüge, Selbstbetrug und Sehnsucht ist klar analysiert. Aber Nietzsche ist eine Tragödiendrilogie. Nehmen wir den ersten Teil als das Menschliche, das uns hier nicht weiter zu beschäftigen braucht, weil darüber gut und erschöpfend abgehandelt wurde. Der zweite Teil aber spielt in dem soeben Berührten. Denn bei all seiner mathematischen Klarheit unterlag sein ungeschulter Geist schon hier zwei verhängnisvollen Schwärmereien. Nichts ist tragischer, als wenn Einer die menschliche Schwärmerei oder Trügerei erkennt, sie mit der Leidenschaft des Erkenntnisuchers bekämpft und dann, um sich in diesem Kampf zu kräftigen, noch größere Schwärmereien zu Hilfe ruft. Es ist nicht anders, wie es oft in der Weltgeschichte geschieht: Um einen verhassten Feind im eigenen Lande los zu sein, den man nicht allein bezwingen kann, ruft man einen Mächtigen von jenseits der Grenze. Dieser verrichtet die gewünschte Arbeit, aber nimmt auch gleichzeitig die Herrschaft über die, die ihn gerufen haben. Oder aber, man vernichtet selbst den inneren Feind, kann sich indessen allein nicht halten und muß deshalb eine Macht von außen herbeirufen, die dann die Herrschaft langsamer oder schneller übernimmt.

Die beiden verhängnisvollen Schwärmereien, die diesen zweiten Teil des Dramas Nietzsche zur Tragödie machen,

die Träumereien, denen jeder Mutige und Leidenschaftliche zeitweilig nachhängt: Es gibt keine größere Leidenschaft als die des Erkenntnisfüchtigen. Erkenntnis ist die schmerzendste aller edeln Gächte. So hat sie Ruhestunden nötig, die auch vorübergehend von Träumen erfüllt sein können. Aber schlimm, wenn diese Träumereien zur Grundlage des Wachverhaltens werden. Das wurden sie aber für den zweiten Teil der Nietzsche-Trilogie, die das Einreißen oder der Sturm heißt, im Gegensatz zum ersten Teil, der „der Mensch“ heißt.

Denn erstens träumte er in dem mangelhaften Überblick seiner Zeit, daß er wirklich der Erste war, der die letzten Forderungen gegen Köhlerglauben, Afterteisheit, Aberwitz, Engstirnigkeit und Engherzigkeit gezogen hätte. Es gab viel größere Umwerter aller Werte vor ihm. Wir lernten sie wohl erst jetzt aus dem Orient kennen. Er selbst aber, wenn er sie kannte, verstand sie nicht. Kant hat er ganz bestimmt einfach nicht verstanden. Es ist das gar nicht so verwunderlich, da selbst größere (ich will nicht sagen Köpfe, aber) Menschen als Nietzsche ihn glatt im Tiefsten nicht verstanden haben.

Selbst beim Einreißen ist Nietzsche durchaus nicht originell. Sein Schönes, Mutiges, Förderndes und Forderndes liegt außerhalb seiner eigentlichen Arbeit. Es ist das, was seine Erholungs- oder Erschöpfungspausen füllt, die Stunden, die nicht unmittelbar mit seiner selbstgesteckten Aufgabe in Verbindung stehen.

Zu diesem ersten Wahn kommt der zweite: der Glaube, daß tatsächlich ein neues Zeitalter angebrochen sei. Hätte Nietzsche Einblick in die Geschichte Ägyptens gehabt wie wir, hätte er gewußt, daß viele seiner Hoffnungen dort vor Jahrtausenden erfüllt waren, während sie bei uns im allerweitesten Felde

liegen. Eine kleine Schar edler Freigeister träumte er zu einem führenden Heere hinauf, dem die Zukunft sicher war. Was würde er sagen, wenn er heutzutage lebte! Stumpfheit, Gängelerei, Köhlerglaube, dogmatische Unduldsamkeit und Ketzerverbrennung in der sogenannten Wissenschaft, persönliche Unfreiheit und Herdentriebe, Sehnsucht nach Knechtschaft, um nur nicht selbst über sich bestimmen zu brauchen, und wo noch das Glämmchen der Geistesfreiheit und Selbstbestimmung flackert, welch ein elendes Glackerfeuerlein ist das!

Nun, das ist nicht Niezsches Schuld. Seine Schuld hingegen ist es, daß er mit der Annäherung des klaren Denkers und Künders auftretend, sich so jämmerlich über das Menschengeschlecht täuschen konnte. Wer das tut, kann immer noch zu den Helden gehören – aber zu den Unbedingten und Notwendigsten gehört er nicht. Der Unbedingte kennt keine Träume oder behält sie für sich.



Die größte Tragödie entfaltet sich aber erst im dritten Teil. Sie heißt der Aufbau. Sie ist es, die den Biologen und Mediziner angeht, und um derentwillen ich dies schreibe. Um ihrerwillen sind Hunderte von Büchern geschrieben worden, völlig unnütze. Echt deutsch, diese Bücher. Anstatt zu fragen, ob der gewollte Aufbau überhaupt innerhalb der Naturmöglichkeit läge, nahm man den Niezschetraum ohne weiteres als Wahrheit, wie vorher den viel kleineren und unedleren Darwinraum und focht nun lustig in der Luft herum. Wenn der Deutsche etwas mit Verstand (in diesem Falle mit höchstem Verstand) vorgetragen hört, glaubt er unbedingt an dessen Existenz.

Erst im Bejahen liegt der Wert des Menschen. Was ist aber der Kern des ganzen Nietzsche'schen Strebens? Man kann es in die wenigen Worte zusammenfassen: „Die Entstehung des höheren Menschen und damit der höheren Kultur. Die Erhöhung des Typus Mensch. Wodurch? Durch Hochzüchtung der Einzelnen.“

Ein edles Programm; aber haltlose Schwärmerei. Was nützt da das Programm? Und wie bestechend! Die Biologie und Naturwissenschaft soll es ermöglichen, nicht mehr sogenannte Moralgesetze, deren Löcherigkeit und Erbärmlichkeit bewiesen zu haben zu Nietzsche's mutigsten und edelsten Leistungen zählt, nicht mehr Vorurteile und Knechtgesinnungen, aufgezwungene Hohlheiten und schiefblickende, triefängige Gesetze, die nur da sind, um die Besseren zu schrecken und die Hallunken zu decken, sondern - Naturgesetze.

Sehr richtig erkennt Nietzsche, daß nur der Einzelne von Wert ist, niemals die Masse. Der Einzelne unter Hunderttausend. Distanz des Genies von der Menge ist größer als der Abstand der Sonne von der Erde. Nur der Einzelne hat für die Menschheit Wert. So gilt es also, den Einzelnen zu züchten. Zum Züchten gehört Erziehung. Also richtige geistige Erziehung und körperliche Familienhochzüchtung.

Hier hat der Biologe einzusetzen. Und es gibt keinen besseren Biologen als den Mediziner, wie ich wiederholt mich mühte, darzutun. Mathematik heißt seine Lösung. Natürlich muß der Biologe, der hier urteilen will, universal gebildet sein. Und alles, worauf Nietzsche nach dem Urteil seiner Schwester „ungeheuern Wert legte“, ist ungeheure Schwärmgeisterei. Warum hat ihn nicht ein vernünftiger Mann an den Schultern gerüttelt und gesagt: Mann, lerne erst! Lerne

zu sehen! Lerne, was es zu wissen gibt! Frage erst nach der Voraussetzung und Möglichkeit! Träumen mit deinem Anspruch ist - zum mindesten verwegen. Ist unverantwortlich. Träume für Möglichkeiten auszugeben, ohne sich über die Möglichkeit zu unterrichten, ist wahnsinnig oder frevelhaft.



Hochzüchtung der Genies. Gewiß, ein guter Gedanke. Aber was nützen die besten Gedanken, wenn sie dumm sind, wenn sie das Leben und die Biologie als dumm stempelt? Man kann „ungeheuern Wert legen“ auf Träume, aber dafür bleiben Träume für die Menschheit eben Träume.

Schon ein klarer Blick auf die Fortpflanzung der Genies zeigt, daß sich Genie, also gerade das, was Nietzsche will, niemals fortpflanzt. Die Natur folgt nicht den hochgespannten Wünschen der Schwarmgeister, sondern den seit Jahrtausenden festgefügtten Bedingungen. Diese aber heißen: Der große Einzelne ist immer eine Ausnahme, eine Tat gegen die Menge, ein Unerhörtes, ein ungern Zugelassenes. Die Natur erlaubt ihm zwar zu leben, aber nicht als Herausgehobener sich fortzupflanzen. Die wahren Genies blieben kinderlos, oder zeugten genielose Kinder. Die Natur will nicht das Genie. Das Genie ist gegen den Naturlauf, ist etwas Abgetrohtes. Daher sein Unsegen, seine unsägliche innere Not. Höhnisch quittiert die Natur, die nur das Mittelmäßige will, das Herauspringen, genau wie die Menschheit. Gehe zurück und betrachte die großen Einsamen, selbst wenn sie mehrere Frauen hatten. Was sind die Sprossen der Hochgezüchteten? Soweit sie Sprossen hatten? An der Erziehung sind sie ganz gewiß nicht gescheitert, denn daran sind

ja ihre Erzeuger auch nicht gescheitert. Das Genie ist unzuchtbar, sagt die Biologie, klar und einfach.

Ja, nimmt man nur Herrenmenschen im Sinne Nietzsches – kein einziger hat sich fortgepflanzt. Die Allergrößten starben kinderlos.

Das ist Gesetz, ist Regel. Das fade Geschwätz vom Erbteil der Musik wird immer nur an Bach abgelesen. Was ist neben dem größten Musikgenie der Welt, neben Johann Sebastian Bach, sein splitttriger Sohn Friedemann und sein gut könnender Sohn Emanuel? Schatten. Genie heißt Erschöpfung. Die Natur kennt keine Hochentwicklung, sondern nur Wellenbewegung. Das muß man wissen, wenn man so gefährlich träumt.

Daß sich Talente in Familien forterben, ist allerdings nicht zu leugnen. Aber das Genie ist immer etwas völlig Unerwartetes. Lächerlich, wenn man Kant, Luther, Goethe familiär erklären will.

Und das Talent? Wenn man nachspürt, sind die vererbten Talente recht selten oder recht geringgradig. Man führt vor allem die Musik an. Aber gerade dort kann man zeigen, daß diese Fälle, wo das Talent (wohlgemerkt nur Talent und meist sogar nur ein recht geringes) sich nicht vererbt bei weitem häufiger sind als die andern. Musikalische Stämme, wie die Zigeuner, sprechen nicht dagegen.

Wie spinnt nun aber Nietzsche seinen erhabenen Traum von der Hochzuchtung des Einzelnen weiter? Denn bisher hat er ja höchstensfalls einen Wunsch ausgesprochen. Wo ist der Weg, diesen Wunsch zu verwirklichen?

Der Weg ist im Zarathustra beschrieben. Aber ist das ein Weg? Nein, ganz gewiß nicht. Er ist nichts weiter als das

Porträt des großen Einzelnen und die Art, wie er sich zu der Welt stellt; es ist das Porträt des von Schicksals Gnaden Geborenen, nicht das von Menschen Armut gezüchteten Großen. Tatsächlich glaubte Nietzsche (und das ist an und für sich ganz logisch, wenn er den „ungeheuern Wert auf die erbten guten Eigenschaften“ legt) durch die Erziehung zum Ziele zu kommen. „Mein Bruder legte stets besonderen Akzent auf eine strenge Erziehung“. Zuerst gehorchen, dann befehlen lernen, galt ihm als der Inbegriff der Erziehung.

Hier haben wir leider gleich zwei Schwarmgeistereien auf einmal. Zuerst die, daß man überhaupt einen Menschen erziehen könne. Und zweitens, daß die Früchte der Erziehung vererbbar seien. Durch diese zweite Schwarmgeisterie stellt er sich an die Spitze aller verschwärmten Erziehungsweltverbesserer. Denn auf solche lustige Höhe des ungezügelten Denkens traute sich kaum Einer.

Alle Erzieher meinen mit Erziehung die Veränderung des Charakters, der Anlage, medizinisch-biologisch gesprochen der Konstitution, ja, noch mehr, der Art. Allein zwischen einem Genie, einem klugen und einem dummen Menschen sind größere Unterschiede als zwischen drei verschiedenen Tierarten.

Die Frage ist, ob man das kann. Bei andern Lebewesen, bei Pflanze und Tier muß diese Frage unbedingt verneint werden. Für den Menschen ist sie von den klarsten Köpfen ebenfalls stets verneint worden, von den Schwärmern dagegen ist sie allezeit fanatisch bejaht.

Was man bei Tier und Pflanze kann, ist bessere oder schlechtere Bedingungen zu schaffen. Nicht mehr kann man auch beim Menschen. Gewiß, der Arzt kann unter großer Mühe die vorhandene Konstitution beeinflussen, das ist nicht

zu leugnen. Wir können eine schwache Körperkonstitution kräftigen und eine kräftige schädigen. Es ist das, was ich Konstitution zweiten Grades nenne. Die Konstitution ersten Grades aber, die ursprünglich besondere, dem Einzelnen gehörige Anlage, bleibt aber bestehen und gibt doch den Hauptausschlag theils auf die Einflüsse, theils auf die Art, wie der Körper im Falle drohender Gefahren oder geforderter Verrichtungen antwortet. Es ist ganz ausgeschlossen, durch noch so fein abgestufte Einflüsse alle Körper auch nur annähernd gleich zu machen. Schon die verschiedene Antwort, die die verschiedenen Körper auf ein und denselben Einfluß geben, zeigt eine in ganz bestimmte Richtung weisende Grundrichtung. Wenn man hundert verschiedene Konstitutionen nur annähernd gleichmachen wollte, müßte man hundert verschiedene Wege einschlagen, bei jedem einen andern. Das käme für eine „Erziehung“ schon gar nicht in Frage. Denn das kann Keiner. Außerdem ist es ein theoretisches Hirngespinnst. Denn auch für die reine Körperkonstitution kann das Keiner.

Praktisch können wir nur Sorge tragen, daß man soweit wie möglich die Schädigungen fernhält. Es muß überhaupt erst noch bewiesen werden, ob man eine Konstitution wirklich grundsätzlich verändern kann dadurch, daß man bestimmte heilsame Einflüsse auf sie einwirken läßt. Diese heilsamen Einflüsse brauchen ja nur eine vorübergehende Kräftigung, aber nicht eine grundsätzliche Änderung zu bedeuten. Oder sie wirken nicht anders, als daß sie die Schädigungen fernhalten. Ja, ich habe Grund zu glauben, daß dem so ist. Dagegen ist der dauernde Einfluß dauernder Schädigungen nicht zu leugnen, wenngleich auch hier die einzelne Grundkonstitution die jeweilig anders ausfallende Antwort bedingt.

Sind also bei der Körperkonstitution die Grenzen recht eng, so sind sie in der Geisteskonstitution noch viel enger. Gar Hochzüchtung! Vor zehntausend Jahren haben wir in Agypten eine Kultur gehabt, vor der wir uns wie die Bettler ausnehmen. Und dann lassen wir uns von Hochzüchtung vorfaseln! Wie das Genie die höchste Kraftleistung einer Familie ist, der naturnotwendig die Erschlaffung folgt, so muß jeder Kultur naturnotwendig der Niedergang folgen.

Doch bleiben wir beim Einzelnen. Aus einem Dummen ist niemals ein Kluger erzogen worden; aus einem Nichtmathematiker niemals ein Mathematiker; aus einem Unmusikalischen niemals ein Musikalischer.

Halt! sagst du. Ich gebe das zu, aber bleiben wir beim Plus, bei den Mathematikern und Musikalischen. Der Eine, unerzogen, bleibt nichts; der Andere, erzogen, wird ein Haendel.

Dieser Einwand sagt gar nichts. Erstens verschiebt er die Fragestellung durch Einseitigkeit. Denn die Hauptsache ist die, daß der Unmusikalische nicht zum Musikalischen erzogen werden kann. Und das andere ist nichts als eine Fiktion. Denn wenn wir zwei Konstitutionen von derselben Begabung hätten, zwei potentielle Haendels und dem einen die Möglichkeit zur Entfaltung geben, dem andern nicht, so hat das erstens mit „Erziehung“ nichts zu tun. Denn alle Erzieher verstehen darunter eben die Verwandlung des Unmusikalischen in einen Musikalischen. Entfaltungsmöglichkeit hat mit Erziehung (Hochzüchtung!) nichts zu tun. Um so weniger, wenn du logisch bist und zweitens folgendes überlegst: Ändert sich die Begabung der beiden potentiellen Haendel im geringsten dadurch, daß der Eine die Möglichkeit zum Komponisten findet, der Andere nicht? Welche verhängnisvolle Verwechslung von

Grundlage und Äußerung, von Inhärenz und Afzidenz? Wenn wirklich eine restlose Vererbung der geistigen Konstitution möglich wäre, würde der unbekannte Haendel seinem Sohn nicht genau die gleiche Begabung (Anlage) wiederum vererben, wie der bekannte? Und den beiden Söhnen könnte es dann umgekehrt gehen.

Man sollte endlich aufhören, unnütz zu phantasieren. Wir haben keine Zeit mehr dazu. Wie viele Wege sind vorgeschlagen! Alle wollten sie das Beste, alle waren es edle Schwärmer. Und jeder glaubte, sein Weg sei der rechte. Schon die Verschiedenheit der Wege muß den Klarsichtigen bedenklich stimmen. Bleibt man nur bei den unmittelbaren Vorgängern Nietzsches, ganz abgesehen von den Religions-systemen, wobei man immer wieder mit Trauer verneinen muß: Gibt es ein Religionsbekenntnis, das seine Bekenner wirklich besser gemacht hätte, als andere Menschen? Rousseau träumt von Höherzüchtung durch die Natur, Voltaire durch Aufklärung, Lavater und Basedow durch individuelle Religiosität, Herder durch individuelle Geistigkeit, Lessing durch Ethos, Schiller durch Kunst.

Im Grunde meinen alle dasselbe wie Nietzsche, nämlich Höherzüchtung. Erziehung und Züchtung sind ja desselben Stammes. Aber die Natur kennt keine Hochzüchtung. Die absoluten Werte der Menschheit sind nicht zu fördern. Weg mit den Phrasen und dem Geschwärme. Entfaltungsmöglichkeit der vorhandenen Anlage, das ist das einzige, was wir geben können.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetze, wonach du angetreten.

So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
und keine Kraft und keine Macht zerstückelt
geprägte Form, die lebend sich entwickelt.



Selbstverständlich kennt Nietzsche nicht nur die Erziehung durch Andere, sondern auch die Selbsterziehung. Hier aber ist er ganz unoriginell, es sei denn, daß das Idealbild des sich selbst Erziehenden anders bei ihm ausfällt, als bei Andern. Nun, das sind Ansichtssachen und insofern belanglos, als derjenige, der den einzig wahren Weg, den der Selbsterlösung gefunden hat, sich ein Ziel von keinem Menschen vorschreiben lassen braucht. Wollte Nietzsche das fordern, dann verfiere er dem lächerlichen Spiel, daß er die Priesterherrschaft stürzt, um sich selbst an dessen Stelle zu setzen. Wer den höchsten Weg geht, braucht weder Vermittlung noch Belehrung. Somit läuft eben auch Nietzsches Hauptmittel der „Hochzüchtung“ auf die „Erziehung“ hinaus, die wir erörterten, und die es nicht gibt, jedenfalls nicht in einer praktischen Wirkung, sondern nur im Traum.

Was Erfahrung und Beobachtung seit Jahrtausenden gelehrt, das hat auch die Biologie jüngst bestätigt und bis zum gewissen Grade erklärt. Gerade deswegen haben die besten Geister auf eine Änderung in der Stellung von Eltern und Kind gedrungen. Die Schule hat ja mit Erziehung nichts zu tun. Sie ist Vermittlerin des geforderten Wissens. Das ist nicht Erziehung. Die Erziehung fällt also in die Familie. Und daß sie hier anders werden muß, hat der „Zeitgeist“, wenn ich einmal dies vage Wort wagen darf, längst gefühlt.

Wir wissen, daß sich bei der Mischung von Vater- und

Mutterkeim nicht Vater- und Muttereigenschaften in verschiedener Mischung zu etwas Neuem aufbauen, sondern daß eine Mischung von Genen eintritt. Unter diesen Genen sind auch solche, die ein Besonderes bei Vater oder Mutter bilden, aber auch sehr viele andere. So erklärt es sich, daß in einer Familie, wo die Eltern klug und anständig sind, eines der Kinder klug, ein anderes dumm, eines mathematisch, eines unmathematisch, eines anständig, eines ein Lump ist. So erklärt es sich, daß Talente sprunghaft auftreten und daß, eines der größten Naturwunder, das menschliche Genie blitzartig, bald hier, bald dort, in der Arbeiterhütte, im Bauernhaus, in der Gattlerstube, in der Patrizierstube aufglüht.

So ergibt sich für die Eltern die Verpflichtung, die Kinder nicht schlangweg als ihre Leibeserben zu betrachten und zu benutzen, sondern sie als etwas Besonderes anzusehen und nicht das, was die Eltern wünschen, sondern das Eigene der Kinder zu erwecken und großzuziehen.

Vor allem aber zerschmettert die biologische Einsicht all die phantastischen Pläne einer Hochzüchtung durch geistige oder körperliche Mittel. Die Gene sind menschlicher Willkür völlig entzogen. Wir müssen eben überall kühl resignieren.

Und ebenso wie die körperliche und geistige Konstitution der Kinder trotz besten Willens der Willkür der zeugenden Eltern entzogen ist, ebenso die lebendige Entwicklung der geprägten Form, die eine völlig andere ist als die der Eltern. In beiden Fällen ist noch das Höchste, was wir können, die Fernhaltung von schädlichen Einflüssen, und in der Erziehung die Gewährung eines vornehmen Beispiels. An dem vornehmen Beispiel müssen sich die vornehmen Umgangsformen bilden.

Doch das führt in andere Gebiete. Worauf es mir heute ankam, ist die Zertrümmerung der Phantastereien angesichts der biologischen Wirklichkeit. Und von allen Schwärmern hat Nietzsche am gefährlichsten, weil am schönsten, phantasiert.

Phantasien gehören nicht in das wirkliche Leben mit seinen schwierigen Aufgaben, sondern höchstens in die Dichtkunst. Aber selbst in der Dichtkunst sind sie nicht nur entbehrlich, sondern, wenn man es sich ehrlich gesteht, lästig und überflüssig. Was einfach, schlicht und wahr ist, ist auch immer das Schönste.



Goethes Neujahrslied

Eine Paraphrase

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
schrittweis dem Blicke,
doch ungeschreckt
dringen wir vorwärts.

Und schwer und ferne
hängt eine Hülle
mit Ehrfurcht — Stille
ruhn oben die Sterne
und unten die Gräber.

Doch rufen von drüben
die Stimmen der Geister,
die Stimmen der Meister:
„Versäumt nicht zu üben
die Kräfte des Guten!“

Hier flechten sich Kronen
in ewiger Stille,
die sollten mit Fülle
die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen!

Im Masterpavillon.

Ende des Jahres. Er hatte fußend auf dem Nichts, allein auf sein Gehirn gestellt, Abrechnung gehalten. Heimatkultur, Heimatkunst, für die er sich viele Jahre opferte. Wie sagt Platon? „Die Besten und die Weisen müssen sich aus eigener Kraft dem widerstrebenden Staate zum Troß durchsetzen. Und da sie dem Staate nichts zu verdanken haben, sind sie ihm auch nicht das geringste schuldig.“

Ja, wahrlich, warum sich mühen! Wer sich selber müht,

braucht keine Staatshilfe, die ihm Ruhe schafft zur Arbeit. Der Staat unterstützt den, der sich nicht selber helfen mag. Hinab! -

Der schnellste Weg geht durch die Liebe, sagt sein Weib. Das sagst du nach. Wer sprach dir's vor? Wer mühte sich je darum?

Schau um dich! In Europa ging niemand je den Weg der Liebe. Europa lebt von Haß. Drum ist es auch nach kurzem Aufstieg so schnell verkommen, schau einmal um dich!

Du wirst den Alsterpavillon zum Maß der Mitbürger...

Gewiß nicht. Doch schließlich ist es überall wie hier. Tiefgreifend sind die Unterschiede nicht.

Dort der Kommiss, begeisterter Leser der Berliner. Jeder Anständige schimpft auf das Blatt - und liest es. Anstand ist ein Millionstel Bruchteil von ...

Gar dieser! Locking, aufgestuzt. Er will sich zeigen als Künstler. Glender Macher, lockiger Negertyp. Er ließe sich den Kopf rasieren, wenn er wirklich von Rasse etwas wüßte, wovon er täglich schreibt.

Da, jener mit der goldnen Brille. Ich kenn' auch ihn. Plump, gemein, paßig wie seine Pfoten sein dickes verquollenes Gesicht. Jeder Alzent gewöhnlich, dumm, aber gelehrt. So etwas wirkt, weil es fremd und gewöhnlich ist. Mein Feind. Natürlich. Ich möcht' ihn nicht zum Freunde haben.

Beim Anblick mancher Menschen möchte man sich waschen. Sieh gar die Hände. Ich beurteile die Art des Menschen nach den Händen. Sie geben sicherer Anhalt als die Augen. Wie wenig Hände gibt es! Das meiste sind Tazen, Pfoten, Pranken. Sieh, wie die Pranken in dem schmutzigen Spitzbart wühlen!

Da eine Mutter mit der bejahrten Tochter. Sie spricht kein Wort. Nur hin und wieder blißen die kalten, spitzigen Augen über die Männerwelt. Anklage. Warum habt ihr meine Tochter sitzen lassen? Spitzes höhnisches Lächeln.

Zwei junge Laffen, prahlerisch.

Ein Verhältnis, unverkennbar. Wenigstens ehrlich, wenn auch höchst albern im Benehmen.

Familientisch. Die Männer tragen die Wartestunden bis zum Skat mit Würde. Stumpfsinn in Würde bereitet sich Werk.

Familie. Es fällt kein Wort. Großvater raucht, der Vater raucht, der Enkel versucht zu rauchen. Kein Wort. Was sollte man auch sprechen? Selbst die zwei Frauen erstarren vor dem Stumpfsinn.

Ein Korpsstudent. Hochangesehen wegen der unverrückbaren Gesinnung. Sein Vater Superintendent. Er selber ward katholisch, weil ihn die reiche Erbin sonst nicht genommen hätte. Unverrückbare Gesinnung.

Musiker, gelangweilt: Kapellmeister verpflichtet zum Posieren.

Der Hotelleiter im Gut, aber krummbeinig.

Kellner im geistausfüllenden Beruf.

Ein Zeitungsleser. Und welche Zeitungen! Er schwört aufs . . .

Ein dicker Schimpfer.

Ein Tisch von Schimpfern. Als der Vorgesetzte hereintritt, tiefe Ehrerbietung. Der Vorgesetzte! Jurist. Die Platttheit an der Stirne angenagelt. Der schwere Stand des Ehrlichen hatte ihm noch nie eine unruhige Stunde gemacht.

Und diese soll man lieben??

Gar diesen dort, Kriegsdrückeberger. Gegen alle Kriegsteilnehmer von ausgesuchter Schädigkeit, gegen alle Kriegsbeschädigten voll ausgesuchten Hohnes. Eitel wie alle Häßlichen, tödlich neidisch den Nichtentstellten. Vampyrhaft, beherrscht er alle Vorgesetzten und stürzt Anständige ins Unglück. Ein notorischer Lügner.

Und diese soll man lieben??

Komm, wir haben noch einen Tag die Heidekate in der Heide in Miete. Zwar deutsche Brüder haben sie ausgeraubt. Aber, laß uns fliehen, einen Tag, um wieder zu gesunden! Diese hier soll man lieben? Nein! Aber auch sie hassen liegt nicht im großen Plane.

Komm drum, den Weg zu suchen!

Die Zukunft deckt
Schmerzen und Glücke
schrittwärts dem Blicke



Sie steigen aus in Schneverdingen. Abend. Unverdorbene Heide. Sie kannten jeden Schritt.

— — deckt Schmerzen und Glücke
schrittweis dem Blicke.

Nur die Sterne oben, aber norddeutsch, wolkenverhangen, hie und da einmal ein armes Leuchten.

Kein Lichtschein.

Einundeinehalbe Stunde Wanderung durch kniehohes altes Heidekraut, geliebtes, gesegnetes.

Heide. Weite Einsamkeit. Trost. Bestes ihrer Erdentage.

Dunkel der Weg. Sie stolpern. Was werden sie finden?

In zwei Tagen ist sie abgelaufen, die Pacht. Einsam liegt das Strohhaus mit dem Backsteinunterbau, eine Rauchkate, der Ziehbrunnen vor de Achterdör. Viel Frühlingsblumen hatten sie in den Garten gestreut. Dann kam der Krieg. Und dann die Volksgenossen, Schmutzfinke, Diebe, die alles plünderten.

Aber ein Unbestimmbares zog Mann und Frau. Sie waren traurig. Und doch voll herber Zuversicht.

Zulezt bargen sich alle Sterne hinter Wolkenwänden.

„Doch ungeschreckt dringen wir vorwärts.“



Sieh dort die Wolkenwand! Weit dehnt sich wie ein Feld die Heide. Ein Niesenbärenfell. Ein lebendes. Ein einsames. Menschenabschüttelndes, verachtendes.

Kraft schwingt um das kniehohe, violette Kraut. Farbzig selbst in der Nacht. Es lebt. Man ahnt die Farbe.

Die Einfachheit singt ihr erhabenes Lied. Die Einsamkeit hört zu. Die Einsamkeit gibt wunderbare Weisen.

Die Einfachheit fängt sie in keuschen Schalen auf.

Seitab liegt der alte Heidehof, der schon den Wehrwolf sah, der unzerstört blieb im Laufe wilder Zeiten. Wo bleibt er heut? Verhüllt.

Ferne hüllt die Wolkenwand.

Hernieder hängt's wie ein Bergendes, ein Schützendes.

Sie birgt, weil sie die Sucher kennt und schützen will, sie hüllt, weil sie das zu Verhüllende ehrfürchtig fürchtet.

Und schwer und ferne
hängt eine Hülle
mit Ehrfurcht. —

Ein Vogel schwebt unhörbaren Flügelschlags an ihnen vorüber, eine Eule, die vom Neste flog, in der Nacht zu suchen. Ein Schnelles flizt über den Weg, hinaus aus dem Wald, hinein in die bergende Heide. Ein Hase, aufgeschreckt vom Feinde?

Von Mord lebt Natur und Kreatur. Selbst das edelste Geschöpf der Schöpfung, die Pflanze, mordet. Sie erdrückt den Nachbar, den sie überwächst. Und dennoch!

Ein Hundebellen, fern aber deutlich in dem großen Schweigen. Wachruf für seine Herren, in deren Dienst er aufgeht, die seine Seele liebt, seine treue seine Hundeseele. Liebt bis in den Tod. Seine Seele, die so oft gekränkt wird und die dann in das traurige Bitten seiner Augen tritt, die sich in den Klageklängen seiner Stimme Luft macht.

Ja, dennoch! Weg ohne Liebe ist kein Weg. Ist Menschenliebe unausführbar in Europa - wieviele andere Leben gibt es noch zu lieben. Das Tier, die Pflanze. Freilich auch sie leben vom Mord. Doch ohne Arglist und schlaue niederträchtige Berechnung. Sie leben, wie die Natur befahl, wie Er befahl, der auch dabei war bei der Auseinandertretung, die die Menschen Schöpfung nennen. Er, der Notwendige, der andere Pol, notwendig im Augenblick der Auseinandertretung.

Weg ohne Liebe ist kein Weg. Da ist noch anderes, viel Höheres von höherem Leben lebend, Leben spendend, die Urgestalten, die Ideen. Schwer ist der Weg zu ihnen. Aber ihre höhere Liebe lohnt den Sucher herrlich. Von Tier und Pflanze geht der Weg aufwärts zu ihrer Ruhe.

Ruhe? Scheinbar Ruhe, süße Täuschung, wie das Grab und wie die Sterne. Die Gräber, auch ein Gegenstand der Liebe. Den Lebenden zu lieben (außer dem Kreise seiner Lieben)

ist unmöglich und Phrase. Aber den Toten im Grabe? Nein, nicht die Hülle, die im Grabe liegt, sondern das Ewiglebende, Auferstehende, das sich zu neuem Dienste rüstet, in neuem Dasein steht. Der Tod wandelt den Sterbenden zu neuem Dasein, das Grab wandelt den Gestorbenen bei den Menschen zu Idee, die Schlacken fallen. Das scheinbar liebebare Grab ist liebbar.

Und die Sterne? Sie ruhen nicht, sie wandeln ewig in fürchterlicher Unermeßlichkeit, gewaltige Symbole der Ideen, der ewig fern, die dennoch ewiges Licht auf unsere ewig dunkeln Wege streuen. Der Weg durchs Leben ist ein Nachtweg. Wohl, wenn die Wolkenwand zerreißt und fernes Licht aufs nächtliche Gefilde fällt!

Und wirklich, sie zerreißt auch heute Abend für einen Augenblick. Sirius flimmert, der Aldabaran blüht sein Zauberlicht, der Stier stürmt durch den Himmel, gebändigt von der Schönheit des Orion, der Löwe hebt sich majestätisch, der Bringer aller Kraft und Größe.

Nein, nicht so! Heute herrsche eine Weile die holde Täuschung, die Idee der Ruhe. -

Stille
ruhn oben die Sterne
und unten die Gräber.



Ruhe. Einsamkeit. Einsammeln. Zustrom.

Herrscht außen Ruhe, werden sie vernehmbar, all die inneren Stimmen, die zu der einen großen inneren Stimme drängen.

Kommen sie von innen? Oder von fernher?

Das Ohr lauscht in die Ferne, ungewohnt nach innen hinein zu lauschen, ungeübt. Und die innern Stimmen, sind sie nicht auch zugleich die fernern, ewigen? Sind sie nicht dasselbe wie die Allheit? Ja, eines und dasselbe. Und dieses Eine sind sie ganz. Das Ohr hat Recht, hinauszulauschen in die Alleinheit, es ist dasselbe, als lauschte es nach innen.

Sind es Werte, die sich formen? Oder nur Deutungen, Andeutungen? Es klingt wie Wissen, Meisterwissen.

Doch rufen von drüben
die Stimmen der Geister,
die Stimmen der Meister.



Von drüben, von innen. Eins und dasselbe. Das Schüler-
schwaßen ist verstummt. Der Meister spricht.

Spricht er von Liebe?

Nein! Von Übung und von Kraft erklingt es. Üben! Der
Zauberschlüssel oder der Wegweiser oder der Wegbereiter.
Dem Über beugt sich alles. „Und in der Stärke müssen wir
uns üben!“ Ein Schillertwort, das ihn stets packte. Man
spricht es immer falsch und legt den Ton auf Stärke. Dann
klingt es hohl. Betont man richtig, ist es hohe Weisheit. Sich
üben in der Stärke. Das ist es. Der Weg zum Edeln geht
durch eine Wüste, täglich begangen muß er werden, sonst ver-
weht er schnell. Das Edle, das Gute ist nicht, sondern wird.
Das Gute verlangt die höchsten Kräfte und verleiht sie auch.
„Die Kraft des Guten ist mein Halt“, sagte der Urier
Buddha, dessen Weg eine tägliche Übung fordert. „Und in

der Stärke müssen wir uns üben!" Dann werden wir stark und bleiben stark.

Versäumt nicht zu üben
die Kräfte des Guten!



Versäumt nicht! Das ist erste Mahnung in der Silvesternacht. Unten, außen Kampf mit sich selbst, Übung. Oben, innen ist ewige Stille: Gottheit, Alleinheit, wunderbarer Friede, Nicht-mehr-da-Sein, Ruhe, Ewigkeit, Unermeßlichkeit, das stille Stillesein, sagt Eckehart, das heilige Nichts ist Gottheit.

Die große Gleichung taucht ein in den Schoß der Menschheit: Das Unbewegliche bist du und bist es ganz.

Ewige Erkenntnis, Ewigkeiterkenntnis flicht sich in der ewigen Stille der Gottheit. Sie ist der Lohn des Tätigen.

Dort oben leuchtet die Krone hell am matten Sternbild Herkules. Erkenntnis ist die höchste Krone, die mit Erfüllung begnadet.

Wir gehen sicher durch die Nacht. Gibt es einen Lohn für die zum Guten Strebenden? Einen Lohn, wie für uns die sichere Kiste? Allerdings leer ist die Kiste und ausgeraubt. Aber sie steht noch und schützt vor Sturm. Und auch ein wärmend Feuer läßt sich noch in ihr entzünden. Gibt es einen andern Lohn? Nein. Erkenntnis, die vor dem Größten schützt in stiller Abgezogenheit, ist höchster Lohn, ist einziger Lohn.

Hier flechten sich Kronen
in ewiger Stille,
die sollen mit Fülle
die Tätigen lohnen.



Erreicht das Ziel. Ein Heidehügel mitten in noch undorbenener Heide. Ein Kiefernwäldchen hegt Eulen und Elstern und allerlei Gefier. Ein Wegweiser weist in blaches Feld. Unten am Hügel liegt die Kate. Gespenstisch reckt sich schräg der Gootballen in den Himmel. Ein Flüstern ringsumher, ein Nadelflüstern oder eines anderer Art. Oben auf dem Hügel liegt das Heidebauernhaus. Dort feiern sie jetzt, Mann, Frau, Kinder, der Schäfer, Knecht und Magd. Die Schnußhenherde schläft im Stall. So stark ist dieser Menschen-drang nach Alleinsein, daß diese beiden Gehöfte in weiter Einsamkeit, die Kate am Fuß und das Haus auf dem Hügel, sich nicht sehen und hören können. Dort trinkt man Punsch und singt. Kein Laut davon ist hier zu hören. Man merkt nichts von dem Nachbar, man weiß ihn nur.

Ein Telegramm hatte ihn benachrichtigt. Ein Feuer brennt in der Kate. Es spiegelt sich im schwarzen Edelruß. Statt der geraubten Möbel liegt in dem Schlafspind, das durch Schiebetüren von der Wand getrennt ist, eine Lage mit Stroh mit reinlichem Leinen bedeckt. Ein Tisch, zwei Stühle, Messer, Gabeln, Teller.

Sie packen die Konserven aus. Der Marsch hat sie ermüdet. Ein edler Wein aus Nierstein funkelt in dem einen plumpen Bauernglas. Man kennt einander und läßt sich allein.

Die Uhr rückt vor. Unheimlich glimmt das Feuer und wirft Schatten in die Diele. Es ist, als rege es sich in den leeren Ställen: Vergangenes, gewesenes Leben oder zukünftiges. Sie fassen sich an der Hand. Es schaudert sie Beide plötzlich. Ganz unvermutet kommt der Schauder. Wie es knackt und raschelt! Er will das Gespräch auf Rücksicht und auf Aus-sicht lenken, die Gedanken weigern sich, die vorgeschriebene

Bahn zu gehen. Fester fassen sich die Hände. Das Wort verstummt. Sie können nur noch lauschen, wortlos Abschied nehmen. Morgen gehört ihnen dieser Ruheplatz nicht mehr. Sich wortlos aneinanderlehnen mit den Seelen.

Was gibt es denn zu lauschen? Wie das ermüdet! Sie schließen die Tür und suchen die Stren. Aber kein Schlaf will fühlen. Die Einsamkeit, die Stille, die unheimliche Stille scheucht jeden Schlaf. Ja, wäre es nur still! Aber dies Knacken, Schleichen, Schlurfen, Rascheln! Was im Lärm der Stadtnacht verstummt, schwillt hier zum Lärme an. Ein Mausetritt wird zum schreckenden Geräusch, ein Vogelruf im Baum wirkt wie Alarm. So sind wir des Herrlichsten entwöhnt, der Einsamkeit. Sie liegen mit großen Augen. Das also ist die Stille! Wie sie hellhörig macht, hellichtig! Was herrschen dort für Schatten in der Stube? Was geht durch die verlassenen Ställe, anklagend, ruhelos? Sorge? Blut? Unverstandenes?

Über dem Lauschen werden Beide immer wacher, über dem fruchtlosen Lauschen. Wie fruchtbar waren die Wanderstunden hierher. Und der Erfolg? Bedrückung durch die Einsamkeit, die Mutter der großen Geburten? Unheimlichkeit.

Oder ist es das plötzliche Hören des eigenen Blutumlaufs? Wie man genau hört, wie man hören muß in der fruchtbaren - wunderbaren Stille! Ist es die Angst der Kreatur?

Die ... Angst ... der ...

Da: Tritte, Lichterschein von außen, flüsternde Stimmen.

Der Revolver blieb daheim. Nichts zur Verteidigung. Sie sahen sich an, plötzlich ganz klar. Mag es kommen. Schlaff sinken die Hände auf das Lager. Schön ist der Schritt des großen Wandlers.

Wie sie alles steigert, die Stille. Die Bilder wie die Empfindungen und - Kräfte.

Und siehe, es kommt. Aus rauhen, aber liedgewohnten Kehlen steigt es auf, ein feiner Alt klingt neben einem grellen Sopran. Es ist kein Meisterwerk, ist Menschenwerk:

Befiehl du deine Wege
und was dein Herze kränkt — — —

Paul Gerhards, des großen Dichters großes Lied! Hier tönt es in die Mitternacht. Und noch ein Vers:

Hoff, o du arme Seele,
hoff und sei unverzagt — — —

Dann gehen die Tritte langsam in die Ferne. Stille. Wie sie steigert, die Einsamkeit! Dem hartgemachten, kampfgeübten Manne, dem Menschenverächter trat etwas Tränenartiges in die Augen. Hoff, o du arme Seele!

Und dann verschwanden die Geräusche. Und dann kam er, der süße Tröster, des großen Bruders milder Ränder, der zum gestärkten Erwachen führt.

Und dann kam als das erste Erinnern an das seltsame Erleben in der Silvesternacht die letzte Zeile des Liedes, das sie bis hierher geleitet hatte. Es klang wie ein Befehlsruf durch die Morgenstille:

Wir heißen euch hoffen!



Wenn immer das Wort anklingt, so klingt es begrenzt, begrenzt in der Sache, wie in der Person. In der Person reißt sich vor dem innersten Gedanken, wenigstens im Westen und im Osten, eine gigantische Gestalt auf: Einer, dem auch der Feind seine Anerkennung nicht versagen kann, ebenso, wie er dem Freunde oft unheimlich erscheinen muß, die gewaltigste Verpersönlichung nordischen Mythos; einer der aus Urzeiten heraus das Leben seines Volkes umgestaltet wie nie ein anderer. Ein ganz Männlicher, ein Streitgerüsteter, der als Einzelner den Kampf gegen die Welt aufnahm und ihn gewann: Martin Luther. Beschränkt aber bleibt auch der Begriff der Sache. Gar zu leicht möchte der Mensch einen Unterschied machen zwischen Reformation als einer Umwandlung und Revolution als einer Neuschöpfung. Es gibt aber in diesem Sinne keine Revolution. Irgendwie sind es doch nur Umwandlungen. Selbst die letzte große, die wir in Rußland miterleben. Die Grenze zwischen Reformation und Revolution ist fließend; man könnte sie höchstens dem Erfolge nach bestimmen, aber das läuft auf Wortklaubereien hinaus. Hauptsache ist: jeder Mensch, der strebt, schafft, wünscht und arbeitet, steht unwillkürlich immer auf Seite des Reformators. Der Reformator ist eine notwendige Erscheinungsform des Lebens. Leben heißt Werden und Wandeln; ohne Reformation kein weltgeschichtliches Leben.

Und so hat es durch alle Zeiten immer wieder gewaltige Reformatoren gegeben. Wenn man auch nicht an die Fortentwicklung der Menschheit glaubt, sondern alles als einen Wellengang ansieht, so sind eben im Werden einer einzelnen

Kultur immer ein Wellenberg und zwei Wellentäler vorhanden. Manchmal auch nur ein Wellenberg am Anfang, der dann zum Wellental abebbt. Dann ist die Reformation im Anfang, und im Anfang ist die Größe, und alle Anfangsreformationen haben deshalb auch immer die stärkste Stoßkraft, die gewaltigste Auswirkung.

Reformation setzt immer Einer, nicht zwei durch, der Geist. Aber nach dem Gesetz der Polarität, die alles Leben beherrscht, ist diese leider nötig. Trotzdem soll man ja gerade die Luthersche Reformation nicht einseitig sehen. Man pflegt so gern die Gegenreaktion der katholischen Kirche als Gegenreformation zu bezeichnen. Das ist aber gründlich falsch gesehen. Denn nur zum Teil kam es der katholischen Kirche darauf an, den Protestantismus zu beseitigen. Das ihr das niemals gelingen wird, weiß sie genau so gut wie der Protestantismus. Der viel wesentlichere Bestandteil der sogenannten Gegenreformation war eine wirkliche echte Vorreformation der katholischen Kirche, die sich ihrer Fehler bewußt geworden war und nun streng mit sich selbst und ihren Gliedern ins Gericht ging, und sich dadurch wieder auf die gewünschte Höhe hob.

Man kann ruhig von zwei Reformationen, einer protestantischen und einer katholischen, sprechen und damit der Spannung die Spitze nehmen.

Alle Wellenhöhen in einer Kulturperiode sind auf Reformation zurückzuführen. Die erste große Reformation können wir nicht verfolgen, weil uns die Unterlagen fehlen. Ich meine die Entstehung der ägyptischen Kunst, 6000 Jahre v. Chr. Dann aber erschien, als Held in der Geschichte strahlend, einer der vornehmsten Reformatoren, Schematon, das Religionsgenie auf dem Königsthron. Aber auch er zeigte

sofort die beiden Grundlagen jeder Reformation. Er wagte es, den ganzen ägyptischen Götterhimmel umzustürzen. Seine Soldaten meißelten jeden Götternamen, der in Tempelwände eingegraben war, heraus; ja, selbst wo in den Namen der Pharaonen ein Gott mitspielte, wurden sie entfernt. Die Götterwelt war gestürzt, an ihrer Stelle erhob sich das Höchste, was Menschengestalt ersinnen kann, nicht der Eingott, sondern die Gotteinheit. Zu ihrem Symbole wurde die Sonnenscheibe gemacht, aber nur zum Symbol. Denn in allen Variationen lehrt es wieder, daß diese letzte Einheit namenlos und undarstellbar ist.

Ist diese mit gewaltigem Mut und diplomatischer Kraft unternommene Tat neu? Nein. Denn auch hier hat die Geschichte gezeigt, daß in bestimmten Tempeln schon ähnliche Anschauungen herrschten, nur daß der Reformator den persönlichen Mut aufbrachte. Man sagt allermest dazu, daß die Zeit weit geworden war. Aber daran glaube ich nicht; denn es kommt immer nur auf den Einzelnen an. Ich sage, daß der Reformator den persönlichen Mut aufbrachte, diese Geheimnisse des letzten Wissens vor der ganzen damaligen Kulturwelt zu proklamieren.

Und was wurde daraus! Scheinbar verlief die Reformation im Sande. Die Priesterherrschaft führte die alten Götter wieder ein. Echnatons Gebeine wurden verbrannt; Tut-anch-Amun, ein wesenloser Stümper, wurde mit höchsten Ehren beigesetzt. Und dennoch, diese gewaltige Idee hat weitergelebt und lebt weiter. Sie hat im offiziellen Judentum, in der Geheimlehre, einseitig völlig Wurzeln geschlagen; sie ist der Kern der indischen Religiosität geworden, und sie hat im Christentum eine der höchsten Erscheinungen christlichen und

vor allem deutschen Geistes hervorgebracht, die Zeit, an deren Schwelle das größte deutsche Religionsgenie steht: Meister Eckehart, auch ein Reformator ersten Ranges.

Reformationen brauchen nicht immer sofort ihre Früchte zu tragen. Aber Frucht tragen sie immer, so oder so.

Ein Reformator gewaltigsten Ausmaßes war der indische Königssohn Gautama Buddha. Auch er schöpfte nicht aus sich selbst. Ohne die tiefsten Geheimnisse der Veden wäre er nicht denkbar. Und die Verbindungslinie, die er selber schroff abbrach, ist für uns gerade von ungeheurem ethischen, religiösen Wert. Bei ihm gelingt zu seiner Lebzeit, was keinem Reformator gelang, eine völlige Eroberung seiner Welt. Dann aber wird seine Lehre gerade aus seinem Vaterlande wieder verdrängt, und der alte Hinduismus, der sich inzwischen ebenfalls selbst reformiert hatte, wirkte wieder. Aber auf fremden Boden verpflanzt, wirkte diese Reformation weiter und wird bis in alle Zeiten weiter wirken und wird, wie schon jetzt, die meisten Anhänger von allen Religionen zählen.

Aus völliger Lebensverneinung heraus entspringt hier eine Religion, die allerdings die größte Bejahung fordert, aber die Bejahung des Metaphysischen.

Auch Mohammed ist Reformator. Philosophisch ein völliger Gegensatz zu dem tiefdenkenden, die letzten Geheimnisse durchdringenden Buddha. Ein Mann der Tat und der klaren Erkenntnis, mit klarer Einsicht in die Psyche seiner Völker.

Vom Christentum will ich heute nicht sprechen, um nicht gegenteilige Meinungen aufzuregen. Denn es handelt sich um eine Stunde der Erbauung und nicht des Streites. Aber mag sich jeder seine Gedanken darüber selber machen. Daß im Christentum die Luthersche Reformation und die darauf ein-

setzende katholische Selbstreinigung nicht die erste Umwälzung war, sagte ich schon. Eckehart und seine Nachfolger hatten im höchsten Sinne Deutschland aufgewühlt und die deutsche Seele so weit und groß gefaßt wie nie jemals zuvor. Auch sie hatten scheinbar verloren. Wenn man aber die beiden ersten Schriften des Reformators Luther liest, so fühlt man, wie dieses tiefe Leben überall pulst. Und Jacob Böhme ist schließlich nichts weiter als ein Höhepunkt in der Fortsetzung.

Die größte germanische Reformation einheitlichen Charakters aber liegt woanders.

Es ist der Augenblick, wo im Norden Frankreichs, im normannisch-germanischen Gebiet plötzlich ganz sicherlich in einem der Spitzbogen, nicht als solcher, sondern in seiner Verwendung als Gewölbe-Bildner die Gotik aufblüht. Ein ungeheures Leben beginnt. Das Romantische wird niedergeworfen oder überbaut. Überall steigen die Siegesfanale des ewigkeitsbewußten Geistes in die Höhe. Überall werfen die hymnischen Raskaden die Segnungen ewigkeitschwerer Wölbungen auf die empfängnisbereite Menschenseele herunter. Nirgends war Reformation so groß und einheitlich und eigen wie damals, als die Gotik ihre himmlisch-irdischen Triumphgesänge durch die Lande trug.

Abgewandelt im einzelnen, je nach der Landschaft, erscheint sie am schönsten und größten und eigensten in Nordgermanien, in der erdsichern und erdüberwindenden Kraft der Backsteingotik. Hier war Reformation aus des Volkes Innerstem heraus, aus seiner Seele. Und es ist bezeichnend, daß diese zusammenfiel mit der Zeit der Eckehartischen Predigt.

Nirgends ist das Tauchzen einer Reformation so gewaltig zum Ausbruch gekommen wie in dieser Zeit. Wie ganz anders

die Renaissance, als es galt, das Deutschtum zu verdrängen und an Stelle deutscher Kraft und Eigenart italienische Ge-
setze und später französische der deutschen Seele aufzuzwingen.
Für die beiden andern Länder war auch diese Reformation,
wenn auch nicht in dem großen Sinne; Renaissance ist ein
bedeutungsvolles Wort im Gegensatz zur Reformation.

Wie Echnaton, so war auch Akbar auf dem Königsthron
ein Religionsreformer. Hatte er doch dieselbe Lehre, die sich
letzten Endes wieder mit der Ekklesiastik deckt. Scheinbar unter-
lag auch er. Aber von wirklichem Unterliegen ist keine Rede.
Denn immer wieder drang die Gotteinkörperlehre in irgend-
einer Gestalt reformatorisch zum Lichte. Und gerade dadurch,
daß eben letzte Ideen immer wieder beim Abklang eines Volkes
im Aufstieg eines andern zur Geltung kommen, manchmal auch
im eigenen Aufstieg sich wiederholen, dadurch erhält sich das
Leben vielseitig und lebenswert.

So denke man sich in einer stillen Stunde einmal alle die
großen Reformatoren, wohl auch die politischen, und man
wird ihnen gerechter werden, wenn man sie mit tieferem Sinne
nachbetrachtet, wie eine bestimmte Einstellung es manchmal
verhindert.

Ich weise zum Schluß nur noch auf die Reformation des
Judentums hin, die bedeutungsvoll nicht in Palästina selbst,
sondern in der Verbannung erfolgte, unter dem Druck des
Leidens, als Esra und Nehemia den neuen Gottesstaat in
Palästina gründeten.

Leiden, Widersprüche, das sind immer notwendige Bedin-
gungen jeder Reformation, wie sie schließlich die notwendigen
Bedingungen jedes Bewußtseins sind. Überall entspringt aus
Widerstand, aus dem Leiden, das höchste Schaffen.

Reformatoren gehören ohne weiteres dem Heldentypus an. Ein Reformator ist nicht denkbar, wenn er nicht ein Held ist.

Aber wenn wir in die kosmische Schau aufsteigen, so sehen wir auch Reformationen, und zwar die allergewaltigsten im Anorganischen. Urnebel wallen im Weltenraum, sie verdichten sich, Weltkörper schnüren sich ab und sausen durch Sternjahrmillionen in gegebener Bahn umeinander und durcheinander. Eine gewaltige Reformation, wo der Stern sich aus dem Urweltnebel löst, wo das erste Leben auf einem andern aufzittert, wo der andere in Sternjahrmillionen in seine Sonne zurückfällt und zerfliehet, wo die Sonnenwelten wieder in höhere Sonnen zerfallen und zerfliegen und aus den einzelnen Sternen wieder Urweltnebelreformation wird. Und wieder Sternjahrmillionen und die neue Sternreformation beginnt, und die neuen Welten werden.

Werden, das ist es, in diesem Worte wollen wir Abschied nehmen von der Betrachtung der Reformation. Sie ist ein Notwendiges des Werdens, des ewigen Werdens und damit des ewigen Lebens und damit etwas Ewiges, etwas Bewundernswertes und wenn auch nicht Endgültiges, so doch alle Zeit für sich Gültiges.



Die beiden Grundrichtungen der Kunst

Die Zwiespältigkeit des menschlichen Wesens hat auch in der Kunst zwei Grundrichtungen gezeitigt, die sich völlig entgegengesetzt sind, die niemals in gegenseitigem Verstehen nebeneinander bestehen können. Um sich über sie zu verständigen, bedient man sich der verschiedensten Ausdrücke. Sie alle sind aber mehr oder weniger irreführend oder unverständlich. Und doch prägt man immer wieder neue Worte und folgt dabei bewußt oder unbewußt der durchaus richtigen Empfindung, daß ein treffendes Wort besser, weil anschaulicher ist, als lange und lästige Erklärungen.

Die Bücher, die neuerdings über Impressionismus und Expressionismus geschrieben sind, beweisen allein schon, daß die Worte schlecht gewählt sind. Abgesehen davon, daß sie nicht allgemein verständlich sind, sind sie auch nicht erschöpfend genug. Denn sie sind nur von einer Seite abgezogen, sogar von einer recht äußerlichen. Ein Werturteil erlauben sie gar nicht. Und auf ein Werturteil kommt es ganz besonders an. Denn ebensowenig, wie sich die beiden Seiten des Menschen ebenbürtig gegenüberstehen, so sind auch die beiden Kunstrichtungen durchaus nicht gleichwertig, mag auch in grobeingestellten Zeitaltern die gröbere dieser Richtungen noch so sehr herrschen und die andere ganz vom Plane verdrängen. Der Geschmack des Zeitalters besagt an sich gar nichts. Sonst müßte ja auch nach dem Geschmacke unserer Zeit der Mamonismus die edelste menschliche Betätigung sein.

Sagt man statt „Impressionismus“ und „Expressionismus“ „Klassik“ und „Gotik“, so ist es immer gefährlich, einen Teil, an den sich scharf umrissene Vorstellungen heften,

fürs Ganze zu setzen, abgesehen davon, daß die Wertunterschiede in beiden Worten umgekehrt sind.

Daß Erscheinungskunst und Ideenkunst, Realistik und Idealistik, unzulänglich sind, erkannte man längst. Daher griff man ja gerade nach Bezeichnungen wie Im- und Expressionismus. Schafft doch beispielsweise die Klassik, die reine Realistik ist, realistische Idealtypen, während die reine Ideenkunst der Gotik und Ägyptik mit den vollendetsten naturgetreuen Darstellungen arbeitet, die je geschaffen wurden.

Sagen wir Diesseitskunst und Jenseitskunst, so trifft das den Kern schon eher. Und doch! Mit dem Worte „jenseits“ verbinden sich vielfach plumpe oder mystische Vorstellungen, die das Jenseits eigentlich zum Diesseits umbiegen. Und nimmt man es in seiner wahren Bedeutung: jenseits der menschlichen Wahrnehmbarkeit, so führt es insofern irre, als dieses Reich im Diesseits rein niemals darstellbar ist. Im Grunde ist alle Kunst Diesseitskunst, nur daß sich die eine aufs Diesseits beschränkt, die andere mit den Mitteln des Diesseits auch etwas vom Jenseits begreiflich zu machen versucht, wobei es in der Natur der Sache liegt, daß sie das Jenseitige nie rein darzustellen vermag.

Kunst mit Zeitlichkeitsgehalt und Kunst mit Ewigkeitsgehalt ist besser, aber nicht schlagend genug. Und außerdem wieder dieselbe Irrtumsmöglichkeit. Jede Kunst ist notwendig an Zeit und Stoff gebunden: je weniger, desto höher ist sie, wie die Musik. Und Ewigkeit läßt sich mit Zeit und Stoff nicht erschöpfen.

Der Eingeweihte, d. h. der es fühlt, weiß sich natürlich mit all diesen Ausdrücken zu verständigen. Aber nur wenige Künstler oder gar Kunstgelehrte sind solche Eingeweihten.

Und die übrigen mißverstehen sich je nach dem Grade ihrer Begabung fast regelmäßig.

Exoterisch und esoterisch träfe den Kern gut, aber erstens sind es mißzuverstehende Fremdworte, und zweitens haben sie einen unangenehmen okkultistischen Beiklang.

Ich finde deshalb, daß Grobstoffkunst und Feinstoffkunst am besten zutreffen. Sie passen auf alle Gebiete, und im Namen liegt auch schon das notwendige Werturteil. Die Unterarten ergeben sich von selbst.

Unser erkennbares Teil, das Erscheinungs-Ich, das ein Schein-Ich ist, gehört in die Grobstoffkunst. Beherbergt das an sich unerkennbare Teil neben einem feinstofflichen noch ein ganz unstoffliches, das wahre Wesen oder das wahre Ich, so kann Kunst als an den Stoff gebunden, das Unstoffliche schlechterdings nicht darstellen. Wie es jedoch aus seinen Äußerungen erkannt wird, so kann es auch auf Umwegen dargestellt werden.

Will ich z. B. einen heiligen Menschen darstellen, so ist ein naturgetreuer Akt ebenso geschmacklos wie die natürliche, irdische Lieblichkeit der Renaissance-Madonnen. Der Begriff der feinstofflichen Heiligkeit verlangt besondere Ausdrucksmittel, deren nur ein Künstler fähig ist, der sich selber feinstofflich geläutert, d. h. vom Ich befreit hat. In der Blütezeit des Grobstoffs, der Renaissance, wo das Evangelium der Ichsucht brutal gepredigt wurde, war ein solcher Künstler unmöglich.

Gotik, Ägyptik, Iranik sind hohe Blüten der Feinstoffkunst, Klassik ist die Blüte der Grobstoffkunst. Barock nimmt eine Zwitterstellung ein. Ist es grobe Feinstoffkunst oder feine Grobstoffkunst?

Impressionismus ist Grobstoffkunst, Expressionismus erstrebt Feinstoffkunst, wenn auch die Ausführung zumeist noch unzulänglich und versuchsartig ist, und wenn sich auch manche Richtung darin eingeschlichen hat, die nichts anderes ist als verkappte Grobstoffkunst.

Die höchste Höhe der Feinstoffkunst ist Beethoven in seinen letzten Jahren. Das äußerste Ende talentierter Grobstoffkunst ist Ibsen, das Seitenstück zu Nietzsche, der die Austerweisheit des Grobstoffs mit talentierter, aber unsagbar beschränkter Brutalität vernehmbar genug verkündet hat.



„Zwiespältig ist der Mensch, ein Bürger zweier Welten.“ Der eine Teil an ihm ist stofflich, der andere unstofflich. Das Stoffliche ist teils unmittelbar wahrnehmbar als Welt des Grobstoffs, teils nur mittelbar wahrnehmbar als Welt des Feinstoffs. Der Feinstoff bringt uns mit höheren Welten in Zusammenhang, oder sagen wir besser mit höheren Zuständen und führt auf Umwegen hinaus über die Welt der Erscheinungen. An seinen Äußerungen ist er zu erkennen. Und seine höchsten Äußerungen sind Ethik und Erkenntnis. Der wahre Wesenskern in uns als unser zweiter Teil liegt jenseits jeder Stofflichkeit und Wahrnehmbarkeit. Je mehr vom Grobstoff frei, um so reiner der Feinstoff, um so edler seine Kräfte, um so höher seine Äußerungen, um so geeigneter als Mittel und Instrument des wahren Wesens, das sich läutern, das sich lösen will.

Pflege des Feinstoffs und damit des wahren Wesens - eine schwere Pflege - führt zur Heiligung (Ausgang: Erlösung), Pflege des Grobstoffs zu Genuß und Sinnentaukel (Ausgang: Leiden). Pflege des Feinstoffs ist Kultur, Pflege des Grobstoffs ist Zivilisation.

Die Erkenntnis, daß wir an Kultur verloren und an Zivilisation gewonnen haben, beleuchtet auch zugleich den üblen Wert dieses Gewinnstes. Denn um so stärker sind die schlimmen Bande der Grobstofflichkeit.

Zwischen Kultur und Zivilisation muß also ein ständiger Kampf bestehen, gleichen sie sich einmal aus, so kann es nur auf Kosten der Kultur geschehen. Beide Worte bezeichnen ja Allgemeinzustände. Somit ist Kultur etwas sehr

Zartes und Zerbrechliches, Zivilisation dagegen kann, wie das Beispiel zeigt, sehr dauerhaft sein und ein Dauerzustand werden. Sind bei einem Volke erst einmal so viele Zivilisationselemente eingedrungen, daß sie die Oberhand gewonnen haben, so muß es mit der Kultur vorbei sein. Da die Allgemeinheit niemals ganz vom Grobstoff loskommen kann, so kann es eine Kultur vollkommener Art, die einer allgemeinen Heiligkeit nahe käme, niemals geben, eine in ihrer Art vollkommene Zivilisation dagegen ist begreiflicherweise sehr wohl möglich. Somit können beide Richtungen gleichzeitig kaum jemals herrschen. Durch Zivilisationselemente wird die Kultur ständig bedroht, und es ist nur eine Frage der Zeit, wie lange ein Kulturvolk stark genug ist, sich dagegen zu wehren. Umgekehrt wird die Zivilisation durch Kulturelemente in ihrem Bestande wenig bedroht. So finden wir denn auch den Wellengang sich bei einem Volke so vollziehen: Primitivheit, Kultur, Zivilisation, Ende.

Auch als Magd kann die Zivilisation der Kultur nichts nützen, also selbst, wenn sie sich der höheren gar nicht feindlich gegenüberstellt. Ihre Anwesenheit allein genügt. Dem Feinstoff schadet jede Verquickung mit dem Grobstoff. Eine wirkliche Vereinigung beider Herrscherinnen ist somit nach dem allgemeinen großen Vergänglichkeitsgesetz unmöglich und lebt nur in den Wünschen unverbesserlicher Schwärmer.

Warum wir Dichter mit so großem Nachdruck auf die bildenden Künste gewisser Richtung weisen und eine andere Art von Kunstgeschichte erstreben, hat seinen guten Grund. Was ist ein Dichter, wenn er nicht ein Seher ist? Und allererst ein Seher sollte über die Kunst des Auges zu der Allgemeinheit sprechen, nicht der verstandesmäßig abwägende Kritiker. Die ganze junge Generation fühlt den Abgrund, vor den und in den uns falsche Führung und Fühlung seit Jahrhunderten gebracht hat. Sie weiß es oder ahnt es, was es heißt, systematisch einem Volke seine eigensten Güter zu entwinden, den eigenen starken Schwingungsrhythmus zu zerstören, indem sie ihn ersetzt durch wesensfremde Rhythmen. Der Deutsche, der auf der äußerlichen Seite an Selbstüberschätzung leidet, wenn es ihm vorgeredet wird, neigt auf der inneren Seite ja nur allzusehr zu mangelhafter Selbsteinschätzung. Der Deutsche aus der Verlogenheit und Geistesarmut der letzten Jahrzehnte prahlte mit seiner deutschen Baukunst im Auslande - und setzte dem Auslande italienische Bauwerke als deutschen Geist vor. Die deutsche Gesandtschaft von Peter Behrens in Petersburg ist eines der Armutszeugnisse der alten Zeit. Mit Recht sagte ein Kenner jüngst in öffentlicher Sitzung, die Zerstörung seinerzeit könne den Kulturfreund nur erfreuen, ebenso wie er sich freuen müsse, wenn ein gleiches Schicksal den Berliner Dom beträfe.

Was das mit Islamik zu tun hat? Viel. Islamik ist eines der großartigsten Beispiele von Heimateigenkunst und von der Kraft der Heimateigenkunst.

Wir denken an Tausend und eine Nacht, wenn wir vor

den Bauten des Islam stehen oder wenn wir den Zauber der islamischen Innenkunst auf uns wirken lassen. Wir sprechen bewußt davon. Was will das heißen? Nun zuerst, daß diese Kunst sich weit über die Gegebenheit der Dinge hinaushebt. Sie will nicht die Welt der Erscheinungen in verschönerter, gleichsam zusammenlegender Art wiedergeben (sie in Häßlichkeit darzustellen, ist gar ein Irrsinn, soweit es Anspruch auf Kunst macht), sie benützt nur die Formen der Erscheinungswelt, soweit sie ihr passen, sie ändert sie aus der Fülle ihrer Phantasie und Gestaltungskraft je nach Belieben, einzig das Ziel vor Augen, der Welt des höheren Ichs Gestalt zu geben. Nicht das niedere Leben der Erscheinung, sondern das höhere Leben des Wesens. Nicht das Vergängliche, sondern das Unvergängliche. Der Gegensatz zum Lauf des äußeren Lebens. Nicht das Hinein, sondern das Hinaus. Das ist der Sinn.

Anruhe war das äußere Leben des Islamen, ständige Kampfbereitschaft. Die Kunst als Gegensatz will ihm die Ruhe paradiesischer Gefilde bieten. Dabei lehnt sich diese Kunst im Anfang bewußt an die Vorstellungen des Koran an. Aber wie die Religion in erhabenen Geistern von Weltgröße wie Dschelaleddin Rumi, dem größten mystischen Dichter und einem der größten Dichter aller Zeiten, eine großartige Vertiefung fand, und wie sie den großen Wesenskern der überpersönlichen Gottheit, der in allen Religionen das wahre Wesen ausmacht, findet, so findet auch die Kunst eine gewaltige überpersönliche Steigerung. Der Gott der großen Geister des Islam hat mit dem menschähnlichen Semitengotte nichts zu schaffen. Er ist das Brahman der Inder, das All, das auch in jedem einzelnen als Atman ist, der Gott des Johannisevangeliums, die unpersönliche Gottheit Meister

Ekkeharts. Wenn man Dschelaleddin Rumi erfaßt, erkennt man erst, wohin die großen Heiligtümer des Islam führen wollten. Hinaus aus aller Persongebundenheit (Person ist stets vergänglich), hinein in die Dauer des Überpersönlichen. Gelöstheit, Freiheit, Friede, Stille, Feier.

Nicht überall ist dieser große Sinn gewahrt, aber überall ist der Gegensatz zu gestalten versucht. Die Welt des Märchens ist ja weiter nichts, als sich bewußt der plumpen Macht des Reiches der Notwendigkeit zu entziehen und einen Blick zu tun ins Reich der Freiheit. Das Märchen will entrücken, wie jede höchste Kunst entrücken will. Die Klassik gab nur ein verschöntes Abbild der Diesseitswelt, vielleicht das schönste. Aber Islamik hat gar keine Berührungs- und Vergleichsflächen mit der Klassik, weil sie wie Gotik und Iranik auf einer viel höheren Ebene liegt. Es gibt Wertunterschiede, weil es Höhenunterschiede gibt. Ein jeder hat auf seiner Stufe recht. Gewiß. Und schlimm, daß man das meist vergißt. Aber es gibt eben Stufen! Der Heilige steht höher als der Ich-mensch, und der für die Erkenntnis und das Erlebnis beider Welten Begabte steht höher, als wer nur für die Welt der Vergänglichkeit begabt ist.

Ich habe in meinem Buche die Islamik bis nach Persien beschrieben. Islamik (das ist das Große) trägt sich selber überall hin. Sie übernimmt nicht wesensfremde Elemente, wie wir Italiens Kunst nach unserer wunderbaren Eigenheit der Gotik; sie prägt den Stempel und bleibt sich treu im Wesen, ob sie nach Spanien oder ob sie nach Indien vordringt. Aber wie in Indien sich alles zum Übergroßen, Übermenschlichen gestaltet, so auch Islamik als Gesamterscheinung. Aus einem Heiligtum werden Städte von Heiligtümern. Aus

einer Palaſtanlage Feengärten. Das Wunderbare tritt hier beſonders in der Anlage in den Vordergrund. Der Einzelbau dagegen iſt immer voll ſtrengſter Einheit und im Riß wie Aufbau von erhabener Einfachheit des Überblicks. Dafür ſind wieder alle Einzelheiten in ihm wunderbar, reich und prächtig.

Aber auch in der Einzelheit iſt bei aller wunderbaren Fülle doch niemals Gezwungenes, Überladenes. Stets lenkt der ſicherſte Geſchmack die Formen und die Farben, die Stoffwahl und die Ordnung. Nie Prunk; im höchſten Falle edle Pracht. Der große Meiſter Perſien wirkt offenbar noch nach. -

Wir ſtehen vor einem unerhörten Reichthum der Ornamentik. Besser geſagt: die Ornamentik wird hier zur Führerin, nicht zur Begleiterin, zu einer Kunſt für ſich, zu einer Hauptkunſt herrlichſter Vollendung. Tausend und eine Nacht - allein ſchon durch das Ornament geſtaltet. Verbot der Iſlam doch die Nachbildung von Tier und Menſch. So mußte alles mit der Pflanze geſagt werden. Und es läßt ſich alles ſagen. Weil dieſes von innen kommt, Ausdruck der Seele iſt. Zwar macht der Iſlam in Perſien ſich frei von dem Verbot. Aber was kann einer Kunſt, die nach dem Höchſten ringt, die gerade das Jenseits der Erſcheinung geſtalten will und kann, die aus der Dinggebundenheit befreien will, die Form des Menſchen ſagen? Sie wußte, der wahre Menſch fängt dort eigentlich erſt an, wo der ſichtbare Menſch aufhört. Das Letzte und Reinste und Abgezogenſte, das Unpersönliche, das Überpersönliche ließ ſich naturgemäß viel beſſer ſagen ohne Gebundenheit an das, was gerade die Hemmung höheren Aufſtiegs iſt: das Leibliche, das Ich der Erſcheinung. Wenn ich das, was über das niedere Ich des Menſchen hinausführt, geſtalten will, ſo kann ich das leichter und enthobener

ohne die äußere Struktur des Grobstoffgebildes Mensch, so schien man sich zu sagen. Der Feinstoff ist das Element, in dem der Islam denkt, soweit er Kunst ist.

Nirgends ist Gattenliebe erhabener gestaltet als in dem Bildwerk Tadj Mahal, das sich aus Baukunst, Bildnerkunst und Landschaftskunst zusammenfügt.

So wird Kunsthandwerk im Islam zu großer Kunst, zum Führer aus den Niederungen. Wenn er selbst das Geringste gestaltet, gibt der Künstler des Handwerks seine ganze Seele hin. Er fühlt sich Schöpfer, ist erhoben im Gefühle, der schaffenden Gottheit sich zu nähern, die in allem webt und alle Formen aus ihrer Uner schöpflichkeit hervorgehen läßt. Er wirkt in Frommheit selbst das Kleinste. Und dieses Gefühl größter Verantwortung beim Schaffen des Geringsten hat diese Kunst des Handwerks geadelt wie keine zweite. Was unsere Museen davon besitzen, ist leider kümmerlich, lächerlich kümmerlich. Das einfachste Gerät zeigt diese Einstellung des Gestalters und damit zugleich den höheren Sinn.

Die Baukunst, fußend auf dem Ziegelbau der Perser, schreckt nicht zurück vor den kühnsten Kuppelbauten. Mathematik ist seine Lenkerin. Ganz ungeheuer klar im Umriß sind gerade die Monumentalbauten. Im Innern finden sich neben den erhabensten Kuppelbauten, die ein einziges weihendes Raumgebilde schaffen, die verschwiegensten oder mystisch edelsten Säulenhallen. Meister des Durchblicks, führen die islamischen Künstler den Blick in verdämmernde Tiefen. Meister der Gestaltung des Geheimnisses.

In einem Kunstgeschichtsbuche steht zu lesen, das Pantheon in Rom sei das reinste Raumgebilde. Gewiß, das Pantheon ist ja orientalisch, nicht klassisch, wie der Verfasser wähnt!

Die Kuppel ist orientalisches Eigentum. Die Klassik war zu ihr nicht fähig. Aber der Verfasser ist offenbar wie die meisten nicht über Italien hinausgekommen. Der Islam bietet Kuppelbauten von wunderbarsten Mäßen, die trotz der Ungebrochenheit der Raumgestaltung nie nüchtern wirken wie so viele Renaissancekuppeln (die aber Nachahmung sind), sondern immer verschwiegen feierlich. Wir sollten unseren Geist an diesen Bildungen erheben, statt uns die kleinen Maße der Italienik einzuprägen. Islamik ist der Bruder unserer eigenen, der Germanenkunst: der Gotik. Sie steht unserem germanischen Empfinden mit seiner Fähigkeit für die Erfahrung und Gestaltung höheren Wesens und mit dem pochenden Streben nach dem höheren Leben ungleich viel näher als die wesensferne Klassik. Sie ist der germanischen Seele wesensnahe. Soweit die germanische Seele noch fähig ist oder wieder fähig geworden ist, sich selbst als Seele zu fühlen und ihre größte Wesensleistung zu erkennen, die Gotik, soweit muß sie auch mit frohem Staunen und innerster Ergriffenheit vor der Kunst des Islam stehen. Tausend und eine Nacht gehört ja zum Geisteschatze unseres Volkes. Tausend und eine Nacht geformt, gestaltet in Bau- und Form- und Farbgebilden möge es gleichfalls werden.



Jeder, der sich über sich selbst Gedanken macht, wird zeitweilig unter einem bestimmten Zwiespalt zu leiden haben, der sich aus einer unklaren und klaren Empfindung zusammensetzt.

Die unklare äußert sich in einer Bedrückung, die zweiteilig ist, je nachdem das Gefühl nach vorwärts oder nach rückwärts gerichtet ist. So kommt es, daß man sich theils mit Selbstvorwürfen plagt und beunruhigt, theils immerfort meint, etwas Drohendes von sich abwehren zu müssen. Diese dumpfe Unsicherheit ist etwas ganz anderes oder hat einen viel tieferen Grund als die Sorge um die jetzige Existenz oder Furcht vor einem Unglücksfall in eben dieser Existenz. Sie gründet sich vielmehr auf die unbewußte Ahnung zukünftiger Daseinsformen, die wieder aus der ebenso unbewußten Empfindung endloser vergangener Daseinsformen abgezogen sein mag. Und sie gründet sich auf die unbewußte Empfindung der ehernen Größe des weltbeherrschenden Karma-Gesetzes.

Dieser unklaren Bedrückung steht das klare Bewußtsein gegenüber, daß alles vorausbestimmt abrollt, und somit weder Grund zu Selbstvorwürfen noch zu Bangnis vorhanden ist. Und somit entsteht tatsächlich ein wiederwärtiger Zwiespalt, aus dem es nur eine Rettung gibt: Klares Denken.

Die Vorausbestimmung kann fraglos bewiesen werden. Es gibt einen rechnerischen und einen tatsächlichen Beweis.

Der rechnerische ergibt sich als Schlußfolgerung beharrlichen und wahren Denkens, wie sie vom Buddha und unabhängig von ihm von Kant gezogen ist. Der Einblick in die Anfanglosigkeit des Weltgeschehens fördert die Möglichkeit

einer Betrachtung sub specie aeternitatis. Ein Wesen höherer Art, das in seiner Anschauung nicht an Raum und Zeit gebunden ist, sieht ständig den ganzen Weltprozeß auf einmal, also auch meine Vergangenheit und Zukunft in dieser Welt zugleich.

Der tatsächliche Beweis ist das Hellsehen mit seinen Abarten, das man als Ganzes besser mit Hellfühlen bezeichnen könnte. Zwar ist es bei der mangelhaften menschlichen Organisation nur beschränkt genug, aber es kann von der Wissenschaft nicht weggeleugnet werden. Die Wissenschaft sollte es sich vielmehr als willkommenes Werkzeug einverleiben, um ihre Erkenntnis zu erweitern. Ist doch jede Erweiterung erwünscht, da alle Naturwissenschaft ja doch nur auf eine Verbreiterung, niemals aber auf eine Vertiefung der Erkenntnis hinauslaufen kann. Durch die Verbindung mit der vorurteilslosen Naturwissenschaft würde diese merkwürdige Fähigkeit zugleich aus der unangemessenen Sphäre okkultistischer Nebeleien herausgehoben. Auch gegen die Hypnose und Suggestion hat sich die Wissenschaft lange gesträubt, jetzt sind sie eines ihrer trefflichsten Heilmittel.

Solange wir also an diesem Weltprozeß teilnehmen, ist unser äußeres Dasein vorausbestimmt. Mit dem Augenblick aber, da wir im Ruck hoher Erkenntnis den Durst zur Welt der Gestaltungen fahren lassen oder fahren zu lassen uns bemühen, ändert sich auf einen Schlag die Sachlage. Wir sehen: Die Vorausbestimmung ist nichts anderes als mein eigen Werk, ist das Ergebnis meiner Willensrichtung zur Welt. Die Willensrichtung ist wieder das Ergebnis des Grades meiner Erkenntnis und setzt sich wiederum zusammen aus den Willensrichtungen früherer Daseinsformen, aus

denen der jetzigen Existenz und damit auch aus denen der zukünftigen. Somit entgehen wir der Vorausbestimmung nur durch ein Mittel: Indem wir bewußt die Willensrichtung ändern, und auch dann nur, wenn diese Willensänderung nach einer einzigen Richtung erfolgt: Der Richtung heraus aus der Welt. Wir entgehen ihr, wenn wir mit dem Willen den Durst bekämpfen und uns dadurch aus dem Weltprozeß und damit aus dem Kreislauf der Wiedergeburten zu lösen suchen.

Ist der Wille zur Welt dahin, ist auch die Welt dahin. Nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Weltenbürger.

Der völlige Nirwana-Zustand kennt keine Bestimmung, geschweige denn Vorausbestimmung.



Wiedergeburten

Bemerkung des Verlages: Diese Arbeit stellt eines der intimsten Bekenntnisse von Hans Much dar, das zu Lebzeiten zu veröffentlichen er sich stets gescheut hatte. Es entstand anlässlich der Geburt seines einzigen Kindes, der Tochter Waldburg.

I.

Als der Erleuchtete und wahrhaft Vollendete, der Einzige und Erste, der Buddha über die Erde ging, war Er ein Goldschmied, der die Tempel Hindostans mit goldnen Götterbildern zierte und ihre Wände mit Edelsteinen überkleidete. Der Klang seines Namens schallte hinaus über die Grenzen der Heimat. „Er sah die Blumen des Lotoshimmels wie der Goldschmied von Kusumapura“, war ein Sprichwort zu jener Zeit.

Als Er eines Tages mystisches Rankenwerk in Edelsteine auf eine Tempelwand dichtete, trat der Vollendete herein und sprach zu dem nachströmenden Volke. Sprach von der Vergänglichkeit der Form, Bewegung der Wellen und dem wahrhaft Wissenswertem, sprach von Formbefreiung und wirkender Gestaltlosigkeit. Da entfiel Ihm sein Werkgerät, und die Edelsteine rollten zu Boden, und Er folgte dem Erleuchteten.

Mehr und mehr entschleierte sich Ihm die Lehre. Eines Abends lehrte der Vollendete in einem Indratempel und sprach von dem Durst nach Form und der Gehrucht nach der Urkraft, die wahrhaft waltet, formbefreit: Nirwana. - Er aber merkte, wie seine Augen nicht loskamen von dem Rankenwerk aus Edelstein, das geheimnisvoll des Tempels Wände zierte, und Er wußte, daß seine Hand es einstmals

schuf, und konnte doch nicht daran glauben, daß sie es war, die es geschaffen habe: Die Worte des Vollendeten hallten seinem Ohr vorüber. Da erschrak Er plötzlich, denn der Vollendete stand vor Ihm und rührte seine Schulter. Es war menschenleer im Tempel. Das Mondlicht huschte über das Rankenwerk.

Er fiel auf die Knie und stammelte: „Verzeihung“. Der Erhabene aber hob Ihn vom Boden auf und sprach: „Dein Pilgergang durch diese Welt der Formen ist ein Muß, mein Sohn, und der Vollendete, wie das gestaltlos wirkende Nirwana kennt weder Tadel noch Verzeihung. Noch tastet deine Seele an dem Rankenwerk, und die Worte der Lehre hallen dir vorüber. Doch ist nur ein Teil des wahrhaft Wissenswerten, was meine Lehre euch enthüllt.“ - „Weh mir! Warum nicht alles?“ rief der Pilger. - „Das wahre Wissen des Vollendeten“, sprach der Erleuchtete, „ist nicht mit Worten wäghar. Wäre der Sinn der letzten Lehre präghar: vor solcher Prägung würdet ihr erstarren. Wandle du selbst zum Ziele, lieber Sohn.“ - „Weh mir, bin ich noch weit vom Ziele?“ rief der Pilger. - „Dein Wollen trägt dich näher durch die Wellen, rastlos näher“, sprach der Vollendete.

Als er des Pilgers bekümmerte Züge sah, leuchtete eine große, einsame Milde über sein Antlitz und er sagte: „Verzunft ist zeitlos, wenn sie der Formungsfesseln sich begibt.“ - „Befreie du sie“, rief der Pilger, „und zeige mich mir selber!“ - „Der Wunsch ist eitel und die Erfüllung auch“, antwortete der Erhabene. „Doch mag ein kurzer Augenblick dich trösten für lange Reise. Setze dich zu mir, reiche mir die Hand und sinke sinnend in dein Selbst!“

Er sank sinnend in die Tiefen seines Selbst. Von der Hand

des Vollendeten strömte eine zitternde Kraft in seine Sinne. Plötzlich war der Weg erleuchtet – einen Augenblick, einen schnellen, klaren Augenblick wie ein Wimpernschlag. Er schauerte und staunte. Denn Er erkannte, daß Er wie alle Lebensform so alt war wie die Welt.

Tags darauf starb Er, unerwartet, schmerzlos, augenblicks.

2.

Zuerst sah Er Tiere des Waldes und Tiere der Wüste, Bären und Füchse. Dann sah Er den Menschen am Werke.

Aus heißem Wüstenande wuchs ein Riesenbau, ein Triumph des einzigen nicht irrenden Menschenwissens, und auf seinen vier feingelätketen Pyramidenwänden glitzerten die senkrechten Sonnenstrahlen. Nahe bei dem riesenhaften Menschenwerk hob sich ein Steinblock aus dem Sand der Wüste. Er stand mit dem Meißel an dem Riesenblock, selig, wahrhaft voll. Er wollte den Triumph der Rechenkunst, des einzigen nicht irrenden Menschenwissens, wie Ägyptens Priester lehrten, Er wollte den Triumph der Pyramiden überbieten. Das wahrhaft Wissenswerte, das Rätsel, dem Er als junger Priester einst so nah und ferne war, das Urgeheimnis sollte sprechen zu der Welt, sollte beim toten Riesenmal der Rechenkunst dem Sucher könend Antwort geben.

Unter seinen Händen formte sich ein Löwenleib und Pranken, die ruhten feierend in gehaltener Kraft, Pranken, die alles Lebende zerschmettern könnten. Zwischen den Pranken hatte Er des Nachts sein Lager. Unter seinen Händen wuchs alsdann ein Haupt, und seine Seele, so schien es Ihm, pochte voll Zuversicht an die Pforte des Geheimnisses. So dünkte Ihm.

Allwöchentlich fuhr der Bauherr daher auf goldenem

Wagen mit goldgeschmückten Rossen. Dann warf sich alles Volk zur Erde und rief: „Chefren, groß ist Chefren!“ Er aber warf sich nicht zu Boden, mit dem Meißel stand Er neben dem wachsenden Kopfe und schaute dem Pharao ins Angesicht. Schaute und schaute das menschenferne Lächeln des Pharao. Schaute und starrte. Wenn Er alsdann auffuhr, flogen seine Hände über sein Werk wie im Fieber.

Eines Abends kam der Pharao und hielt vor seinem Werke und schaute dem ins Angesicht. Da starb das Lächeln seiner Pharaonenzüge, und er erblaßte. Er rief Ihn hinab und belohnte Ihn im Übermaß. Da sah Er selbst sein Werk und sahe, daß es vollendet war: Ihm und der Welt das größte Bildwerk. Aber je länger Er ihm ins Antlitz sah, je starrer wurde sein Blick. Und Ihm schauderte vor der lächelnden Grausamkeit des Geheimnisses.

Er warf die Goldgefäße, die Ihm des Königs Kämmerer auf zehn Wagen anfuhr, unter die Sklaven, die sich bluttriefend um die Pyramiden Spitze mühten, um den Schluß des Riesenwerkes der Rechenkunst. Und Er lief und lief.

Als aber zu Nacht der Mond weiß über die Wüste stieg, zog Ihn das Werk, und Er fand keinen Widerstand. Wissend lächelte es grausam aus der weißen Öde. Er stand und starrte. Dann schrie Er laut auf, übermenschlich, und lief zum Ufer des Stromes und stürzte sich in seine heiligen Fluten.

In derselben Nacht starb auch der große Pharao.

3.

Noch zweimal erlangte Er Form im Reich der Pharaonen. Einmal als Sklave, der unter der Peitsche verblutete, haßerfüllt, der Reichen Herrschaft fluchend.

Das andere Mal als Priester zu Setis Zeit. Die Priester wußten um die Natur und spürten nach ihren Geheimnissen und nutzten seltsame Kräfte und formten des Himmels Blitze nach Willkür. Er grübelte über den Kräften, und es drängte Ihn, sie aus dem heiligen Tempelbezirke herauszustellen, hineinzu lassen in die Welt. Dann mußte das Geheimnis, also meinte Er, erschlossen werden. Des Nachts baute Er sonderbares Geräte, in das Er seine Kräfte bannen konnte. Eines Nachts glaubte Er ihren Sinn mit Händen zu fassen: da zersprang sein Gerät mit furchtbarem Knall, und eine Flamme schlug empor, und die Priester liefen herbei. Der Oberpriester sprach: „Törichter Knabe, der Bezirke überschreiten will, die unserer Vordenen Weisheit und unsere eigene, die ergraut ist, weislich umhegte! Ich ahne wohl, du willst die Welt erneuen, die Welt erneuen! Törichter Knabe! In unserm heiligen Bezirke bleibt die Kunst, daß wir sie dem erstaunten Pilger zeigen, wann es uns beliebt. Und du bist fürderhin verbannt von ihren Hüttern!“

Da schied Er von der Kraft und durfte doch den riesenhaft umfriedeten Bezirk des Tempels nie verlassen. Er sah aufwärts zu den ewigen Lichtern und forschte Bahn um Bahn, suchte Gesetz um Gesetz, und alte Weisheit der Papyrusbände half ihm treu. Er sah einwärts in sein Ich, zu seinen ewigen Lichtern. Je tiefer Er sah, um so heller leuchtete sein Ich. Seine Lippen strömten über von Gesängen, wenn sein Fußtritt einsam durch die Riesenhallen scholl, wenn das Mondlicht zurückprallte von eines Götterbildes menschenferner Hoheitskühle, wenn an den Wänden die feingeschnittenen Gestalten glitten, ferne, in leuchtender Farbenpracht. Wieder trieb es Ihn, die empfangenen Gesänge hinauszustellen, hinein-

zulassen in die Welt, entkeimte ihm der törichte Wunsch des Widerklingens. Aber auch dem wehrte der Oberpriester. Sein einziger Freund sprach lächelnd zu dem drangbeschwerten: „In einem alten schön geschriebenen Papyrus fand ich ein Wort, dem nachzusinnen sich verlohnt: Ein großer Gedanke, ganz zu Ende gedacht, ist besser als hundert Thaten und zehntausend Reden.“

Er sann einsam. Doch als Er zu Sterben kam, lächelte sein Freund, denn ihm zu Häupten lagen seine Lieder, hundertmal mit heiligen Buchstaben auf Papyrus geschrieben und eines unter ihnen gar tausendmal. Sein erlöschender Blick hat von dem Freunde weg zu den Liedern hin. Als der Blick erloschen war, nahm der Freund das tausendmal mit heiligen Buchstaben auf Papyrus geschriebene Lied und las es laut. Dann drückte er ihm die Augen zu und seufzte.

Das Lied aber lautete:

Zu wem spreche ich heute?
Grech sind die Herzen,
ein jeder nimmt die Habe seines Nächsten.

Zu wem spreche ich heute?
Der Sanfte geht unter;
der Greche ist Liebkind bei allen Leuten.

Zu wem spreche ich heute?
Es gibt nicht Gerechte;
die Welt ist ein Beispiel von Übeltätern.

Der Tod steht heute vor mir,
wie wenn ein Kranker gesundet,
wie wenn man ausgeht nach schwerer Krankheit.

Der Tod steht heute vor mir,
wie der Geruch der Myrrhen,
wie wenn man am windigen Tage unter dem Segel sitzt.

Der Tod steht heute vor mir,
wie der Geruch von Lotosblumen,
wie wenn man am Ufer der Trunkenheit ausruht.

4.

Darauf war er der Goldschmied von Kusumapura. Es war ein Sprichwort zu seiner Zeit: „Er sah die Blumen des Lotoshimmels wie der Goldschmied von Kusumapura.“ Er folgte dem Vollendeten, wie anfangs gesagt ist.

Und dann - - -, die Stadt hieß Cäsarea und lag am Meer, und es war ein Landpfleger darin, der hielt einen jüdischen Mann in Haft, und Er brachte ihn. Er aber war ein blondbärtiger Mann, blauäugig und hochgewachsen, und stand im Gold bei dem Landpfleger. Der Jude war klein von Ansehen, aber aus seinen Augen sprang ein Feuer, eine Welt in Brand zu sehen. Oft pflog Er Zwiesprach mit dem jüdischen Manne, der hieß Saulus. Saulus redete Ihm von Einem, der da war, und der da ist, und der da sein wird und sprach: Von seinem Lichte wird sich die alte Welt erneuen. Denn er ist Wahrheit, Kraft und Liebe, er tilgt so Sünde wie Leid. Alle Angst der Kreatur ist überwunden. Wie Saulus also und mehr von ihm redete, also daß Er alles wußte, dünkte es Ihm wie neues Wissen und wie alte Mären. Er sehnte sich nach seiner Heimat.

Da hieß der Landpfleger Ihn eines Tages Saulus zu sich nehmen und in ein Schiff steigen und ihn nach Rom führen zum Kaiser der Welt. Er tat nach dem Geheiß. In Rom aber entwich Er und eilte fürbaß in seine Heimat gen Norden.

Er zimmerte eine heimische Hütte und führte in sie ein preisliches Weib und war wacker in Jagd und Kampf und Belage.

Wotans Sagen klangen wieder in seiner Seele. Oft sah Er Wotan als Sänger und oft als Helden und am öftesten als Wanderer, der Wissen sucht über das Unabwendbare. Wieder dünkte es Ihn wie damals in Cäsarea wie neues Wissen und wie alte Mren: „Bewegung der Wellen, Erlösung von Wanderung; wäre der Sinn der letzten Lehre prgbar, vor solcher Prägung würdet ihr erstarren.“

Auch Wotan, der Held, suchte die Prägung, ein wegwunder Wanderer. Dann sah Er vor seiner Seele das Bild eines andern Gottes, das Ihm der Jude malte. Der streckte Wotan die Hand entgegen, und wegwund lächelte der grübelnde Wanderer.

Der Mann fiel in wildes Bruten ob seinen Bildern.

Als einst sein Gastfreund bei Ihm in der Halle saß, tat Er seinen Mund auf und sprach von seiner Bedrängnis. Da lachte der Gastfreund spöttisch auf und hhnte Ihn. Er aber ergrimnte und erschlug den Gastfreund.

Da erhob sich Rache heischend die wütende Sippe. Seine eigene Sippe aber war schwach, und rastlos mußte Er schweifen, Er mit dem Weibe, dem Wilde gleich, von wütenden Jägern gehet. Immer tiefer furchte sich Ihm das Antlitz des wegwunden Wanderers. Eines Morgens im Walde fiel Er im Kampfe gegen die bermacht. Mit ihm sein Weib.

5.

Maeddin, Geldschuensultan in Konia. Auf Asiens Wegen tummeln die Karawanen. Die Treiber stacheln schreiend, und lautlos gleiten die Kamele. Stets neue Straßen leiten den Handel durch das Reich wie Gräben einen goldenen Strom. In den Hfen lagern warentauschend die Flotten Genuas.

Glückliche Kriege zwingen die Neider. Moscheen wölben sich, und Minarets zucken empor wie Lanzen zu des Propheten Ehre. Schulen reifen die Frucht von Bildung und Wissenschaft. Und die Kunst schafft Werke, augenblicks wie auf Zauberschlag, edel und stark wie des Propheten Worte. Zauberrische Marmor- und Sandsteintore halten Wacht vor lichten Hallen, vor schimmernden Kuppelsälen, vor farbig verdämmernden Wundertiefen, und zieren selbst die einsame Karawanferei in öder Salzsteppe. Der Meißel gleitet scheu und keusch über die Fläche wie einst der ägyptische. In blauen Wundertönen leuchten die Buntkacheln.

Aus prächtigem Palast schaut Maeddin über Konia und über die prangende Ebene. Des Morgenlandes Farbenpracht, die niemals schrillende, die reine, tiefe, unausschöpfliche, legt sich wie Paradieses Träumen um seine scharf wachenden Sinne. Den duftenden Harem schmücken die Blüten Persiens und Turkestans und wetzeln neidisch mit stolzen Prinzessinnen von Byzanz um ihres Sultans Liebe. Seinen köstlichsten Schatz hütet Er in der prunkvollen Stille des Klosters. Dieser Schatz aus Persien heißt Dschelaleddin Rumi, die mystische Blume des Morgenlandes.

Der Sultan teilt seine Werkstage unter Staatsgeschäfte und Bauten, unter Kriege und Fahrten, und schafft und schafft, und ringsum leuchtet das Land. Seine Ruhestunden teilt Er unter die Verschwiegenheit des Harems und die Werkstatt der Künstler. Am liebsten aber weilt Er in der kostbaren Einsamkeit bei Dschelaleddin Rumi, der mystischen Blume des Morgenlandes.

Als Er eines Tages wiederum zu der kostbaren Einsamkeit Dschelaleddins pilgerte, sprach Rumi: Wenn du dich liebtest,

wie ich dich liebe, Herr, du theiltest nicht mehr deine Werkstage und deine Ruhestunden: du gingest nur einen Weg und gingest ihn nicht fürder zurück. Du kennst den Weg, du gingst ihn oft zu mir. Du schufst und schufst und streiftest das Beste nur im Vorübergehen. Ich sandte dir ein Lied, das ich im Garten jüngst empfing. Es endet:

Im Herzensgrund sind wirklich Frucht und Baum.
Was du da draußen siehst, ist nur ein Traum.

„Freund“, antwortete Maeddin, „das Lied, das du mir sandtest, ist eingepflanzt in meiner Seele Garten, gleich den andern Blumen deines Geistes. Auf diesen Teppich, der uns Persiens verzückte Grüße sandte, dir zur Seite sitzend, fühle ich das Reifen jeder Stunde, fühle die Wahrheit deiner Welt. Heilige Vögelchen schlagen um mich gedämpften Flügelschlags. Doch in das Vögelchenschlagen heiliger Flügel jauchzt mir das laute Lied der Welt. Auch das Leuchten des Traums da draußen ist mir wonnesam, weil ich es schuf und schaue.“

Dschelaleddin Rumi, die mystische Blume des Morgenlandes, lächelte traurig.

Bald danach ward Maeddin von seinem Sohn ermordet. Der gierte nach der Herrschaft.

6.

Es war eine Stadt im Norden, die hieß Lübeck, und ihre Schiffe beherrschten Meer und Länder. Als sie gar mächtig war, also, daß ihr Könige zinsten, erwuchsen ihr die inneren Feinde, als da sind Gattheit, Begehrlichkeit, Selbstsucht, Junkerntücke, Geschlechtereigennuß. Da hob sich aus dem Volke ein Mann, der prüfte sich wohl und ergriff den Zügel.

Ein frommer Mann, zugetan dem Sturmhaufe aus Wittenberg. Oft sah man Ihn des Abends durch die Straßen gehen und plötzlich stille stehen vor dem Giebel des Rathauses, der war herrlich in prangender Einfachheit. Und oft schaute Er empor zu der Riesenkirche, die wie ein Held nach aufwärts rang. Da tat sich seine Seele auf vor den Bauten der Heimat. In Backstein schuf die Heimat ihre großen Werke, und gleich schufen in Backstein die andern stolz ragenden Hansestädte, die Er besuchte. Alles, was in Backstein schuf, dünkte Ihm wie eine Heimat, und Lübeck schien Ihm aller Vorbild.

Da wurden die Gedanken stolz und überfliegend, und Er liebte den deutschen Norden. Sein Wollen wuchs gleich der Riesenkirche, die wie ein Held nach aufwärts rang. Sein Begehren wuchs zu einem nordischen Germanenreich, einem Bürgerreich ohne Fürsten und Könige, mit Lübeck an der Spitze. Sein Wollen war stark wie der Tod, und sein Begehren unerschütterlich wie Elternliebe, und seine Liebe edel wie die rote Halle der Riesenkirche.

Näher und näher rang Er am großen Ziele, und fast erreichte Er es. Aber der Mitbürger Sinn war zu klein, und der Pfaffen fürstendienerische Bosheit zu groß, und der Fürsten Habgier zu störend. Da fingen Ihn die Fürsten hinterücks, als Er das alte Werk mit neuen Eisen schmieden wollte, vom Unglück ungebeugt. Sie bereiteten ihm, wollüstige Scheusale, unsägliche Qualen, und die stolze Stadt verließ Ihn feige. Und da - da hängte Er seine Seele an die Hoffnung zu leben, um sein Werk alsdann von neuem zu beginnen, und Er lag unter den Folterqualen. Lag, um zu leben und zu wirken. Und bekannte sich schmachvoller Anklagestücke schuldig. Doch Fürsten und Pfaffen schien Er zu gefährlich,

und es nahte sein letzter Gang. Da sah Er dem Tode ins Antlitz und bekannte sich zu seinem großen Wollen wie Einer, der langsam aus Betäubung aufwacht. Und Er ward enthauptet.

Mit ihm fiel des deutschen Nordens größter Sohn und Deutschlands letzter Bürger. Der Chronist seiner Tage schrieb kopfschüttelnd an den Rand der Chronik:

Die von Lübeck und Deutschland mögen zu allen Tagen
den Tod Jürgen Bullenwebers beklagen.

Aber...

7.

Noch war Er nicht am Ziele. Er ward ein Arzt zu einer Zeit, wo deutsche Art in Deutschland schwer atmete. Er lugte nach neuen Zielen und ging eigene Wege. Die aber liefen nicht über den Markt, wohin die glatten Straßen von Zugeständnis, Kriechtum und Geschäft mündeten. So kam es, daß Er vielen, nicht zu seinem Nachteil, vorüberging. Ihn aber drängte es nach vieler Hände Druck und starkem Widerhall. Seine Seele glühte heiß.

Da reifte in Ihm der Dichter. Den Dichter aber nahm der Denker an die Hand und führte Ihn die Straße zum wahren Wesen, zur Unausprechbarkeit. So kam es, daß seine Lieder, nicht zu seinem Nachteil, fast allen vorüberhallten. Er aber sehnte sich nach Händedruck und Widerklang. Seine Seele glühte heiß - noch immer.

Alles ihr Licht fiel auf das Bild der Heimat. Es erstrahlte Ihm in reinigender Helle. Die Helle aber faugte nur für Wenige. Zu jener Zeit war helles Sehen weniger geschätzt als lautes Prahlen. Er aber sehnte sich nach reiner Wirkung.

Das Echte sah Er, sah es zuweilen unter Schmerzen und schaute Wahrheit, soweit ein Mensch sie schauen kann. Er stritt für die Mißgeachtete. Doch kamen Stunden, wo auch Er ihr edles Bild verhüllte vor dem Herrschaftsglanz der großen Lüge, Er, der nach tiefer Wirkung strebte. Ermaß Er dann das Streben nach der Wirkung am Schweigen für das Bild der Wahrheit, dann war Er hinterher wie ein Zerschlagener. Und sah doch nicht, daß sein Wollen nur falsche Richtung ging. Sein Unbewußtsein wollte sein Licht und seine Wärme auf Andere überleiten; doch sein Bewußtsein fühlte nur sein Ich.

Da trieb es Ihn von dannen und Er sah ferne Länder und Ihn däuchte, sie seien Ihm lange befreundet und bekannt. Waren es doch die Stätten, die Er in früheren Leben durchpilgert hatte. Als Er an heißem Sommermittag beklommen und erregt vor seinem ersten Werke stand und hinaufschaute in das grausam gleichgültige Lächeln des ewigen Menschheitsgeheimnisses, riefen die Wüstenöhne: „Krieg, Weltkrieg im Abendland!“ Und bebenden Herzens flog Er zur Heimat.

Zur Heimat?!

Mehr denn je trieb es Ihn, zu wirken für neue Zeit, zu schaffen für neuen Geist. Was Er wirken wollte, war edel und gut, war heimatlich. Und... Und eines Tages nach Mühsal und Enttäuschung riß der Nebel seines Lebensdranges, und Er sah helle seine Bahn, als hielt ihn die Hand des Vollendeten. „Bewegung der Wellen!“ rief Er wie ein Befreiter. Und Er vernahm die Worte: „Ein Gedanke, ganz zu Ende gedacht, ist besser als hundert Taten und zehntausend Reden.“ Und diese Worte kamen aus Ihm selber.

Da freute Er sich des Todes als des Vollenders und sang

ihm stille in den schlichten Lauten seiner Heimat entgegen. Er zog fern von den Menschen, verschmähend ihr Spießgeselle zu sein; ohne zu verzeihen zog Er ferne, aber auch ohne zu hassen. Alle Beklemmung löste sich, wie sich Wolken lösen in klarem Himmel, wie Kristalle schmelzen, wie Wasser verdampft zu luftigem Stoffe. Er dachte den Gedanken zu Ende, was man sein muß, um ein Mensch zu sein: Tastend, fühlend, ganz zu Ende. Für sich allein mit Weib und Kind.

8.

Da kam der Tod und erlöste Ihn von der Menschenform. Doch seiner Seele Energie durfte noch nicht einfließen in die gestaltlos wirkende Urkraft, in die Weltenenergie, Nirwana. Zu läutern war sie von letzter Befangenheit und strömte ein in die rastlose Kraft eines selbstleuchtenden Sternes.

Dort sah sie geläutert, wie der ganz zu Ende gedachte Gedanke weiter wirkte auf der Welt: Hier in einem trozigen Bauersmann, dort in einem Bauherrn; hier in einem forschenden Entdecker, dort in einem großen Führer, dort in Scharen freudiger Jünglinge.

Als nach Jahrmillionen das Weltall erdämmerte und neues Werden im Sterben des alten sich formte, rastlos von Neuem zu beginnen den Kreis der Formen, da sah Er, wie der von Ihm zu Ende gedachte Gedanke aufleuchten wollte in großer Herrlichkeit, eine Sonne, einer neuen Welt zu leuchten. Da löschte Er den aufquellenden Drang, verschmähte neue Wirkung in der Form, um einzufließen in das Unendliche: gestaltbefreit, maßbefreit. Er zog den zu Ende gedachten Gedanken an sich, daß die Sonne, die er durchleuchtete, in Nacht erlosch. Als der Gedanke einströmte in seine Wesenheit, sah Er

mehr als seine Bahn, mehr als die meßbare Bahn der Form, sah Er das wahre Wissen des Vollendeten, das nicht in Erdenworten wägbare war.

Er erstarrte nicht. Wohl aber lösch, solchem Wissen leuchtend, die Sonnenhelle des zu Ende gedachten Gedankens. Seine Wesenheit floß willig in die waltende Urkraft, formbefreit in die gestaltlos gestaltende Weltenenergie, langsam hinein in

Nirwana.



Von

Hans Much

erschienen im Verlag Carl Reißner · Dresden:

Arzt und Mensch

Das Lebensbuch eines Forschers und Helfers

Geheftet M 4.30, Gangleinen M 5.80

★

Ägyptische Nächte

Die Reise eines Biologen

Geheftet M 4.50, Gangleinen M 6.50

★

Die Welt des Buddha

Gangleinen M 4.50

★

Ekkehart

Ein Roman der deutschen Seele

Gangleinen M 9.—

★

Vom Sinn der Gotik

Mit 60 Abbildungen

Gangleinen M 6.50



✓

